JEAN RASPAIL

Das Heerlager der Heiligen

edition nordost

Der Schriftsteller Jean Raspail (geboren 1925) gehört zu den führenden unabhängigen Autoren der französischen Gegenwartsliteratur, viele seiner Schriften erhielten renommierte Kritikerpreise. Neben seiner publizistischen Tätigkeit leitete Raspail zwischen 1950 und 1970 zahlreiche Reisen und Expeditionen. Er ist Mitglied der Société des Explorateurs Français und Generalkonsul von Patagonien. Ins Deutsche übersetzt wurden bisher fünf seiner Werke. Am bekanntesten ist die Dystopie Das Heerlager der Heiligen (fr. 1973, dt. 1985), die hier in einer Neuübersetzung und erstmals vollständig vorgelegt wird. Bei Antaios sind außerdem erschienen: Der Roman Sieben Reiter verließen die Stadt (fr. 1993, dt. 2013) und die Essaysammlung Der letzte Franzose (2014). In Vorbereitung ist der Roman Der Ring des Fischers.

Martin Lichtmesz (geboren 1976) publiziert unter anderem in den Zeitschriften Sezession, eigentümlich frei und Neue Ordnung. Weitere Buchveröffentlichungen bei Antaios: Besetztes Gelände. Deutschland im Film nach '45 (2010), Die Verteidigung des Eigenen (2012), Kann nur ein Gott uns retten? (2014), Ich bin nicht Charlie. Meinungsfreiheit nach dem Terror (2015).

Und wenn die tausend Jahre vollendet sein werden, wird der Satan aus seinem Gefängnisse losgelassen, und wird ausgehen und die Völker verführen, die an den vier Enden der Erde sind, deren Zahl ist wie der Sand des Meeres, und wird sie zum Kampfe versammeln. Und sie zogen herauf über die Breite der Erde, und umringten das Heerlager der Heiligen und die geliebte Stadt.

Die Offenbarung des Johannes, XX. Kapitel

Impressum

Bibliographische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek,
abrufbar unter http://dnb.ddb.de

Buchgestaltung und Satz: impulsar-werkstatt.de
Druck: Koppdruck, Heidenheim

Raspail, Jean

Das Heerlager der Heiligen

206 Seiten, Schnellroda 2015

© Éditions Robert Laffont, Paris 1973, für die französische

Originalausgabe Le Camp des saints

© Verlag Antaios, Schnellroda 2015 für die deutsche Ausgabe

ISBN: 978-3 944422-12-1

Gedruckt in Deutschland

Vorwort

Diese Neuausgabe von Jean Raspails Roman Das Heerlager der Heiligen ersetzt die 1985 im Hohenrain-Verlag erschienene Übersetzung, die von Grund auf überarbeitet und korrigiert wurde. Sie entspricht dem 2011 in Frankreich neu aufgelegten »Director's Cut« des Autors: Anläßlich der dritten Auflage (1985) hat Raspail den Text aus dem Jahr 1973 teils gekürzt, teils erweitert sowie an verschiedenen Stellen modifiziert. Gestrichen wurden dabei vor allem Stellen, die sich als allzu zeitgebunden erwiesen hatten, etwa ein Kapitel, in dem die Sowjetunion von einer »gelben Flut« aus China bedroht wird. Der Übersetzer der Hohenrain-Ausgabe hat jedoch die Fassung von 1973 als Vorlage benutzt und dabei eigenmächtige Kürzungen vorgenommen, die vor allem im ersten Viertel des Buches ins Gewicht fallen. Die französische Erstausgabe ist heute so gut wie unauffindbar; lieferbar ist jedoch die exzellente amerikanische Übertragung von Norman Shapiro aus dem Jahr 1975.

Das Heerlager der Heiligen entstand 1971 / 72 während eines Aufenthalts des Autors an der Cote d'Azur. Raspail selbst führt es auf eine »Vision« zurück, die ihn mit alptraumartiger Intensität überkam. Die Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte seines Romans hat er in dem Essay »Big Other« geschildert - nachzulesen in der kleinen Interview- und Aufsatzsammlung Der letzte Franzose (Schnellroda 2014).

Im Jahr 2015 bedarf der vielgepriesene »prophetische« Charakter dieses legendären Buches keiner Erläuterung mehr; es liest sich heute verblüffender, hellsichtiger und erschreckender als je zuvor. Die Zahl der Einwanderer, die über das Mittelmeer nach Europa strömen, hat in diesem Jahr einen neuen Höhepunkt erreicht, ein Ende ist nicht abzusehen. Anders als bei Raspail sind die Invasoren jedoch in der Mehrzahl junge, kräftige Männer. Der Chor der humanitären Stimmen, der wie im Roman diese Entwicklung verklärt und verzuckert, wird wohl in wenigen Jahren in einen anschwellenden Bocksgesang übergehen. Den stetig wachsenden Menschenreservoirs Afrikas und Asiens steht ein demographisch schrumpfender Kontinent gegenüber, der, wie Raspail betont, seine »Seele« verloren hat: seinen Selbsterhaltungswillen, seine Selbstachtung und vor allem seinen Glauben - sei es an Gott, sei es an sich selbst. Diese Dynamik mündet in einen »großen Austausch« (Renaud Camus) der europäischen Stammvölker, der in Frankreich inzwischen mit dem bloßen Auge wahrnehmbar ist.

Das Heerlager der Heiligen ist eine abgründige, parabelhaft zugespitzte Satire in der Tradition der großen Dystopien des 20. Jahrhunderts, von Benson und Huxley bis Orwell und Bradbury. Es ist und bleibt ein schockierendes, brutales, zugleich eigenwillig grimmig-komisches Buch. Die »Menschen vom Ganges« sind dabei natürlich lediglich Platzhalter für die außereuropäischen Völker in ihrer Gesamtheit. Nur eine Nebenrolle spielt der Islam, dessen beschleunigende Wirkung auf die laufende Landnahme 1973 noch nicht absehbar war. Raspail erkannte allerdings frühzeitig, daß der Kult um die Dritte Welt und den Antirassismus, verbunden mit dem massenhaften Import der ehemals Kolonialisierten nach Europa, fatale Folgen haben würde.

Einen gewissen Reiz für heutige Leser hat der Umstand, daß der Roman ein aktuelles Geschehen schildert, als hätte es bereits in den siebziger Jahren stattgefunden. Er erzählt eine »Alternativweltgeschichte« Frankreichs, die von 1973 aus gesehen »in naher Zukunft« liegt, jedoch unverkennbar ein Spiegel ihrer Entstehungszeit ist. Das nationale Trauma des Abstiegs als Kolonialmacht ist stark präsent: Immerhin lag das Ende des Algerienkriegs erst gute zehn Jahre zurück. Eine deutliche Vorlage bot auch das berüchtigte Vorwort von Jean-Paul Sartre zu Frantz

Fanons. antikolonialistischer Bibel Die Verdammten dieser Erde (1961). Sartre pries darin die weltrevolutionäre Fusion von Rassen- und Klassenkampf, wie sie schon von Spengler prophezeit worden war, und zeichnete die farbigen Massen als »Zombies«, die gleichsam von den Toten auferstehen und den Spieß der Geschichte umkehren: »Jetzt seid ihr an der Reihe; in jenem Dunkel, aus dem eine andere Morgenröte hervorgehen wird, seid ihr jetzt die Zombies.«

In der Tat hat Raspail auf überraschende Weise Motive der modernen Zombiefilme vorweggenommen: die Endzeitstimmung, den Kollaps der Zivilisation, die entmenschten Massen, denen eine winzige, verzweifelt kämpfende Gruppe gegenübersteht. Gleichzeitig zeigt Raspail immer wieder, daß es durchaus gute Gründe gibt, die Welt der Weißen so zu sehen - und zu hassen - wie etwa ein Fanon. Allerdings weiß er auch, daß der Konflikt unauflösbar ist und Ungleiches nicht gleich gemacht werden kann; jegliche Illusion über die Natur des Menschen führt ins Desaster. Daß Raspail die Zerstörung des Abendlandes dennoch als einen satanischen Vorgang schildert, vorangetrieben von apokalyptischen Tieren, Antichristen und falschen Propheten, ist eine der vielen Doppelbödigkeiten des Romans.

Raspails Charaktere sind typenhaft zugeschnitten und dienen oft nur als Sprachrohre für diesen oder jenen Gedanken. Diese Vereinfachung wird jedoch aufgewogen durch eine überbordende Fülle an pointierten, oft makabren und bizarren Szenen, die sich dem Leser unvergeßlich einprägen. Der eigentliche Schrecken für Raspail ist dabei allerdings nicht die Rasse, sondern die Masse: als physische Überzahl ebenso wie als totalitäre Gleichschaltung aller Köpfe und als kollektive Regression und Hysterie. Er schildert eine Gesellschaft, in der sich Infantilismus und Sentimentalität mit dem Ressentiment, dem Hedonismus, dem Neid und dem Herdentrieb verbinden. Zusammen mit einem maßlosen, kryptoreligiösen Utopismus wird daraus die linke Ideologie unserer Zeit, die inzwischen in jede Ritze unseres Daseins gedrungen ist.

Zum Geniestreich wird Das Heerlager der Heiligen vor allem durch den Entschluß des Autors, seine europäische Apokalypse als eine Art böse Persiflage auf die christliche Heilsgeschichte zu erzählen. Wie ein katholischer Nietzsche blickt er mit besonderer Verachtung auf die nachkonziliare Christenheit, deren Vertreter heute kaum mehr von seinen Romanfiguren zu unterscheiden sind, allen voran Papst Franziskus, der dem Benedikt XVI. des Buches mehr ähnelt als sein Vorgänger. Der wesentliche Gedanke ist hier, daß die Krise und Krankheit des Abendlandes eine metaphysische, religiöse ist, und daß hier das im Heerlager refrainartig angesprochene Geheimnis seines Verfalls zu suchen ist.

Nach wie vor gelten Raspails abschließende Worte zum Vorwort der dritten Auflage des Heerlagers: »Ich bin Romanschriftsteller. Ich habe weder eine Theorie noch ein System noch eine Ideologie vorzuschlagen oder zu verteidigen. Es scheint mir jedoch, daß sich uns nur eine Alternative bietet: den schicksalsergebenen Mut aufzubringen, arm zu sein, oder den entschlossenen Mut wiederzufinden, reich zu sein. In beiden Fällen wird sich die sogenannte christliche Nächstenliebe als ohnmächtig erweisen. Diese kommenden Zeiten werden grausam sein.«

Martin Lichtmesz, Wien, 5. Juli 2015

1.

Die Gedanken des alten Professors waren ausgesprochen einfach. Er hatte zuviel gelesen, zuviel nachgedacht und zuviel geschrieben, als daß er eine Äußerung gewagt hätte, die über das Niveau eines Drittkläßlers hinausgegangen wäre - nicht einmal im einsamen Selbstgespräch und unter derart außergewöhnlichen Umständen, wie sie sich ihm jetzt darboten. Das Wetter war schön. Es war warm, aber nicht zu sehr, dank eines frischen Frühlingswindes, der sanft und leise die überdachte Terrasse umspielte. Sein Haus war eines der letzten vor der Hügelspitze. Angeschmiegt an einen Felsen, erschien es wie ein Vorposten des alten, erdfarbenen Dorfes, das die ganze Landschaft bis hin zu der weiter unten gelegenen Touristenstadt beherrschte. Man konnte aus der Ferne die luxuriösen Alleen, die Spitzen der grünen Palmen und die weißen Bungalows am Strand erkennen. Das Meer war ruhig und blau, ganz nach dem Geschmack der Reichen. Und doch war all der Überfluß, der normalerweise den Schauplatz erfüllte, an diesem Tage wie weggefegt. Verschwunden waren die verchromten Yachten, die muskelbepackten Wasserschifahrer, die sonnengebräunten Mädchen, die dicken Bäuche, die es sich auf den Decks der behäbigen Segelschiffe gemütlich machten. Es war kaum zu glauben: Auf dem verlassenen Meer lag stattdessen eine verrostete Flotte vom anderen Ende der Welt, die keine fünfzig Meter vom Ufer entfernt auf Grund gelaufen war. Der Professor hatte sie seit dem frühen Morgen beobachtet. Der beißende Latrinengestank, der ihre Ankunft angekündigt hatte wie der Donner das Gewitter, hatte sich inzwischen komplett verflüchtigt.

Durch das Objektiv seines Teleskopes betrachtet, wimmelten die unwirklichen Invasoren so nahe vor seinen Augen, als wären sie bereits die Hänge heraufgekommen und in sein Haus eingedrungen. Der Alte wandte sich ab, rieb seine müden Lider und blickte reflexartig auf die Haustür. Sie war aus massivem Eichenholz, unzerstörbares Material, wie man es für Festungstore zu benutzen pflegte. Auf dem dunklen Holz waren der Familienname des alten Herrn und das Jahr eingraviert, in dem sein Urahn, von dem er in direkter Linie abstammte, das Haus erbaut hatte: 1673. Diese Tür war die einzige Verbindung zwischen der Terrasse und seinem Wohnzimmer, das ihm zugleich als Bibliothek und Büro diente. Sie war auch der einzige Zugang zu seinem Haus. Von ihr aus gelangte man über die Terrasse zu einer kleinen Treppe mit fünf Stufen, die in einen abwärts führenden Pfad mündete. Wie im Dorf üblich, war das Anwesen nicht abgeschlossen, so daß jeder, der Lust dazu verspürte, dem Besitzer einen Besuch abstatten konnte. Jeden Tag, von morgens bis abends, stand die Tür offen, und auch an diesem Abend war es nicht anders. Zum ersten Mal wurde sich der Alte dieser Tatsache bewußt. So formte sich langsam ein Satz auf seinen Lippen, dessen monumentale Banalität ihn beinahe zum Lachen hinriß: »Ich frage mich, ob man in einem solchen Fall die Tür offen oder geschlossen halten soll?«

Dann preßte er sein Auge erneut auf das Guckloch. Er wollte die letzten Strahlen der untergehenden Sonne ausnutzen, die noch einmal das unwahrscheinliche Schauspiel erhellten, ehe die Nacht hereinbrach. Wie viele mögen es wohl sein, dort unten, an Bord ihrer gestrandeten Wracks? Die knappgehaltenen Rundfunkmeldungen hatten seit dem frühen Morgen immer wieder eine schier unglaubliche Anzahl genannt. Wenn das stimmte, mußte es sich um gewaltige Menschenmassen handeln, die dort in den Laderäumen und auf den Decks zusammengepfercht waren und den Schiffsboden bis hin zu den Kommandobrücken und Schornsteinen bedeckten. Diejenigen, die noch lebten, wurden demnach von schichtweise gestapelten Leichenbergen getragen, ähnlich wie man es bei Ameisen in Marschbewegung beobachten kann, deren sichtbarer Teil den Anschein eines lebendigen Gewimmels erweckt, unter dem aber eine mit Millionen von Kadavern gepflasterte Ameisenstraße liegt.

Der alte Professor - er hieß Calguès - richtete das Fernrohr auf ein von der Sonne besonders gut angestrahltes Schiff und stellte das Bild so scharf wie möglich. Er glich einem Forscher vor einem Mikroskop, der begierig nach einer Mikrobenkolonie sucht. Es handelte sich um einen Postdampfer, der gute sechzig Jahre alt war. Man konnte sein hohes Alter anhand der fünf senkrechten Schornsteine in Röhrenform erraten. Vier von ihnen waren an verschiedenen Höhen abgebrochen, zernagt vom Zahn der Zeit, vom Wetter, vom Rost, von mangelnder Pflege, von diversen Unfällen, mit einem Wort: vom Elend. Das Schiff war nahe am Strand abgesackt und neigte sich in einem Winkel von etwa zehn Grad. Nach Sonnenuntergang zeigte sich in ihm kein einziger Lichtschimmer mehr - ebensowenig wie bei den andern Schiffen der Geisterflotte. Feuer, Dampfkessel und Generatoren mußten wohl bei dem gezielt herbeigeführten Schiffbruch schlagartig gelöscht worden sein. Oder der Treibstoff war ausgegangen, weil er exakt für diese einmalige Fahrtstrecke berechnet worden war. Vielleicht hielt es auch niemand an Bord für nötig, sich noch um irgendetwas zu kümmern, da nun der Exodus an den Toren des neuen Paradieses sein Ende gefunden hatte. Der alte Herr Calguès registrierte aufmerksam all diese Details, ohne daß sie ihn im geringsten berührt hätten. Eine Erkenntnis war allerdings von außerordentlichem Interesse: die Tatsache, daß das, was er sah, lediglich die Vorhut einer Gegenwelt war, die es endlich geschafft hatte, an die Tore des Wohlstands zu gelangen und persönlich anzuklopfen. Das Auge an die Linse gedrückt, sah er zunächst nur Arme. Der Abschnitt des Decks, den er im Kreis seines Fernrohrs überblicken konnte, hatte schätzungsweise einen Durchmesser von zehn Metern. Dann begann er, langsam die Äste dieses Waldes aus Armen zu zählen. Das war nicht einfach, denn sie waren alle erhoben und wogten im Wind der Hoffnung hin und her. Magere Arme, nackte Arme, schwarze Arme, braune Arme streckten sich dem zum Greifen nahen Ufer entgegen. Sie ragten aus weißen Leinengewändern hervor, die den Tuniken, Togen oder Saris vo‘n Pilgern glichen; es waren die ausgemergelten Arme Gandhis.

Als der Professor beim Zählen dieser Arme bei 200 ankam, hörte er auf, da er den Rand des Kreises erreicht hatte. Er machte eine kurze Überschlagsrechnung. Die Länge und Breite des Oberdecks entsprach etwa dreißig Kreisen. Außerdem war zu berücksichtigen, daß zwischen den Kreisen jeweils zwei Räume in Form von Dreiecken lagen, deren Spitzen sich berührten und deren Fläche etwa ein Drittel der anliegenden Kreise ausmachte. 30 plus 10 = 40 Kreisflächen mit je 200 Armen ergaben somit 8000 Arme. Viertausend Personen! Allein auf diesem einen Deck! Dazu kamen bei vermutlich gleicher Dichte der Belegung die Zwischendecks und Laderäume, außerdem die Möglichkeit der Existenz übereinander liegender Schichten. Demzufolge multiplizierte der Professor die gewonnene Zahl mit acht. Somit befanden sich auf einem einzigen Schiff rund dreißigtausend Menschen! Nicht eingerechnet waren die Leichen, die um die Schiffswandung trieben und ihre fahlen Lumpen an der Oberfläche des Wassers hinter sich herzogen. Die Überlebenden hatten sie schon am Morgen über Bord geworfen. Wozu? Offenbar nicht aus Gründen der Hygiene, denn warum hatten sie damit bis zum Ende der Reise gewartet? Der Professor meinte, die einzig mögliche Antwort gefunden zu haben. Calguès glaubte an Gott und an alles, was dazugehörte: an das ewige Leben, an die Erlösung, an die göttliche Barmherzigkeit, an die Hoffnung. Er glaubte auch mit ganzem Herzen, daß die Toten, die man auf die Küsten Frankreichs geworfen hatte, endlich das Paradies erreicht hatten, in das sie nun, von allen irdischen Banden befreit, für immer eingehen würden. Sie waren gesegneter als die Lebenden, die sie ins Wasser geworfen und ihnen damit die Erlösung, das Glück und die Ewigkeit geschenkt hatten. Diese Geste hatte einen Namen: Liebe. So verstand es zumindest der Professor.

Langsam senkte sich die Nacht über das Schauspiel. Ein letztes Mal huschte ein roter Schein über die gestrandete Flotte. Mehr als hundert verrostete, ausrangierte Schiffe bezeugten das Wunder, das sie vom anderen Ende der Welt hierhergeführt und beschützt hatte, mit Ausnahme eines einzigen Schiffs, das auf der Höhe von Ceylon durch einen Schiffbruch verlorengegangen war. Nahezu artig aneinandergereiht waren sie hier auf Felsen oder Sand aufgelaufen. Ihr wie mit einem letzten Schwung hochgerissener Bug war dem Ufer zugekehrt. Hundert Schiffe! Den alten Professor durchlief ein Schauder. Es war jene eigenartige Mischung aus Demut und Erregung, wie sie einen manchmal überkommt, wenn man seine Gedanken intensiv auf das Unendliche oder Ewige richtet. An diesem Karsamstagabend belagerten 800000 Lebende und Tote friedlich die Grenze des Abendlandes. Am nächsten Morgen würde alles vorbei sein. Vom Ufer her stiegen zu den Hügeln, zum Dorf, bis zur Terrasse des Professors sanfte Gesänge empor, die trotz ihrer Süßigkeit mit der Gewalt eines Chores von 800000 Stimmen ertönten. Vor langer, langer Zeit waren die Kreuzfahrer am Vorabend des entscheidenden Angriffs singend gen Jerusalem gezogen. Beim siebten Trompetenstoß waren die Mauern von Jericho kampflos eingestürzt, Und wenn nach dem Gesang Stille eintrat, haben dann die auserwählten Völker gespürt, was es heißt, in göttliche Ungnade gefallen zu sein? Jetzt hörte man gleichzeitig den Lärm von Hunderten von Lastwägen. Seit den Morgenstunden bezog die Armee am Ufer des Mittelmeers Stellung.

In der hereingebrochenen Nacht war von der Terrasse aus nichts als ein Sternenhimmel zu sehen. Es war etwas kühl im Haus, als der Professor hineinging. Dennoch beschloß er, die Tür offenzulassen. Kann eine dreihundert Jahre alte, ehrfurchtgebietende, mit wunderbarer Kunstfertigkeit gezimmerte Tür aus abendländischem Eichenholz eine Welt schützen, die schon zuviel erlebt hat? Der Strom war ausgefallen. Sicher waren auch die Techniker des Elektrizitätswerks an der Küste nach Norden geflohen. Wahrscheinlich hatten sie sich mit dem übrigen Volk aus dem Staub gemacht, das geflohen war, um nicht sehen und nicht verstehen zu müssen, was es nicht sehen und nicht verstehen wollte. Der Professor zündete die Petroleumlampe an, die er für den Fall einer Panne stets bereit hatte. Dann warf er ein Streichholz in den Kamin, wo das sorgfältig vorbereitete Feuer sofort aufflammte, brummte und prasselte und Wärme und Licht verbreitete. Er schaltete sein Radio ein, das auf den Nachrichtensender eingestellt war. Rockmusik, Popsternchen, Berufsschwätzer, schwarze Saxophonspieler, Gurus, Filmstars, Entertainer, Spezialisten für Gesundheit, Herzschmerz und Sex, dies alles war aus den Rundfunkwellen verschwunden, wurde plötzlich als unangemessen empfunden. Es schien, als ob das Abendland in der Stunde seines Untergangs besondere Sorgfalt auf sein letztes akustisches Gesicht lege. Sämtliche Sender spielten nun nichts anderes mehr als Mozarts »Kleine Nachtmusik«, immer wieder. Der alte Professor dachte mit freundschaftlicher Sympathie an den anonymen Programmgestalter im Studio Paris. Ohne etwas zu wissen oder zu sehen, hatte dieser alles begriffen. Auf den Singsang der 800000 Stimmen, die er nicht hören konnte, hatte er instinktiv die einzig richtige Antwort gefunden. Gab es auf der Welt etwas Abendländischeres, Zivilisierteres, Vollkommeneres als Mozart? Es war unmöglich, Mozart mit 800000 Stimmen zu singen. Mozart hatte nicht komponiert, um die Massen zu agitieren, sondern um das Herz eines jeden Einzelnen in seinem Innersten zu rühren. Dies war die einzige Wahrheit des Abendlandes ...

Die Stimme eines Ansagers riß den Professor aus seinen Gedanken. »Die vom Präsidenten der Republik einberufene Regierung hat den ganzen Tag im Élyséepalast beraten. Im Hinblick auf den Ernst der Lage waren auch die Stabschefs der drei Teilstreitkräfte anwesend, dazu die Oberhäupter der Polizei und Gendarmerie und die Präfekten der Departements Var und Alpes-Maritimes. Zusätzlich war der Erzbischof von Paris in beratender Sonderfunktion zugegen, sowie der apostolische Nuntius und der größte Teil der in der Hauptstadt ansässigen europäischen Botschafter.

Zur Zeit ist die Sitzung noch im Gange, aber der Regierungssprecher teilte mit, daß sich der Präsident heute um Mitternacht mit einer feierlichen Erklärung an die Nation wenden werde. Nach den neuesten Nachrichten aus dem Süden scheint sich an Bord der Einwandererflotte noch nichts zu rühren. Ein Bericht des Generalstabs der Armee bestätigt, daß angesichts dieser ... angesichts dieses ...« Der Ansager zögerte. Man kann ihn nur zu gut verstehen! Wie soll man denn diese unermeßliche und elende Menge korrekt bezeichnen? Als »Feind«? »Horde«? »Invasion«? Als »Dritte Welt auf dem Vormarsch«? »... daß angesichts dieser außergewöhnlichen Invasion (Na also! Er hat sich nicht schlecht herausgeredet!) zwei Divisionen bereitstehen und sich drei weitere Divisionen trotz Transportschwierigkeiten auf dem Marsch Richtung Süden befinden.

Außerdem gab der Stabschef Oberst Dragasès vor fünf Minuten bekannt, daß die Armee an der Küste etwa zwanzig Scheiterhaufen angezündet hat, auf denen ...« Der Ansager zögerte wieder; man hörte ihn seufzen. Der alte Herr glaubte sogar, die Worte »Mein Gott!« zu vernehmen. »... auf denen Tausende von Leichen verbrannt werden, die von den Schiffen ins Wasser geworfen worden sind.«

Das war alles. Mozart löste erneut die drei Divisionen auf dem Marsch nach Süden und die zwanzig Scheiterhaufen ab, die in der trockenen Luft wie Zunder brennen mußten. Das Abendland verbrennt seine Toten nicht gern. Die Urnen werden verschämt in den hinteren Teil der Friedhöfe verbannt. Die Seine, der Rhein, die Loire, die Rhone, die Themse, sogar der Tiber und der Guadalquivir sind nicht der Ganges oder der Indus. Die Flüsse des Abendlandes haben niemals nach gerösteten Leichen gestunken. Gewiß, oft waren sie mit Blut getränkt und färbten sich rot. Viele Bauern hatten sich bekreuzigt, ehe sie mit einer Heugabel die menschlichen Überreste beiseite schoben, die den Strom hinabtrieben. Aber auf den Brücken und Kais Europas tanzte man, trank Wein und Bier, neckte die jungen, lachenden Mädchen. Man lachte auch über die Geräderten, die Gehenkten mit heraushängender Zunge, über den abgeschnittenen Hals der Geköpften. So ernst das Abendland auch war, es verstand stets ebenso zu lachen wie zu weinen. Danach, wenn die Glocken riefen, betete man und aß den fleischlichen Gott, mit dem sicheren Gefühl, daß man unter dem herrlichen Schutz all der Toten stand, die nebeneinander unter den Hügeln der Friedhöfe, unter den Kreuzen und den unzerstörbaren Grabplatten ruhten. Das Feuer war den Dämonischen, den Hexern oder den Pestopfern Vorbehalten.

Der Professor betrat die Terrasse. Unten war der Strand von zwanzig roten Feuern erleuchtet, gekrönt von dicken Rauchwolken. Er zog die Schutzkappe seines Teleskopes ab und richtete es auf den höchsten Scheiterhaufen, der wie ein mehrstöckiger Turm voller Leichen brannte. Die Soldaten hatten ihn sorgfältig aufgebaut: abwechselnd eine Schicht Holz und eine Schicht Fleisch. In der architektonischen Anordnung spürte man noch die Ehrfurcht vor dem Tod. Plötzlich stürzte der Turm zusammen. Er brannte zwar noch weiter, war aber nur noch eine häßliche Masse, die wie eine Müllhalde rauchte. Niemand baute den schönen und ordentlichen Turm wieder auf. Männer in Schutzanzügen führten Planierraupen herbei und andere Fahrzeuge, die mit Klauen und Schaufeln ausgerüstet waren. Die Maschinen baggerten die Kadaver zu weichen, schlammigen Klumpen zusammen und warfen sie auf die Scheiterhaufen. Arme, Beine, Köpfe oder auch vollständige Leiber kullerten wild durcheinander.

Dann sah der Professor den ersten Soldaten fliehen. Seine Arme und Beine zuckten hektisch wie die Gelenke eines Hampelmanns. Es war eine perfekte, fast schon klischeehafte Pantomime kopfloser Panik. Der junge Mann hatte die Leiche, die er herbeigeschleift hatte, einfach fallengelassen, sich hastig Helm, Gasmaske und Schutzhandschuhe vom Leib gerissen, beide Hände an seine Schläfen

gepreßt und war dann wie ein erschreckter Hase im Zickzack davongestürzt und im Dunkel der Nacht verschwunden, das die Scheiterhaufen umgab. In den nächsten fünf Minuten folgten ihm zehn andere Soldaten nach. Der Professor verschloß sein Teleskop. Er hatte genug gesehen. Das Verhalten des Soldaten hatte nichts mit einem weichen oder großen Herzen zu tun, sondern eher mit einer krankhaften und ansteckenden Überempfindlichkeit, die man nun in Aktion studieren konnte, was ein hochinteressantes Schauspiel abgab. Wer in dieser Nacht aber noch ein wirkliches und männliches Herz besaß, der kämpfte. Während der nette junge Mann, dieses Opfer eines heruntergekommenen Mitleidbegriffs, davonlief, hatte der alte Calguès sein Teleskop nochmals kurz auf einen Koloß in Uniform gerichtet, der mit gespreizten Beinen vor dem Scheiterhaufen stand. Schwungvoll ergriff er die ihm gereichten Leichen mit seinen kräftigen Armen und schleuderte sie ins Feuer, so wie ein Trimmer die Kohlen in den Heizkessel eines Schiffes schaufelt. Vielleicht litt auch er an diesem Schauspiel, aber äußerlich sah man ihm kein Mitleid an. Sicherlich überlegte er dabei nicht lange, da ihm ohnehin klar war, daß das Menschengeschlecht kein solidarisches Ganzes mehr bildete, wie es lange Zeit die Philosophen, Intellektuellen, Priester und Politiker des Abendlandes verkündet hatten. Zumindest nahm der alte Professor an, daß jener Mann, der so entschlossen die Ruhe bewahrte und den er den Trimmer nannte, ebenso dachte wie er selbst. Jener Mann aber, der in vorderster Linie ein Beispiel gab, war niemand anderes als der Stabschef Oberst Dragasès. In dieser Nacht gab es keine ungeteilte Liebe. Der Mensch hat nie das Menschengeschlecht, die Rassen, Religionen und Kulturen en bloc geliebt, sondern immer nur diejenigen, die er als seinesgleichen betrachtete, die, wenn auch im weitesten Sinne, zu seiner Sippe gehörten. Bei den übrigen mußte er sich zwingen, und man hat ihn gezwungen. Und wenn das übel ausging, blieb nur noch die Auflösung übrig. In diesem seltsamen Krieg, der sich jetzt ankündigte, würden jene triumphieren, die sich selbst am meisten liebten.

Wieviele werden es sein, die am Morgen noch am Strand stehen und fröhlich standhalten werden, wenn diese furchtbare Armee zu Tausenden ins Wasser steigen und der Ansturm der Lebenden beginnen wird, die den Toten nachfol-gen? Fröhlich! Das ist wesentlich. Bei der Prüfung des Gesichts des Trimmers glaubte der Professor einen Augenblick, er habe die Lippen bewegt, als ob er singen würde. Guter Gott! Wenn wenigstens zwei singen würden, nur zwei! Vielleicht könnten sie dann die anderen aus ihrem Todesschlaf aufwecken. Aber vom Strand hörte man nur den säuselnden und drohenden Singsang aus 800000 Kehlen.

»Klasse, was?« sagte eine Stimme im Dunkeln.

2.

Über die kleine Treppe zum Gäßchen war ein etwas verwahrloster junger Mann geräuschlos auf die Terrasse gelangt. Er hatte lange Haare, blond und schmutzig, trug Jeans und abgenutzte Turnschuhe. Sein Blick verriet eine schlappgewordene Seele. Damit war er ein ziemlich typisches Exemplar jener randständigen Parasiten, die Europa heute zu Hunderttausenden absondert und die in seiner Brust zum Krebsgeschwür einer Art dritter Welt von innen herangewachsen sind.

»Ich komme von unten.«, sagte der junge Mann. »Spitze! Endlich! Ich habe schon lange darauf gewartet.«

»Sind Sie allein?«

»Momentan ja. Aber meine Kumpels sind schon an der Küste. Andere kommen bald nach. Zu Fuß. Sie werden verrecken, aber das wollen sie sich nicht entgehen lassen. Alle Schweine dagegen fliehen jetzt nach Norden! Kein einziges Auto in der Gegenrichtung!«

»Waren Sie unten, in der Nähe der Küste?«

»Ganz nahe. Aber nicht lange. Habe Kolbenschläge bekommen. Ein Offizier hat mich wie Abschaum behandelt. Aber ich habe auch Soldaten gesehen, die heulten. Das ist gut so. Morgen wird man das Land nicht mehr wiedererkennen. Es wird wie neugeboren sein.«

»Haben Sie die gesehen, die mit den Schiffen gekommen sind?«

»Ja.«

»Und Sie glauben, daß das Menschen wie Sie sind? Sie haben doch eine weiße Haut. Sie sind sicher getauft. Sie sprechen Französisch mit dem hiesigen Dialekt. Wohnen vielleicht gar Ihre Eltern in dieser Gegend?«

»Na und? Meine Familie sind die Ankömmlinge. Ich gehöre zu der Million Brüder, Schwestern, Väter, Mütter und Verlobten. Mit der ersten, die sich anbietet, werde ich ein Kind machen, ein dunkelhäutiges Kind. Dann bin ich ihresgleichen.«

»Sie werden trotzdem aufhören zu existieren. Die Masse wird Sie verschlingen. Sie werden nicht mal beachtet werden.«

»Mehr will ich nicht. Heute morgen sind meine Eltern abgereist, mit meinen beiden Schwestern, die plötzlich Angst bekamen, vergewaltigt zu werden. Einen panischen Bammel hatten die! Aber sie werden sie erwischen. Alle werden sie erwischen. Sie können abhauen, soviel sie wollen, diese Leute sind am Ende. Wenn Sie das Bild gesehen hätten. Meinen Vater, wie er die Schuhe aus seinem Laden in seinem hübschen kleinen Lieferwagen verstaut hat, und meine Mutter, die heulend die teureren Schuhe aussortierte. Die billigeren wurden liegengelassen. Meine Schwestern saßen schon ungeduldig auf der vorderen Sitzbank. Sie drückten sich eng aneinander. Sie sahen mich entsetzt an, als wollte ich sie als erster vergewaltigen. Ich habe mich krumm und schief gelacht, besonders als mein Vater den eisernen Rolladen heruntergelassen und den Schlüssel eingesteckt hat. Ich sagte zu ihm: »Glaubst du wirklich, daß dir das was nützt? Ich mache deine Tür auch ohne Schlüssel auf und zwar gleich morgen. Und deine Latschen? Sie werden darauf pissen! Oder sie auffressen, denn sie gehen ja barfuß.* Er sah mich an und spuckte mir vor die Füße. Ich spuckte einen dicken Batzen zurück und traf ihn mitten ins Auge. So sind wir auseinandergegangen.«

»Und Sie? Was wollen Sie hier? In diesem Dorf? Bei mir?«

»Ich plündere. Außer der Armee und meinen Kumpels ist im Umkreis von hundert Kilometern niemand mehr da. So plündere ich eben. Hunger habe ich keinen mehr. Ich habe schon zuviel gegessen. Ich brauche ohnehin nicht viel, und außerdem gehört jetzt alles mir. Morgen werde ich es ihnen geben. Ich bin sozusagen ein König und werde ihnen mein Königreich schenken. Heute ist doch immerhin Ostern.«

»Ich verstehe nicht.«

»An Bord dieser Schiffe befindet sich eine Million Christusse, die morgen auferstehen werden. Und Sie, ganz allein... Sie sind auch am Ende.«

»Sind Sie gläubig?«

»Überhaupt nicht.«

»Und diese Million Christusse, ist das Ihre Idee?«

»Nö. Aber ich fand sie ziemlich cool, zumindest für Pfaffengeschwätz. Ich habe sie auch von einem Pfaffen gehört. Vor einer Stunde ist mir einer entgegengekommen. Er führte sich auf wie ein Verrückter. Nicht wie ein Schwachkopf, aber ziemlich bizarr. Ab und zu blieb er stehen, hob seine Arme, wie die andern da unten, und schrie: »Danke, mein Gott!< Dann lief er weiter Richtung Strand. Sieht so aus, als ob noch andere nachkämen.«

»Was für andere?«

»Andere Pfaffen von der gleichen Sorte. Aber Sie langweilen mich. Ich bin nicht zum Quatschen gekommen. Sie sind doch nur noch ein Gespenst. Was machen Sie noch hier?«

»Ich höre Ihnen zu.«

»Interessiert Sie mein Gelaber?«

»Immens.«

»Sie sind nicht mehr zu retten. Sie denken noch nach. Es gibt nichts mehr nachzudenken. Auch das ist vorbei. Hauen Sie ab!«

»Oh nein!«

»Hören Sie mal! Sie und Ihr Haus, Sie beide passen prima zusammen. Man könnte sagen, ihr hockt hier schon seit mindestens tausend Jahren.«

»Seit 1673 genau«, sagte der alte Herr und lächelte zum ersten Mal.

»Dreihundert Jahre gesichertes Erbe. Widerlich. Ich schaue Sie an und finde nichts Schiefes an Ihnen. Und darum hasse ich Sie. Darum werde ich morgen die schlimmsten Elendsgestalten gerade zu Ihnen führen. Denen ist es völlig egal, wer Sie sind und was Sie darstellen. Sie geben einen Dreck auf Ihre Welt. Sie werden gar nicht erst versuchen, sie zu begreifen. Sie werden müde sein, Hunger haben und mit Ihrer schönen Eichentür ein Feuerchen machen. Sie werden auf Ihre Terrasse kacken und sich mit den Büchern Ihrer Bibliothek die Hände abwischen. Ihren Wein werden sie ausspucken. Mit den Fingern werden sie aus Ihren hübschen Zinntellern essen, die dort an der Wand hängen. Sie werden auf den Fersen hocken und Zusehen, wie Ihre Sessel brennen. Aus der Goldstickerei Ihrer Decken werden sie sich Schmuck machen. Jeder Gegenstand wird den Sinn verlieren, den er für Sie hat. Das Schöne wird nicht mehr schön sein, das Nützliche wird lächerlich und das Unnütze absurd werden. Nichts wird mehr einen echten Wert haben. Allenfalls werden sie

sich um irgendein vergessenes Kordelstück balgen, während sie alles andere kurz und klein schlagen. Es wird herrlich sein! Machen Sie sich doch endlich aus dem Staub!«

»Noch eine Frage: Jene werden blindlings zerstören, weil sie es nicht besser wissen. Aber Sie?«

»Ich? Weil ich dies alles hasse. Weil das Weltgewissen verlangt, daß man dies alles haßt. Hauen Sie ab! Sie kotzen mich an!«

»Wie Sie wünschen.« Der alte Herr ging ins Haus, kam aber gleich wieder zurück, mit einem Jagdgewehr in der Hand.

»Was soll das?« fragte der junge Mann.

»Ich werde Sie töten, was sonst? Meine Welt wird den morgigen Tag möglicherweise nicht überleben, daher habe ich die Absicht, die letzten Augenblicke noch voll auszukosten. Ich werde in dieser Nacht ein zweites Leben führen, ohne mich vom Fleck zu rühren, und ich glaube, daß es noch schöner als das erste sein wird. Da meinesgleichen abgereist ist, will ich es allein genießen.«

»Und ich?«

»Sie sind nicht meinesgleichen. Sie sind mein Feind. Ich habe keine Lust, diese kostbare Nacht in Gesellschaft eines Feindes zu vergeuden. Daher werde ich Sie töten.«

»Das bringen Sie nicht fertig. Sie haben doch noch nie jemand getötet.«

»Das stimmt. Ich habe stets das friedliche Leben eines Literaturprofessors geführt, der seinen Beruf liebt. Im Krieg brauchte man mich nicht, und die offensichtlich unnütze Töterei bedrückt mich auch physisch. Ich wäre wahrscheinlich ein schlechter Soldat gewesen. Dennoch glaube ich, daß ich mit Actius zusammen fröhlich einen Hunnen getötet hätte. Und mit Karl Marteil arabisches Fleisch zu durchlöchern hätte mich außerordentlich begeistert, ebenso mit Gottfried von Bouillon oder Balduin dem Aussätzigen. An den Mauern von Byzanz wäre ich gerne an der Seite von Konstantin Dragasés gefallen, bei Gott! Wieviele Türken hätte ich noch umgebracht, bevor ich selbst dran gewesen wäre! Glücklicherweise sterben Menschen, die keinen Zweifel kennen, nicht so leicht. Wäre ich dann wiederauferstanden, hätte ich gemeinsam mit den deutschen Ordensrittern die Slawen erschlagen, mit einem Kreuz auf meinem weißen Mantel. Von der Insel Rhodos schied ich mit einem blutigen Schwert in der Hand, als Getreuer der vorbildlichen kleinen Truppe des Villiers de l'Isle-Adam. Und als Matrose Don Juans von Österreich habe ich mich in Lepanto gerächt. Das war ein schönes Gemetzel! Danach hatte man keine Verwendung mehr für mich. Nur ein paar Lappalien der zeitgenössischen Geschichte, dieser traurigen Posse, die immer mehr im Ansehen sinken, und an die ich mich auch nicht mehr gut erinnere. Alles ist so häßlich geworden. Es gibt keine Fanfaren, keine Standarten und kein Te Deum mehr. Vergeben Sie einem alten Mann seine akademische Weitschweifigkeit. Natürlich habe ich niemanden getötet. Aber alle diese Schlachten, mit denen ich mich aus tiefster Seele solidarisch fühle, erlebe ich jetzt mit einem Schlag wieder. Und mit einem einzigen Schuß bin ich ihre Hauptperson. Da ist er!«

Der junge Mann brach graziös zusammen, glitt das Geländer hinab, an das er sich angelehnt hatte, und sackte schließlich mit hängenden Armen in jene hockende Stellung, die er einzunehmen gewohnt war. Der rote Fleck auf seiner linken Brust wurde etwas größer, hörte dann aber rasch auf

zu bluten. Er starb ganz ordentlich. Keinerlei Überraschung war in seinen Augen zu sehen. Die Daumen des Professors schlossen sie mit einer sanften Geste. Keine Fanfaren, keine Standarten. Ein Sieg nach Art des Abendlandes, so endgültig wie nutzlos und lächerlich. Im Frieden mit sich selbst, in einem Frieden, so süß und vollkommen wie nie zuvor in seinem Leben, wandte der alte Herr Calguès dem Toten den Rücken zu und kehrte in das Haus zurück.

3.

Mit dem Seelenfrieden stellte sich ein herzhafter Appetit ein. Bohrender Kohldampf machte sich im Magen des Professors bemerkbar. Er erinnerte ihn an jenen herrlichen Heißhunger, der einen Mann nach dem Liebesakt überkommt, sofern dieser ein gemeinsam geteiltes Geschenk war. Nächte dieser Art lagen jedoch schon sehr lange zurück, und der Professor hatte von ihnen nur noch verschwommene Eindrücke ohne Reuegefühl behalten. Aber an die improvisierten Mahlzeiten zu zweit, die ihnen an Ort und Stelle folgten, erinnerte er sich noch sehr genau. Graues Brot in großen feinen Scheiben, schwarzer Schinken aus den benachbarten Bergen, trockener Ziegenkäse vom Dorf, Oliven aus den Terrassenobstgärten, sonnengeküßte Aprikosen und herber Wein von steinigen Hängen. All diese Schätze befanden sich noch in seinem Haus, nur einen Handgriff entfernt: das Brot in einem Kasten, auf dessen Deckel ein Kreuz graviert war, die Oliven in einem großen Krug aus Sandstein; der Schinken hing von der Küchendecke, und der Wein und die Käselaiber standen draußen, unter der Treppe, aufgereiht wie Bücher auf spärlich beleuchteten Regalen. Rasch hatte der Professor den großen, wuchtigen Tisch mit diesen Köstlichkeiten gedeckt. Der Korken in der Flasche widerstand noch einen Moment, aber als er mit einem wohlvertrauten Knall nachgab, füllte sich das Zimmer mit sinnlicher Freude. Und so schien es dem Professor, als würde er an diesem Abend noch einmal der fleischlichen Liebe huldigen.

Er schenkte sich ein großes Glas für den Durst und ein weiteres für den puren Genuß ein. Im Vollgefühl des Überflusses leckte er sich mit einem Hauch von Prahlerei die Lippen. Dann schnitt er den Schinken in dünne Scheiben, die er zusammen mit ein paar Oliven liebevoll auf einem Zinnteller aufreihte, legte Käse auf ein Rebblatt und Früchte in einen großen, flachen Korb. Lächelnd setzte er sich an seine Tafel. Er war glücklich. Er liebte. Er war am Ziel der Wünsche jedes echten Liebhabers angelangt, endlich allein mit seiner Geliebten. An diesem Abend aber handelte es sich dabei um keine Frau oder ein anderes Lebewesen, sondern um eine Art Projektion seiner selbst, die sich aus unzähligen Bildern zusammensetzte, mit denen er sich identifizierte. Diese silberne Gabel zum Beispiel, mit den abgenutzten Zinken und den fast unleserlich gewordenen Initialen eines mütterlichen Vorfahren: ein merkwürdiger Gegenstand, wenn man bedenkt, daß das Abendland ihn aus einem Bedürfnis nach Würde erfunden hat, während ein Drittel der Menschheit noch immer das Essen mit den Fingern greift. Dann das Glas, dieses unnütze Kristall. Man stellt immer vier Stück nebeneinander hin. Warum? Warum eigentlich nicht? War es nun etwa verboten, Gläser in einer Reihe aufzustellen, hatte man die Pflicht, vulgär zu werden, bloß weil die Brasilianer verdursteten oder weil die Inder von Typhusepidemien aus dem Schlamm ihrer versiegten Brunnen heimgesucht wurden? Sollen doch die betrogenen Ehemänner wütend an die verschlossenen Türen klopfen und mit Rache drohen, soviel sie wollen - die wahre Liebe teilt man mit niemandem. Man lacht gemeinsam über den Rest der Welt. Er existiert einfach nicht. Die vom Glück Betrogenen marschieren zu Tausenden heran? Sollen sie nur!

Der Professor stellte vier Gläser nebeneinander und rückte die Lampe heran, um sie zu beleuchten. Sie funkelten wie Sterne. Etwas weiter entfernt stand eine riesige, unbeweglich massive Bauerntruhe, vier Jahrhunderte »gesichertes Erbe«, wie der junge Mann gesagt hätte. In dieser

Truhe lagen dicht zusammengepreßt Tischtücher, Handtücher, Laken, Kopfkissenbezüge, Scheuertücher, unverwüstliche Leintücher aus einer vergangenen Zeit, die viele weitere nach Lavendel duftende Haushaltsschätze bedeckten. Der Professor erinnerte sich nicht, daß er von diesen unteren Stapeln, die seine Mutter oder Großmutter dort vor langer Zeit eingeordnet hatten, jemals etwas benötigt hätte. Sie waren solch liebenswürdige Damen mit gütigen Herzen gewesen, und trotzdem trennten sie sich bei Sammelaktionen für Bedürftige nur von gebrauchter Wäsche, die sorgfältig geflickt und gerade noch verwendbar war. Denn sie hielten leichtfertige Nächstenliebe in erster Linie für eine Versündigung gegen sich selbst. Außerdem stieg die Zahl der Armen gewaltig an. Das hatte zur Folge, daß man sie nicht mehr persönlich kannte. Sie waren nicht von hier, waren namenlos geworden. Sie überschwemmten alles und jedes, wurden zur Plage. Sie drangen in die Familien ein, in die Häuser, in die Städte. Auf tausenderlei Arten bahnten sie sich einen Weg. Sie riefen über die Briefkästen um Hilfe. Jeden Morgen sprangen einem ihre schrecklichen Fotos aus den Umschlägen von Bettelbriefen ins Gesicht, mit allen möglichen Forderungen im Namen irgendeines Kollektivs. Zeitungen, Rundfunk, Kirchen und politische Parteien standen in ihrem Dienst. Man sah nur noch sie. Ganze Nationen brauchten keine Wäsche mehr, sondern nur noch Postscheckkonten. In herzzerreißenden, unterschwellig drohenden Aufrufen wurde zur Zahlung gemahnt. Es kam aber noch schlimmer. Im Fernsehen sah man sie zu Tausenden sterben. Das anonyme Blutbad wurde zum permanenten Spektakel, aufbereitet von professionellen Geschichtenerzählern und Strippenziehern. Die Erde war mit Armen geradezu überflutet. Und überall regten sich Gewissensbisse. Glück wurde als Makel empfunden, von der Freude ganz zu schweigen. Sogar in Calguès' Dorf empfand man es mittlerweile als Beleidigung, wenn einer nichts weiter spendete als ein paar ordentliche Leintücher. Kurz, man fühlte sich nicht mehr besser, wenn man etwas hergab, sondern erniedrigt und beschämt.

Der Professor hatte vor einiger Zeit seine Schränke und Truhen sowie den Keller und den Speiseschrank vor der Welt verschlossen. Er erinnerte sich noch sehr gut daran, da am gleichen Tag der Papst den Vatikan geleert hatte. Tresore, Bibliotheken, Bilder, Fresken, Tiara, Möbel und Statuen hatte er unter dem Beifall der Christen verkauft. Manche, deren Rührung epidemieartige Ausmaße angenommen hatte, gerieten gar in Versuchung, ihn nachzuahmen und selber arm zu werden. Mit einer im Angesicht der Ewigkeit geradezu lächerlichen Geste hatte der Papst alles in ein Faß ohne Boden geworfen. Mit dem Ergebnis hätte man noch nicht einmal den jährlichen Landwirtschaftsetat von Pakistan ausgleichen können. Moralisch gesehen hatte er bloß seinen Reichtum aufgedeckt. Er stand da wie ein Maharadscha, den man per Dekret enteignet hatte. Die Dritte Welt machte ihm daher auch schnell Vorwürfe, und er verlor jede Glaubwürdigkeit.

Seitdem war Seine Heiligkeit infolge selbstgewählter Mittellosigkeit in ihrem öden, schäbigen Palast umhergeirrt und schließlich in einer leeren Wohnung wie ein armer Landpfarrer gestorben. Auf einem eisernen Bettgestell, zwischen einem Küchentisch und drei Strohstühlen, leider nicht am Kreuz vor dem versammelten Volk, wie er es gern gehabt hätte. Man hatte den neuen Papst ungefähr zur gleichen Zeit gewählt, als Herr Calgues in den Ruhestand getreten war. Der eine hatte traurig seinen Platz auf dem Strohthron des Vatikans eingenommen, während der andere in sein idyllisches Heimatdorf zog, fest entschlossen, es nie mehr zu verlassen und sich in vollen Zügen seiner Güter in einem Rahmen zu erfreuen, der seiner würdig war ... Gott sei gedankt für den weichen Schinken, das duftende Brot und den frischen Wein! Ein Prosit auf die alte Welt und auf alle, die sich darin wohl fühlen!

Während der alte Herr bedächtig aß und trank und jeden Bissen und jeden Schluck genoß, ließ er die Blicke in seinem großen Zimmer umherschweifen. Dafür brauchte er viel Zeit, denn er verweilte

lange bei jedem Gegenstand. Jeder Blick war für ihn wie ein Liebesakt. Manchmal kamen ihm die Tränen, Tränen der Freude. Jeder Winkel dieses Hauses erzählte von der Würde derer, die es bewohnt hatten, von ihrer Lebensart, ihrer Weisheit, ihrer Bescheidenheit und ihrem Geschmack für Traditionen, deren Segen sich nur dann entfalten kann, wenn man nicht aufhört, sie zu respektieren. Die Seele des alten Herrn wohnte in den alten Bucheinbänden, den bäuerlichen Möbeln, in der Madonna aus Holz, in den großen geflochtenen Stühlen, in den Keramikfliesen, in den Deckenbalken, in dem elfenbeinernen Kruzifix, das in einer Kiste aus getrocknetem Buchsbaumholz aufbewahrt wurde, und in hundert anderen schönen Dingen. Gegenstände erziehen den Menschen besser als Ideen. Die Ideen waren es, die den Menschen des Abendlandes dazu gebracht hatten, sich selbst zu verachten. Diese Selbstverachtung trieb ihn nun zur Massenflucht nach Norden, wobei er gewiß dumpf ahnte, daß seine Selbstaufgabe bereits mit dem von ihm verschuldeten Ausfluß all der Häßlichkeiten begonnen hatte, die es nicht wert waren, verteidigt zu werden. Vielleicht war dies eine Erklärung?

Um n Uhr abends verlas ein Sprecher des französischen Rundfunks eine weitere Verlautbarung: »Die Regierung hat mit Befremden von der allgemeinen Flucht der Bevölkerung des Südens Kenntnis genommen. Obwohl sie dieses Verhalten bedauert, fühlt sie sich angesichts einer derart präzedenzlosen Lage nicht befugt, davon abzuraten. Gendarmerie und Armee haben genaue Anweisungen erhalten, damit die Abwanderung ordnungsgemäß verläuft und die von Norden her anmarschierenden militärischen Kolonnen nicht behindert werden. In den vier Küstendepartements ist der Notstand ausgerufen worden. Herr Jean Perret, Staatssekretär und persönlicher Beauftragter des Präsidenten der Republik, hat die Befehlsgewalt übernommen. Die Armee wird im Rahmen des Möglichen und in den Grenzen, die ihr durch andere Aufgaben gezogen sind, für den Schutz des hinterlassenen Besitzes sorgen. Die Regierung bestätigt, daß sich der Präsident der Republik heute um Mitternacht mit einem feierlichen Aufruf an die Nation wenden wird.«

Das war alles ungewöhnlich kurz für eine Gesellschaft, die es gewohnt ist, sich im eignen Geschwätz zu suhlen. »Sterben die Schwätzer in aller Stille?« fragte sich der Professor. Dann nahm er ein Buch, schenkte sich ein Glas ein, zündete seine Pfeife an und wartete auf die Mitternacht.

4.

Es war eine seltsame Nacht. Seit mehr als dreißig Jahren war es in New York nicht so friedlich gewesen wie heute. Der Central Park war wie leergefegt von den Tausenden von Kains. Man hätte jetzt frische, blonde Mädchen zum Spielen hinschicken können, mit kurzen Röcken und mit vor Freude geröteten Gesichtern, weil sie endlich einmal hinter einem Reifen herrennen konnten. Die Ghettos der Schwarzen und der Puertoricaner waren still wie Kirchen.

Doktor Norman Haller hatte seine Fenster geöffnet. Er lauschte in die Stadt, hörte jedoch nichts. Gewöhnlich stiegen um diese Uhrzeit schreckliche Töne zu ihm hoch. Er nannte sie die »Höllensymphonie«: Hilfeschreie, klappernde Absätze auf der Flucht, Schreckensrufe, einzelne Schüsse oder andauernde Schußwechsel, Polizeisirenen, unmenschliches Gekeife, wüstes Gelächter, Geklirr zerbrochener Scheiben. Das panische Hupen eines klimatisierten Cadillacs, dessen Fahrer sich an der roten Ampel plötzlich von finsteren Gestalten mit Eisenstangen umzingelt sah. Das viele Nein! Nein! Nein! NEIN!, verzweifelt in die Nacht geheult und rasch mit Messern, Rasierklingen oder Ketten zum Schweigen gebracht. Mit Nägeln besetzte Keulen, die auf Hände, Finger, Geschlechtsteile einschlugen.

Dreißig Jahre lang ging das schon so. Eine beachtliche Statistik, die von Jahr zu Jahr größer wurde, bis in den letzten Tagen die Kurve jäh absank und in dieser Nacht den unfaßbaren Nullpunkt erreicht hatte. Dreißig Jahre Ohnmacht für Dr. Haller, der sich allerdings selbst nichts vorzuwerfen hatte. Als sachverständiger Soziologe der Stadt hatte er die Entwicklung bis ins kleinste Detail vorausgesehen. Seine hellsichtigen Berichte waren wirkungslos geblieben. Dagegen war kein Kraut gewachsen: Man kann den weißen Mann nicht ändern, und man kann den schwarzen Mann nicht ändern, solange der eine weiß und der andere schwarz und nicht alles in Milchkaffee aufgegangen ist. Der Schwarze verabscheute den Weißen, und der Weiße verachtete den Schwarzen. Sie waren gleichberechtigt, aber sie haßten einander. Der sachverständige Soziologe stellte all dies nüchtern fest und verdiente damit sein Geld. Die Stadt New York bezahlte ihn gut für seine monumentale Studie über die bisherigen Verwüstungen und ihre unvermeidlichen Konsequenzen für die Zukunft.

»Kann man da gar nichts mehr machen, Dr. Haller?«

»Gar nichts, Herr Bürgermeister. Außer, Sie bringen die einen oder die anderen oder alle zusammen um, wenn Sie sie schon nicht ändern können. Wie wär’s damit?«

»Natürlich nicht, verdammt! Warten wir ab und leben wir einfach so weiter ...«

Wie schön und behaglich war doch die Wohnung Norman Hallers im fünfundzwanzigsten Stockwerk im vornehmen Wohnviertel am Central Park! Von der Außenwelt ab geschnitten und vor dem Dschungel geschützt. Unten in der großen Halle befand sich ein Dutzend bewaffneter Posten und überall Detektoren, unsichtbare Strahlen, wilde Wach hunde, Alarmanlagen und darunter eine hermetisch abgesicherte Garage, eine Zugbrücke zwischen Leben und Tod, zwischen Haß und Liebe. Und darüber ein Elfenbeinturm, eine Mondstation, ein Luxusbunker. Entsetzlich teuer. Erkauft mit Tausenden von Dollars für ein paar hundert Seiten, geschrieben von Amerikas berühmtestem Soziologen. Dr. Norman Haller hatte sich mitten im Auge des Taifuns eine heile Welt eingerichtet, und durch dieses Auge betrachtete er den Sturm, der alles wegfegen würde. Ohne eisgekühlten Whisky und leise Musik war das alles kaum zu ertragen. Und zieh doch bitte dieses hübsche kleine Ding an, das du ein Kleid nennst, Schatz!

Telefon. Der Bürgermeister von New York. »Laß mich raten, Jack. Jede Wette, du trägst gerade deinen Smoking. Und Betty raubt dir den Atem in ihrem kleinen Schwarzen, verführerischer als je zuvor. Beim wievielten Whisky bist du an gelangt, beim dritten? Im Kristallglas? Hast du Lust, allein zu sein? Ohne besonderen Grund eine intime Party zu feiern? So ganz spontan?«

»Stimmt, Norman. Woher weißt du das?«

»Der Dschungel ist ausnahmsweise mal still. Der weiße Mann hat Angst. Reich und einsam, was soll er noch groß machen in all seiner weißen Erhabenheit? Noch einmal auf seinen nutzlosen Reichtum und seine kostbare Einsamkeit an stoßen! Auf dein Wohl, Jack! Hörst du, wie die Eiswürfel in meinem Glas aus Baccaratkristall klimpern? Der Scotch hat mich hundert Dollar gekostet. Und die Augen meiner Frau ... so herrlich grün wie heute abend waren sie noch nie! Ich möchte mich darin ersäufen.«

»Hör zu, Norman. Alles hängt von den Franzosen ab, nicht wahr? Glaubst du, daß sie noch fähig sind, eine Million waffenloser Jammergestalten zu töten? Ich nicht. Ich hoffe nicht einmal mehr darauf. Die Ghettos von New York glauben es auch nicht. Ebensowenig die von Chicago oder Los

Angeles ... Alle sind zu Hammeln geworden, die in Raubtierkäfigen hokken. Sie kleben nur noch am Radio, saugen die Nachrichten auf, singen in ihren verrückten Kirchen oder beten für diese Unglücksflotte. Bist du schon einmal von einer galoppierenden Hammelherde mitgerissen worden, Norman?«

»Der Wolf will nicht mehr Wolf sein. Das ist es wohl. Mach es wie ich, Jack. Trink noch ein Glas, streichle lange die weiße Haut deiner Frau, als wäre sie die wertvollste Sache der Welt. Und warte.«

5.

Wenn es bei der Entstehung eines Volksmythos überhaupt so etwas wie eine Logik gibt, so muß man in unserem Fall wohl im belgischen Generalkonsulat von Kalkutta den Ursprung dessen suchen, was wir als »Mythos des neuen Paradieses« bezeichnen wollen. Dieses kleine, unbedeutende Konsulat in einer alten Villa im Kolonialstil am Rand des Diplomatenviertels sah sich eines Morgens mit einer stillschweigenden Menge konfrontiert, die sich vor seinen Toren angesammelt hatte. Seit Tagesanbruch hatte der Sikh-Wachposten das Gitter des Portals geschlossen. Von Zeit zu Zeit steckte er den Lauf einer alten Flinte durch die Gitterstäbe, um die vordersten Reihen der Menge auf Abstand zu halten. Und da er ein braver Mann war und niemand ihn oder das Tor wirklich bedrohte, so sagte er gutmütig: »Seht mal her. Vielleicht können wir euch später etwas Reis geben. Aber danach müßt ihr gehen. Warten hat keinen Zweck. Es steht auf dem Aushang und ist vom Herrn Konsul persönlich unterschrieben.«

»Was steht auf dem Aushang?« fragte die Menge, die nicht lesen konnte. »Lies es uns vor.« Man konnte auf dem Papier, das außen am Gitter befestigt war, nicht mehr viel erkennen. Es war von tausenden Händen beschmutzt, die es betatscht hatten, ohne die schlechte Nachricht begreifen und akzeptieren zu können, die es verkündete. Der Wachposten kannte den Text inzwischen auswendig. Vor einer Woche hatte er ihn einen ganzen Tag lang vor sich hingesprochen, so daß er ihn, ohne ein einziges Wort zu ändern, wie eine Litanei herunterbeten konnte: »Durch königlichen Erlaß vom Soundsovielten hat die belgische Regierung angeordnet, alle augenblicklich im Gang befindlichen Adoptionsverfahren auf unbestimmte Zeit einzustellen. Neue Adoptionsanträge werden daher nicht mehr angenommen. Desgleichen wird auch den Kindern, die bereits vor der Ausreise stehen, kein Visum mehr für die Einreise nach Belgien erteilt, selbst wenn sie vor dem Erlaß schon rechtsgültig adoptiert worden sind.«

Ein kläglicher Aufschrei ging durch die Menge. Die Lautstärke der Klagen, ihre Dauer und die Tatsache, daß sie nach kurzer Zeit immer wieder von neuem anschwollen, ließ den mit Unruhen erfahrenen Wachposten schätzen, daß sich die Volksmenge seit dem Vorabend mindestens verdoppelt haben mußte.

»Jetzt beruhigt euch endlich!« sagte er und bewegte drohend sein Gewehr. »Bevor ihr wieder in eure Dörfer geht, bekommt ihr euren Reis. Aber ihr dürft nicht mehr zurückkommen. So steht es geschrieben.« Aus der vordersten Reihe trat eine Frau und ergriff das Wort. Alle Augen waren auf sie gerichtet, als ob sie im Namen der Menge sprechen würde. In ihren ausgestreckten Armen hielt sie einen etwa zwei Jahre alten Jungen, der mit großen, niedlichen Augen durch die Gitterstäbe blinzelte.

»Sieh meinen Sohn«, sagte sie. »Ist er nicht schön? Ist er nicht kräftig für sein Alter, mit seinen runden Armen und geraden Beinen? Schau seinen Mund an. Hast du jemals so herrlich weiße und

ebenmäßige Zahnreihen gesehen? Schau seinen Körper an: Du wirst weder Schorf noch Fliegen darauf finden. Seine Augen sind immer offen und niemals eitrig. Du könntest ihn an den Haaren ziehen, und kein einziges wurde ausfallen. Schau dir sein Geschlecht und sein Hinterteil an, wie sauber sie sind. Sieh sein Bäuchlein, wie schön flach es ist, nicht aufgebläht vor Hunger wie bei anderen seines Alters. Und wenn er sein Geschäftchen macht, dann sieht man weder Blut noch Würmer. Mein Sohn ist nämlich ein gesundes Kind, wie es in euren Papieren verlangt wird. Als er geboren wurde, fanden wir ihn so schön, daß wir beschlossen, daß er anderswo glücklich und reich werden soll. Also haben wir ihn immer gut ernährt, genau nach euren Vorschriften. Zwei seiner Schwestern sind gestorben. Sie waren älter als er, aber kränklich, und der kleine Mann hatte solchen Appetit, daß er für drei aß. Er wurde dabei jeden Tag schöner und stärker. Und nun kommst du und sagst mir, daß wir ihn um sonst gefüttert haben, daß sich sein Vater um sonst auf den Reisfeldern zu Tode geschuftet hat, und daß ich, seine Mutter, ihn weiterhin versorgen und füttern muß. Aber auch ich habe Hunger und muß essen, und dieser kräftige kleine Mann, mein Sohn, ist nicht mehr mein Sohn. Denn am anderen Ende der Welt wartet schon eine neue Familie auf ihn. So steht es doch auf dem Medaillon, das er von eurer Regierung bekommen hat und das er um den Hals trägt. Sieh doch! Ich sage die Wahrheit! Er gehört mir nicht mehr. Nimm ihn und bring ihn zu ihnen. Sie haben versprochen, ihn zu adoptieren. Ich habe alles getan, was ihr von mir verlangt habt, und jetzt bin ich müde ...«

Hunderte Frauen kamen näher und streckten ihrerseits ihre Babys dem Wachposten entgegen. Es waren meist schöne Babys, die jedoch das magere Fleisch ihrer Mütter leergesaugt hatten, als hingen sie immer noch mit einer Nabelschnur daran. Hinter ihnen drängten Hunderte von anderen Müttern mit Hunderten von anderen Babys und schoben Hunderte von anderen Kindern vor sich her - Adoptionskandidaten für den großen Sprung ins Paradies. Der belgische Erlaß hatte ihre Gier eher noch gesteigert. Der Mensch, der keinen Ausweg mehr sieht, weigert sich, an unveränderliche Dinge zu glauben. Die Erfahrung hat ihn gelehrt, daß er ohnehin immer abgelehnt wird. Wenn die Wahrscheinlichkeit auf Rettung schwindet, rückt der Mythos an ihre Stelle. Je geringer die Chance, um so größer die Hoffnung.

So standen die Unglücklichen zu Tausenden vor dem Zaungitter des Konsulats und präsentierten ihre Kinder wie Obstverkäufer: in vorderster Reihe die schönsten, saftigsten, leckersten Früchte; in der zweiten Reihe die weniger frischen, die flüchtig betrachtet noch ganz passabel aussahen; und in der hintersten Reihe versteckten sie die faule, verdorrte und wurmstichige Ware, die Mißgeburten ohne jeglichen Marktwert. Ihre Mütter jammerten am lautesten von allen, weil gerade ihre Hoffnung am unbändigsten war. Sie waren es gewohnt, Tag für Tag abgewiesen, ausgesperrt und fortgejagt zu werden. Darum hatten sie keinen Zweifel, daß ein derart streng bewachtes Paradies es wert sein mußte, daß man es notfalls ein Leben lang belagerte. In den Zeiten, als das Gitter noch offenstand, gelang es manchmal einer Mutter, ihre Mißgeburt unter die schönen Babys zu schmuggeln. Das schien ihr dann wie ein Meilenstein auf dem Weg zum Heil, auch wenn der Sikh mit seinem Gewehr herumfuchtelte und den Weg zum Konsul versperrte. Denn immerhin war sie ein Stückchen näher an das Paradies herangerückt. Das nährte ihre Hoffnung über alle Maßen. In ihrer Fantasie sprudelten Ströme aus Milch und Honig und ergossen sich verschwenderisch in fischreiche Flüsse, deren Wasser erntereife Kornfelder befruchteten, die sich bis zum Horizont erstreckten und in denen sich glückliche Mißgeburten trollten. Es sind die primitivsten Menschen, die den Erfolg solcher Mythen garantieren. Man lauschte gierig diesen erleuchteten Schwätzern, und alle Welt sog ihre närrischen Vorstellungen vom Abendland in sich auf. Und in dem von Hungersnot geplagten Kalkutta bedeutete »alle Welt«: viele, sehr, sehr viele Menschen. Vielleicht ist dies eine Erklärung? Hinter den letzten Frauen der hintersten Reihe der Menge stand ein

halbnackter Paria, ein Mann von hohem Wuchs. Er schwenkte demonstrativ ein Ding über seinem Kopf, als wäre es eine Fahne.

Der Jauchefahrer und Kotkneter, dessen Metier die Herstellung von Heizbriketts aus Kuhmist war und der sich in Zeiten der Hungersnot von Exkrementen ernährte, hielt in seinen stinkenden Händen eine Art Lebewesen. Zwei Stümpfe baumelten am unteren Ende eines großen Rumpfs. Der Rücken und die Hüften gingen ununterscheidbar ineinander über. Ein dritter Stummel bildete den Kopf. Ein Hals fehlte. Im kahlen Schädel lagen zwei Sehlöcher. Darunter befand sich eine Art Speiseröhrenklappe ohne Zähne, Lippen und Gaumen. Obwohl dieses monströse Kind Anzeichen von Leben zeigte, rührte es sich nicht vom Fleck, außer wenn es der Paria hin-und herbewegte. Seine lidlosen Augen starrten stumpf geradeaus, hoch über die Menge hinweg. Ein bohrender Blick dieses Dings traf durch die Gitterschranke den Konsul, der vor Schreck wie hypnotisiert war. Er war zum Tor gekommen, um die Lage zu beurteilen. Er schloß sofort die Augen und sah nun auch die Menge nicht mehr. Er schrie: »Kein Reis mehr! Kein Visum mehr! Nichts mehr für euch! Schert euch weg! Alle!«

Gerade, als er sich wieder verziehen wollte, traf ihn ein scharfkantiger Stein mitten auf die Stirn. Er begann zu bluten. Die Augen der Mißgeburt blitzten auf. Mit einer wackelnden Bewegung ihres Rumpfes dankte sie ihrem unberührbaren Vater. Andere feindselige Handlungen gab es nicht. Der Wächter über Milch und Honig aber, der sich mit beiden Händen die Stirn hielt und in sein Konsulat wankte, erschien der Menge plötzlich als verwundbar, als nur noch lächerlich schwacher Verteidiger der heiligen Tore zum Abendland. Würde er in seiner Schwäche denen, die warten konnten, nicht doch noch die Schlüssel überlassen? Vielleicht ist dies eine Erklärung? Der Sikh schulterte sein Gewehr. Diese Geste genügte. Die Menge zerstreute sich. Eine stille Ebbe bereitete die Flut vor.

6.

»Mitleid!« sagte der Konsul. »Immer dieses erbärmliche, widerliche, hassenswerte Mitleid! Ich weiß, Sie nennen es Nächstenliebe, Solidarität, Weltgewissen und so weiter. Aber wenn ich Sie anschaue, sehe ich in jedem von Ihnen nur Selbstverachtung und Verachtung dessen, wofür Sie stehen. Vor allem, was soll das überhaupt heißen? Und wohin soll es führen? Bedenken Sie doch die Konsequenzen Ihres allzu willfährigen Mitleids! Das ist doch geradezu kriminell! Nur ein Wahnsinniger oder ein Verzweifelter kann so blind sein wie Sie!«

Mit verbundener Stirn sah sich der Konsul in seinem Büro einem Dutzend Personen gegenüber, die auf ihren Holzstühlen aufgereiht saßen wie Apostelfiguren auf der Fassade einer Kirche. Sie hatten alle dieselbe weiße Hautfarbe, dieselben schmalen Gesichter und dieselbe schlichte Kleidung - Shorts oder Leinenhosen, khakifarbene Hemden und Sandalen. Vor allem aber war in ihren Augen jenes gewisse, tiefe Flackern zu sehen, wie man es von Propheten, Schwärmern, Weltverbesserern, Fanatikern, Märtyrern, besessenen Verbrechern und halluzinierenden Visionären kennt, oder ganz einfach von all jenen, die ihr Bewußtsein gespalten haben, weil sie sich in ihrer eigenen Haut nicht wohl fühlen. Unter ihnen befand sich auch ein Bischof, Er unterschied sich jedoch in keiner Weise von dem Missionsarzt oder von dem säkularen Idealisten an seiner Seite. Auch der atheistische Philosoph und der abtrünnige katholische Schriftsteller, der zum Buddhismus übergetreten war, gehörten zum selben Typus. Die beiden letzteren waren die geistigen Köpfe der kleinen Gruppe. Sie alle schwiegen.

»Sie sind zu weit gegangen«, sagte der Konsul, »und Sie taten es mit Absicht, weil Sie konsequent Ihren Überzeugungen folgen. Wissen Sie, wieviele Kinder des Ganges Sie bislang nach Belgien geschickt haben? Ich spreche nicht einmal von Europa als Gesamtheit, wo einzelne nüchtern denkende Länder ihre Grenzen schon viel früher als wir dichtgemacht haben. Vierzigtausend in fünf Jahren! Dabei konnten Sie auf die zermürbten Seelen unserer braven Landsleute zählen, denen Sie systematisch alle möglichen Gewissensbisse eingetrichtert haben, um die christliche Nächstenliebe für Ihre seltsamen Zwecke zu mißbrauchen. Vor allem in unseren blühenden bürgerlichen Mittelschichten haben Sie erniedrigende Komplexe gezüchtet. Vierzigtausend! Etwa soviel wie die französischen Kanadier Mitte des 18. Jahrhunderts. Sie haben im Herzen unserer weißen Welt ein flächendeckendes Rassenproblem geschaffen, das uns alle zerstören wird. Und das ist offenbar Ihr Ziel. Keiner von Ihnen besitzt noch den Stolz seiner weißen Haut und weiß, was sie bedeutet.«
»Weder Stolz, noch überhaupt ein Bewußtsein dafür«, bemerkte eine der Statuen. »Das ist der Preis für die Gleichheit unter den Menschen. Wir werden ihn bezahlen.«

»Übrigens ist dies alles schon überholt«, fuhr der Konsul fort. »Es geht längst nicht mehr um Adoptionen, ob verboten oder nicht. Ich habe mit meinen europäischen Kollegen hier im Land telefoniert. Auch sie werden wie ich von schweigenden Menschenmassen belagert, die auf irgend etwas warten. Und sie haben nicht einmal Dekrete aushängen wie wir. Die Briten zum Beispiel haben ihre Visen stets nur tröpfchenweise verteilt. Und trotzdem wird auch ihre Botschaft von Zehntausenden Menschen belagert. Überall in der Stadt, wo eine europäische Fahne weht, hat sich eine Menge versammelt, ohne ersichtlichen Grund. Und das ist erst der Anfang. Man hat mir gemeldet, daß im Hinterland ganze Dörfer auf den Straßen nach Kalkutta unterwegs sind.«

»Richtig«, sagte eine Statue, deren Gesicht ein dichter blonder Bart zierte. »Viele sind aus Dörfern, die von uns betreut werden.«

»Dann sagen Sie mir doch bitte, was diese Leute von uns wollen! Was suchen sie? Auf was warten sie?«

»Offen gesagt, wir wissen es auch nicht.«

»Haben Sie wenigstens eine Ahnung?«

»Vielleicht.«

Ein merkwürdiges Lächeln huschte über die Lippen der bärtigen Statue. War er der Bischof? Oder der konvertierte Schriftsteller? »Sie haben doch nicht etwa selbst ...?« Der Konsul brach die Frage ab und deutete seinen Verdacht nur an. »Nein! Unmöglich! Soweit würden Sie nicht gehen!«

»Das stimmt«, sagte eine dritte Statue (diesmal war es wohl der Bischof), »ich selbst wäre nicht so weit gegangen.«

»Sie haben also die Kontrolle verloren?«

»Sieht ganz so aus. In der Tat passieren gerade Dinge von außergewöhnlicher Bedeutung. Die Volksmenge hat davon nur eine vage Vorstellung, ohne wirklich zu begreifen, was sich da zusammenbraut. Darf ich dazu eine Hypothese Vorbringen? An die Stelle der vereinzelten Adoptionen, die so viele dieser armen Leute mit Hoffnung erfüllt haben, ist eine noch

unglaublichere, geradezu irrsinnige Hoffnung getreten. Nämlich die auf eine Generaladoption aller. Es braucht von hier aus nicht mehr viel, um eine unaufhaltsame Dynamik in Gang zu setzen.«

»Da haben Sie ja ganze Arbeit geleistet, Hochwürden«, sagte der Konsul. »Sie sind mir ein Prachtexemplar eines römisch-katholischen Bischofs. Aufgestiegen zum Kondottiere der Heiden. Sie haben sich den Zeitpunkt gut ausgesucht. An Armen fehlt es nicht. Sie zählen Millionen! Das Jahr ist noch keine drei Monate alt, und schon ist die Hälfte dieser Provinz von Hungersnöten heimgesucht. Die Regierungen dieser Gebiete sind völlig überfordert. Was auch kommen mag, sie werden sich die Hände in Unschuld waschen. Das haben sie uns heute morgen unmißverständlich mitgeteilt. Und was machen Sie unterdessen? Sie »legen Zeugnis ab<. So nennt man das doch in Ihren Kreisen, nicht wahr? Sie legen Zeugnis ab. Von was eigentlich? Von Ihrem Glauben? Ihrer Religion? Ihrer christlichen Kultur? Keineswegs. Sie legen Zeugnis ab wider sich selbst. Sie sind zu einem Verächter des Abendlandes geworden. Glauben Sie denn, daß die armen Teufel, die ihnen nachlaufen, das nicht merken? Blasse Haut und blasse, schwächliche Überzeugungen, das ist in ihren Augen eins. Sie wittern deutlich, daß Sie sich selbst aufgegeben haben, und Sie haben sie auch noch auf diese Spur geführt. Von all Ihren Predigten haben diese Leute nichts weiter behalten, als daß das Abendland stinkreich ist. Und in Ihnen sehen sie einen symbolischen Vertreter dieses Überflusses. Sie repräsentieren den Reichtum einer anderen Welt, und durch Ihre bloße Anwesenheit vermitteln Sie Ihren Schäfchen, daß Sie ein schlechtes Gewissen haben, wenn Sie diesen nicht mit ihnen teilen. Das ist ja sehr hübsch, wie Sie alle die Asketen spielen und den Curry mit der Hand essen, wie Sie das Land mit Experten überziehen, die ihre Weisheiten verbreiten und leben wie die Bauern. Aber Sie sind für dieses Land nichts weiter als eine permanente Versuchung. Das müssen Sie doch wissen. Nach all unserer Entwicklungshilfe, nach all unserer ärztlichen Versorgung und all unserer technischen Beratung haben die Armen herausgefunden, daß es einfacher ist, Sie anzuflehen: »Nimm meinen Sohn, nimm meine Tochter, nimm mich selbst und meine ganze Familie, und führe uns in dein Land/ Diese Idee hat sich rasch verbreitet, und flugs ist sie Ihnen über den Kopf gewachsen. Eine Flut, eine unkontrollierbare Flutwelle bahnt sich an. Gott sei Dank liegt noch ein Meer zwischen diesem Land und unserem Europa!«

»Ja, das Meer ist noch da! In der Tat, es ist noch da«, sagte eine vierte Statue, die diesen Gedanken offenbar erst durch-sickern lassen mußte. »Für Leute Ihres Schlags«, fügte der Konsul hinzu, »gibt es einen althergebrachten Namen: Verräter. Der Fall ist nicht neu. In der Geschichte gab es oft genug Bischöfe, Generäle, Minister und Intellektuelle, die Verrat begingen. Diese Sorte Mensch scheint in Europa um so üppiger zu gedeihen, je mehr es zusammenschrumpft. Eigentlich sollte es genau umgekehrt sein, aber der Geist verfällt und das Herz wird unsicher. Gewiß, da kann man wohl nichts mehr machen. Auch ich bin machtlos. Aber selbst wenn ich mich über seine Folgen täuschen sollte: Ich mißbillige Ihr Handeln zutiefst. Ihre Pässe werden nicht mehr erneuert. Dies ist das einzige Mittel, das ich noch habe, um meiner Mißbilligung offiziellen Ausdruck zu verleihen. Meine europäischen Kollegen tun im Augenblick das gleiche mit ihren eigenen Verrätern.«

Die Statue, die vom Meer gesprochen hatte, erhob sich. Diesmal war es der atheistische Philosoph, der hierzulande unter dem Namen Ballan bekannt ist. »Pässe, Nationen, Religionen, Ideale, Rassen, Grenzen und Meere - alles Quatsch!« sagte Ballan. Ohne ein weiteres Wort verließ er den Raum.

»Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir zugehört haben«, sagte der Konsul. »Wir werden uns wohl nicht mehr Wiedersehen. Mein Amt hat keinerlei Bedeutung mehr für Sie. Ich nehme an, daß Sie deshalb so geduldig waren. Wie mit einem Sterbenden.«

»Irrtum«, sagte der Bischof, »wir werden beide sterben, auch wenn wir auf gegenüberliegenden Seiten stehen. Ich werde Indien nicht mehr verlassen.«

Nachdem Ballan durch das Gittertor des Konsulats gegangen war, hatte er sich einen Weg durch die Menge gebahnt. Ein paar besonders monströse Kinder klammerten sich an seine Beine und sabberten auf seine Hosen. Ballan und die Mißgeburten zogen sich gegenseitig magisch an. Er stopfte klebrige Bonbons, die er stets bei sich trug, in ihre unförmigen Mäuler. Als er den großen Fäkalien fürsten erblickte, auf dessen Schultern immer noch das scheußliche Totem saß, rief er ihm zu: »Und du, Kotkneter, was suchst du hier?«

»Nimm uns mit, ich bitte dich.«

»Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.«

»Heute noch?« stieß der arme Teufel ungläubig hervor. Ballan lächelte ihn liebevoll an. Vielleicht ist dies eine Erklärung?

7.

»... in den vier Küstendepartements. Die Armee wird im Rahmen des Möglichen und in den Grenzen, die ihr durch andere Aufgaben gezogen sind, für den Schutz des hinterlassenen Besitzes sorgen. Die Regierung bestätigt, daß sich der Präsident der Republik heute um Mitternacht mit einem feierlichen Aufruf an die Nation wenden wird.«

Diejenigen, die Französisch verstanden, stellten die Radios leiser und übersetzten ihren dicht zusammengerückten Landsleuten die Nachrichten. Nie zuvor war der Keller so voll gewesen wie an diesem Abend. Hier wohnten die schwarzen Arbeiter vom städtischen Reinigungsdienst der nördlichen Pariser Bezirke. Auf zweistöckigen Betten saßen je acht Mann Schulter an Schulter mit herunterhängenden Beinen. Derart auf einen Haufen gepreßt, wurde ihnen zum ersten Mal ihre Zahl und Stärke bewußt. Obwohl sie sonst sehr geschwätzig waren, wagte keiner von ihnen einen Kommentar, auch nicht die paar Weißen in dieser schwarzen Menge, unter ihnen ein Straßenpriester und ein harter Verfechter des Klassenkampfes. Sie zerbrachen sich vergeblich die Köpfe. Es war nicht leicht, die schwindelerregenden Ausmaße eines so unglaublichen Ereignisses zu begreifen. Das galt erst recht für die Insassen eines gottverlassenen Kellerlochs am Rande der Stadt, die das Tageslicht nur zu sehen bekamen, wenn sie morgens die Mülltonnen leerten.

»Wenn sie es schaffen, unbeschadet an Land zu gehen«, sagte einer, den sie »Chef« nannten, weil er am längsten von allen in Frankreich lebte, »wenn sie es schaffen, werdet ihr euch dann endlich aus euren Rattenlöchern herauswagen?« Ein lang andauerndes Gemurmel erhob sich, dem man keinerlei Antwort entnehmen konnte. Keines dieser Gehirne funktionierte schnell genug, um sich eine mögliche Verkettung der Tatsachen vorzustellen. Aber sie spürten deutlich, wie langsam ein mächtiges, unbestimmtes Gefühl aufkam, das beinah heilige Schauer hervorrief. Aus dem Dunkel eines Schlafplatzes fragte eine tiefe Stimme: »Wie zahlreich ist das Rattenvolk?« »Das Rattenvolk«, sagte der Straßenpriester, »wird im Lichte des Himmels wie ein riesiger, dichter Wald erscheinen, der über Nacht aus dem Boden gewachsen ist.« Eine solche Sprache verstanden sie. Das Gemurmel bekam nun einen beifälligen Klang. Dann warteten sie wieder.

In dieser Nacht lauschten auch die Straßenkehrer und Kanalarbeiter aller Depots des Großraums Paris gebannt dem Radio, ebenso die Kellner, die Nachlasspfleger der Krankenhäuser, die Tellerwäscher der schäbigen Spelunken, die Hilfsarbeiter von Billancourt, Javel, Saint-Denis und sonstwo, die rückengeschädigten menschlichen Maulwürfe, die unterirdische Strom- und Gasleitungen verlegten, die Verdammten der giftigen chemischen Industrie, die Maschinenwärter, die Höhlenbewohner der U-Bahn-Schächte, die stinkenden Kloakenreiniger und viele andere. Sie alle führten Hunderte von notwendigen Tätigkeiten aus, die für die weichen Hände der Franzosen zu hart und unfein geworden waren. Es waren insgesamt einige hunderttausend Schwarze und Araber, die merkwürdigerweise den Augen der Pariser entgingen, zumal niemand mehr ihre wahre Zahl kannte, seit die Behörde die Statistiken fälschte, aus Furcht, die Großstadt mit brutalen Fakten aus ihrem Schlafwandel zu reißen. Paris war nicht New York. Sie warteten so unauffällig, wie sie lebten. Zusammen mit ihren Elends- und Stammesgenossen fristeten sie ihr Dasein in freiwilliger Absonderung, eingepfercht in Kel-1er oder Mansardenwohnungen, in den schmutzigen Straßen und Ghettos der Vorstädte,

Nur bei manchen Arabern weckte die Aussicht auf den unwahrscheinlichen Zusammenstoß, der sich an der Südküste Frankreichs ankündigte, gewisse Rachegelüste. Einstweilen blieb es bei dunklen Begierden und unterdrückten Impulsen. Noch träumten sie eher davon, einer Französin ein Lächeln zu entlocken, als sie zu vergewaltigen. Oder daß sich die Edelhuren, die »Kameltreiber« verachteten, bald auch ihnen zur Verfügung stellen würden. Oder einfach davon, einmal in einem öffentlichen Park friedlich den Kindern beim Spiel zuzuschauen, ohne daß die erschreckten Muttertiere gleich anfingen, eine Art Wagenburg um ihre Kleinen zu bilden. Nur die fanatischsten unter ihnen dachten an einen neuen Dschihad. Ein gewisser Mohammed, genannt »der einäugige Kadi«, hatte schon begonnen, sich in der Diktatorenrolle zu üben. Seit elf Uhr abends waren seine geheimen Boten unterwegs, um den Unterhäuptlingen aller Stadtviertel seine Anweisungen zu überbringen. »Die Zeit der Waffen ist vorbei. Ein jeder werfe sein Rasiermesser fort und zerbreche die Klinge. Der erste, der Blut vergießt, wird auf meinen Befehl entmannt.« Als Araber wußte er genau, wie man seine Landsleute anzupacken hatte. Alle gehorchten ihm, mit Ausnahme seiner eigenen Frau, einer französischen Lehrerin. Das Rasiermesser des »Kadi« verschwand sofort im Innern ihres Strumpfes, versteckt am rechten Oberschenkel. Elise wußte, was Verachtung bedeutet. In den zehn Jahren ihrer Ehe war ihr nicht die geringste Nuance dieser Verachtung entgangen. Sie träumte von reinigenden Blutbädern und war dabei gewiß nicht die Einzige. Unter den etwa tausend Französinnen, die mit Ghettoarabern verheiratet waren, bereiteten viele die Quittung für die täglich empfangene Verachtung vor.

Andere wiederum hatten ziemlich klare Vorstellungen über die kommenden Ereignisse. Sie schlossen ihre Fensterläden, verbarrikadierten die Türen und zogen die Vorhänge ihrer Wohnungen und Büros zu. Dahinter scharten sie sich gruppenweise um ihre Radios, verfolgten gespannt die Nachrichten und warteten fiebrig auf die Ansprache des Präsidenten der Republik. Es handelte sich bei ihnen um Diplomaten der Dritten Welt und um afrikanische, arabische und asiatische Studenten. Sie waren ratlos, am Rande des Entsetzens, denn das Geschehen überwältigte nun, da es ernst wurde, auch sie - die Reichen, die Führer, die Privilegierten, die Elite, die Intelligenz unter den Vorkämpfern ihrer Völker. Dieser Sinneswandel schien um so merkwürdiger, als sie die letzten fünfzig Tage geradezu in Ekstase geschwelgt hatten. Während die Flotte auf ihrer dramatischen Fahrt über zwei Ozeane immer näher und näher kam, traten sie eine wahre Flutwelle aus offiziellen Mitteilungen, Pressekonferenzen, Interviews, Debatten und runden Tischen los. Es handelte sich um ein derart außergewöhnliches Ereignis, daß man es zunächst kaum glauben wollte, ehe man die Schiffe nicht mit eigenen Augen gesehen hatte. In Gibraltar hatte man sie schließlich gesehen. Und

wie ...! Plötzlich hatte es diesen Wichtigtuern die Sprache verschlagen. Ihre Begeisterung verwandelte sich in Panik. Diejenigen, die gar nichts mehr sagten, spürten gar einen bislang unterdrückten, abgründigen Haß in sich aufsteigen.

Auch die Karibik- und Shisha-Bars, die Chinarestaurants und die afrikanischen Tanzlokale machten ihre Läden dicht. Aufgrund der letzten polizeilichen Berichte und der Informationen aus Arbeiter- und Studentenkreisen hatte der Polizeipräfekt von Paris keine Zweifel mehr, daß die Lage in der Hauptstadt, achthundert Kilometer von der Einwandererflotte entfernt, mindestens so kritisch war wie an der von der Invasion direkt betroffenen Mittelmeerküste. Hier wie dort drohte der Ausnahmezustand, und es galt, Vorsorgemaßnahmen zu treffen, solange noch Zeit war. Als der Präfekt versuchte, den Innenminister im Èlyséepalast zu erreichen, wurde ihm beschieden, daß die Regierungssitzung immer noch in vollem Gange war. Eine Dreiviertelstunde vor der angekündigten Rede des Präsidenten war man immer noch nicht imstande, eine Entscheidung zu treffen. Daraus schloß der Präfekt, daß auch er nichts weiter tun könne, als abzuwarten.

Ist dies vielleicht eine Erklärung?

8.

Ballan hatte mit seinem Lächeln ein Wunder bewirkt. Das genügte manchmal, um einen Menschen zu sich selbst zu erwecken. Gelobt sei Gott! Aus Spott Gott zu loben: das war Ballans Art, Atheist zu sein. »O Herr«, sagte er zu sich selbst, »Du hast doch genauso wie ich in den letzten drei Tagen diesen Kotkneter gehört, wie er am laufenden Band Blödsinn gequatscht hat. Jede Wette, Du bereust es schon jetzt, daß ein einziges Lächeln von mir ausgereicht hat, um aus ihm einen richtig großen Volkstribun zu machen. Hör Dir diesen Scheißeschlucker doch an! Tausend Jahre Armut und Verrohung, und was ist das Resultat? Der übelste Demagoge, den das Volk dieses Landes jemals hervorgebracht hat! Keine Ahnung, ob Du mit Deinem Wunder zufrieden bist. Aber das mußte ja irgendwann so kommen. Wer sein ganzes Leben lang die Scheißhäuser des Ganges ausräumt und Tag für Tag die gesammelte Scheiße mit seinen Fingern knetet, kann der sich noch Illusionen über die Natur des Menschen machen? Er hatte alles begriffen, er wußte nur noch nicht, daß er es begriffen hatte. Jetzt weiß er es. Und Du und ich, wir wissen, wohin das führen wird, nicht wahr? War das allen Ernstes Deine Absicht? Ich warte lieber das Ergebnis ab, bevor ich an Dich zu glauben beginne. Immerhin: Das wäre das erste Mal, daß Du uns einen intelligenten und nachvollziehbaren Beweis für Deine Existenz lieferst...«

Zwischen den Holzpfählen am Kai trieben Leichen, deren aufgeweichte Saris im dunklen Wasser wie ein bunter Teppich leuchteten. Einige regten sich noch, aber die meisten waren mausetot, ertrunken, die einen am Morgen, die anderen in der Nacht, heute, gestern oder vorgestern. Sie waren in das Wasser geplumpst wie Fallobst von einem Baum, der vor Fruchtbarkeit strotzte. Ein junges Mädchen, schön wie eine dunkelhäutige Göttin, stürzte in die schleimigen Fluten des Ganges, die sie lautlos und bereitwillig verschlangen. Kein Schrei war zu hören. Sie versank aufrecht, die nackten Arme, die mit Goldreifen behängen waren, seitlich am Körper angelegt. Ihr folgten ein nackter Greis, der bis zum Skelett abgemagert war und hinuntersank wie ein Stein, sowie ein Baby, das wild zappelte wie ein kleines Tier in Todesangst. Niemand beugte sich von oben herab und streckte eine Hand aus. Wozu auch? Wer schon am Rande des Stegs stand, wußte, daß ihn die Massen, die alle Kais des Hafens besetzt hatten, jeden Augenblick als Nächsten ins Wasser stoßen würden. Der Sturz in das feuchte Reich bedeutete für sie auch nicht den Tod, sondern das Leben, denn sie spürten den Sog einer lang ersehnten, unwiderstehlichen Kraft, die nichts mehr

aufhalten konnte. Oben auf dem Kai stand auf einem Karren der Kotkäfer und deklamierte. Auf seinen Schultern saß wie ein Totem die Mißgeburt. Es war unglaublich: Sie war wie immer stocksteif, aber ihre Augen strahlten! Die Worte dieses neuen Christophorus erfüllten sie mit einem solchen Glanz, daß die Menge auf ihre Augen nicht nur starrte, sondern sie geradezu aufschlürfte.

Und so sprach der Kotkäfer: »Buddha und Allah« - die Menge brummte - »Schiwa, Wischnu, Garuda, Krischna, Parvati, Indra, Deruga, Suriya, Bhairava, Ravana, Kali« - nun folgte das gesamte Pantheon der Hindus, wobei jeder einzelne Name mit ekstatischem Geheul begrüßt wurde - »haben beraten und den kleinen Gott der Christen besucht. Sie haben ihn vom Kreuz heruntergeholt, ihm das Gesicht getrocknet und ihn mit heiligem Balsam gepflegt. Sie haben ihn geheilt und zwischen sich gesetzt. Sie haben ihn begrüßt und zu ihm gesagt: »Jetzt verdankst Du uns Dein Leben. Was gibst Du uns dafür?*«

»Ökumenischer als der Papst«, dachte Ballan, der wie elektrisiert die Ohren spitzte. »Der Kotsammler schlägt die Christen auf ihrem eigenen Feld. Er hat die Ökumene der ganzen Erde auf seiner Seite.« Der Kotkäfer fuhr fort: »Dann rieb der kleine Gott ohne Kreuz seine steifen Glieder, bewegte Arme und Beine, drehte mehrmals seinen Kopf und sprach: »Es ist wahr. Euch verdanke ich mein Leben. Daher schenke ich euch mein Reich. Die Zeit der tausend Jahre erfüllt sich. Jetzt versammeln sich die Völker an den Enden der Erde. Ihre Zahl ist so groß wie der Sand am Meer. Sie werden auf die Breite der Erde heraufziehen und das Heerlager der Heiligen und die geliebte Stadt umringen und Er unterbrach seine Rede. Die Augen der Mißgeburt verdüsterten sich, während den Kotkäfer krampfartige Zuckungen überkamen.

»Schau mal an«, dachte Ballan, »das ist doch unglaublich. Da ist ja die Offenbarung des Johannes, Kapitel 20, Vers 8 und 9! Ein wenig verballhornt, aber immer noch deutlich erkennbar. Jetzt schüttelt es ihn, den Tölpel! Er wehrt sich gegen irgendetwas, das aus ihm heraus will. Nur recht so!« Die Augen der Mißgeburt glühten auf wie ein Leuchtfeuer, ein Zeichen, daß die Unterbrechung vorüber war: »Also sprach der kleine Gott der Christen ...«

»Uff!«, stöhnte Ballan. »Das war knapp. Weißt Du noch, wie die Stelle weitergeht, Herr? Laß mich Dein Gedächtnis auffrischen: »Und da fiel Feuer von Gott aus dem Himmel und verzehrte sie. Und der Teufel, der sie verführte, ward in den Feuer- und Schwefelpfuhl geworfen, wo auch das Tier und der falsche Prophet gepeinigt werden Tag und Nacht in alle Ewigkeit/ Das kennst Du doch sicher. Trotzdem hast Du es für Dich behalten, stimmt’s? Widerlich. Du glaubst ja wirklich an gar nichts mehr!«

Fünfhunderttausend Menschen saßen dicht aneinander gedrängt am Ufer des Ganges, während auf den Straßen, die zum Hafen führten, Tausende weitere hinzuströmten. Unbegreiflicherweise war es trotzdem totenstill, als der Kotkäfer seine prophetische Rede fortsetzte. »Also sprach der kleine Gott der Christen. Dann führten ihn Allah und Buddha, Schiwa, Kali, Krischna, Wischnu ... um das leere Kreuz herum. Dann machten sie sich gemeinsam an die Arbeit. Mit dem Holz aus dem Kreuz bauten sie ein großes Boot, das Meere und Ozeane befahren konnte, ein Boot, so groß wie die India Star. Dann sammelten sie ihre Halsketten ein, ihre Diademe, Armbänder und Ringe und sagten zum Kapitän: »Du sollst angemessen bezahlt werden. Nimm das alles, und da du die Seewege der Welt kennst, so führe uns heute ins Paradies/ Als das Schiff die offene See erreicht hatte, gefolgt von Tau senden von weiteren Schiffen, lief der kleine Gott der Christen auf seinen weißen, ungeschickten Beinchen am Ufer entlang und rief: »Und ich? Was wird aus mir? Warum habt ihr mich verlassen?* Buddha und Allah antworteten ihm durch einen Lautsprecher: »Du hast uns doch dein Königreich

geschenkt. Die Zeit ist vorbei, in der du gabst und nahmst, wie es dir gefiel. Aber wenn du Gottes Sohn bist, dann laufe über das Wasser und komme zu uns.< Mutig betrat der kleine Gott das Wasser. Als es ihm bis zum Mund und dann zu den Augen stieg, ertrank er. Die Reise war lang und gefährlich. Viele starben unterwegs. Neue Menschen wurden geboren und ersetzten sie. Dann hörte die Sonne auf zu brennen. Die Luft wurde mild und schmeichelnd, als das Paradies des Abendlandes auftauchte. Man konnte Brunnen sehen, aus denen Milch und Honig sprudelten, fischreiche Flüsse, und Kornfelder, die sich bis zum Horizont erstreckten und überreiche Ernten versprachen. Aber man entdeckte keine Menschen, was nicht verwunderlich schien, da doch der kleine Gott der Christen gestorben war. Nun tanzten die Mißgeburten, und das Volk sang die ganze Nacht auf dem Deck der India Star. Wir waren angekommen.«

Nun brach ein Heulen los, das einem Triumphgeschrei glich. Als Ballan aufblickte, sah er gerade noch, wie sich auf dem völlig glatten Gesicht der Totemfigur eine mundartige Fleischklappe schloß. Auf dieses offenbare Zeichen der Vorsehung hin setzte sich die Menge in Bewegung. Vielleicht ist dies eine Erklärung? Das erste Schiff, das sie bestieg, hieß India Star.

9.

Die India Star, die seit einem Jahr am Kai lag, war ein sechzig Jahre alter Postdampfer, ein Veteran unter den indischen Kästen aus der englischen Zeit. Sie wurde nur mehr für die Überfahrt von Armen benutzt, etwa für mittellose Pilger auf dem Weg nach Mekka.

Von ihren fünf senkrechten Schornsteinen in Röhrenform hatte sie bereits vier eingebüßt. Sie waren in unterschiedlichen Höhen abgebrochen, gezeichnet vom Zahn der Zeit, vom Wetter, vom Rost, von mangelnder Pflege, von diversen Unfällen. So, wie das Schiff jetzt aussah, schien es zu nichts mehr zu taugen, es sei denn: in einer letzten verzweifelten Heldentat das Zeitliche zu segnen. Vielleicht war dies auch die Absicht des Kapitäns, als er seiner zerlumpten Mannschaft befahl, die halbverrotteten Gangways wieder auszuklappen. Noch drei Tage zuvor hatte er sie hochziehen lassen, als die Menschenmenge auf dem Kai bedrohlich anschwoll.

Von selbst wäre der Kapitän allerdings wohl kaum auf die Idee gekommen, einen solchen Befehl zu erteilen. Wahrscheinlich war er von irgendjemandem beeinflußt worden. In der Tat war Ballan die Nacht zuvor heimlich an Bord gestiegen. Er hatte keinen besonderen Plan, sondern wollte lediglich einen Überblick über die außergewöhnlichen Ereignisse und ihre verhängnisvolle Dynamik gewinnen. Andere hatten die gleiche Idee gehabt und waren schon dort: Inder, Weiße und sogar ein Chinese. Rädelsführer, die aus dem Hintergrund wirkten und mit der Psychologie der Massen vertraut waren. Ihre Namen hat man nie erfahren. Sie wußten instinktiv, was zu tun war, und sie waren sich der Konsequenzen vollaufbewußt. Einer stellte sich auf den Steg, während die anderen den Kapitän fragten: Wie viel Kohle, Wasser und Lebensmittel bräuchte man für eine Reise nach Europa? »Und wie steht’s mit der Rückfahrt?« fragte der Kapitän zurück. »Wenn das Schiff dann noch dazu fähig ist...«

»Es gibt keine Rückfahrt«, antwortete irgendeiner.

In diesem Augenblick stieß Ballan hinzu. Sie erkannten einander, ohne sich zu kennen. Sie verstanden einander, ohne ein Wort zu sprechen. Wie Eingeweihte einer geheimen Bruderschaft. Eingeweiht, inwiefern? Und welche Bruderschaft? Es kommt selten vor, daß angeblich spontane Massenbewegungen nicht mehr oder weniger manipuliert sind. Man könnte sich vorstellen, daß eine

Art allmächtiger Dirigent, ein oberster Strippenzieher in allen Ländern der Welt an tausend Fäden zieht und dabei von genialen Solisten unterstützt wird. Aber das wäre völlig falsch gedacht. Unter gewissen hochintelligenten Menschen, mögen sie guten oder schlechten Willens sein, gibt es einige, die ohne äußeren Anstoß spontane und riskante Entscheidungen treffen. In einer Welt, in der das geistige Chaos herrscht, ist das ihre Art, den Zweifel zu überwinden und sich mit einem Sprung den Grundbeschränkungen des Menschseins zu entziehen, deren jahrhundertealtes Gleichgewicht sie ablehnen. Ohne zu bedenken, was sie auf der anderen Seite erwartet, ergreifen sie die Flucht nach vorne und brechen auf ihrem Weg alle Brücken hinter sich ab, vor allem jene des Denkens. Dann ziehen sie nur mehr an Fäden, die mit ihrem eigenen Gehirn verbunden sind.

Genau hier muß man den Schlüssel zum Geheimnis unserer Zeit suchen. Alle diese Fäden laufen irgendwo zusammen und bewirken den gleichen Gedankenablauf, ganz ohne eine bewußte Verschwörung. Die Welt wird nicht von einem Dirigenten gesteuert, den man genau identifizieren könnte, sondern ist einem neuen apokalyptischen Tier unterworfen, einem anonymen, allgegenwärtigen Ungeheuer, das sich irgendwann, vor langer Zeit, geschworen hat, das Abendland zu zerstören. Das Tier hat keinen genauen Plan. Es hat jedoch eine untrügliche Witterung für günstige Gelegenheiten. Die Masse, die sich am Ufer des Ganges versammelt hatte, war ohne Zweifel eine der folgenschwersten. Hat das Tier einen göttlichen Ursprung? Oder gar, was wahrscheinlicher ist, einen dämonischen? Es fällt schwer, an solche Phänomene zu glauben. Dennoch treten sie seit mehr als zwei Jahrhunderten immer wieder auf. Dostojewski hat sie analysiert, oder auch, aus einem anderen Blickwinkel, Charles Péguy, als er die »Partei der Intellektuellen« attackierte. Sogar einem unserer letzten Päpste, Paul VI., fielen am Ende seines Pontifikats die Schuppen von den Augen.

Nichts und niemand kann das Tier aufhalten. Jeder weiß das. Dieses Bewußtsein erzeugt bei den Eingeweihten eine triumphale Siegesgewißheit, während die, welche sich immer noch wehren, nur allzu gut wissen, wie nutzlos ihr Kampf ist. Als gefallener Erzengel erkannte Ballan die Diener des Tieres auf den ersten Blick und bot ihnen sogleich seine Dienste an. Auch dies ist eine Erklärung. Sein Geschenk an sie war der Kotkneter mit seinem abscheulichen Sohn. In den letzten drei Tagen war deren Macht über die Menge derart angewachsen, daß sie nun an ihrer Spitze standen, als unbestrittene Feldherren des bevorstehenden Kreuzzuges. Ballan begnügte sich damit, sich unter die Zuhörer und Anhänger des Kotkäfers zu reihen, nicht ohne ihm hin und wieder eine praktische Idee einzuflüstern, die er mit unheimlicher Gelehrsamkeit in sich aufnahm und in den nächsten rednerischen Höhenflug ein flocht.

»Sie werden morgen an Bord der India Star gehen«, sagte der Chinese. »Innerlich sind sie schon bereit, sie wissen es nur noch nicht. Es fehlt noch die zündende Idee, um vollendete Tatsachen zu schaffen.«

»Wir müssen Geld für die Kohle und den Proviant auftreiben«, sagten die Inder. »Einige unserer Frauen haben immer noch genug Schmuck zu veräußern, sogar die ärmsten. Und auch die elendsten unserer Brüder haben noch die eine oder andere Rupie für die Götter aufgespart. Einzeln betrachtet, ist das natürlich nicht viel. Aber tausend- und abertausendfach multipliziert, wird es für Kohle, Reis und Wasser reichen, bis wir in Europa sind. Sie sind innerlich bereit, es fehlt nur noch die zündende Idee.«

»Das mit der Idee übernehme ich«, sagte Ballan. Später konnte er sich nicht mehr erinnern, ob die Idee wirklich von ihm stammte, oder ob sie ihm der Kotkäfer telepathisch eingeblasen hatte. Ein

analphabetischer Paria, der die Offenbarung des Johannes zitieren, sich die Evangelien zurechtbiegen und aufstachelnde Legenden erfinden konnte, war ohne Zweifel auch imstande, die Gedanken eines Ballan zu beeinflussen.

Der Kotkäfer hatte verkündet: »Dann sammelten sie ihre Halsketten ein, ihre Diademe, Armbänder und Ringe und sagten zum Kapitän: »Du sollst angemessen bezahlt werden. Nimm das alles, und da du die Seewege der Welt kennst, so führe uns heute ins Paradies.-«

Kaum hatte er diese Geschichte erzählt, da fingen schon die ersten an, Schmuck einzusammeln. Mit umgehängten Kalebassen schlängelten sich die Mißgeburten wie kleine, monströse Diener des Totems durch die Menge. Bettler, die es gewohnt waren, beschimpft und geschlagen zu werden, die in ihrem Leben wenig Mitleid und Barmherzigkeit erfahren und deren flehende Hände stets leer geblieben waren, sahen plötzlich, wie sich ihre Schalen bis zum Rand füllten. Sie leerten sie vor den Füßen des Propheten und humpelten mit ihren krummen Beinen erneut Richtung Menge, die ihnen zurief: »Hierher! Hierher!« Die Geldwechsler erkannten rasch das Potential dieser aufgeheizten Stimmung und schickten eine an OrL und Stelle improvisierte Armee aus Sammlern aus. Verrückterweise vertraute das Volk ihnen auch noch! Beim Anblick des Bergs aus Gold und Münzen, der anwuchs wie der Sandhaufen in einer riesigen Sanduhr, fühlte sich jedermann als Teil einer Legende. Und als der Kotkäfer die Vision der Götterflotte beschwor, die sich den Toren des Abendlandes näherte, und die Menschen beschrieb, die auf dem Deck der India Star sangen, richteten sich alle Blicke auf das Schiff und alle Arme streckten sich dem Paradies entgegen.

10.

Als erster ging der Kotkäfer an Bord. Während er sich seinen Weg bahnte, ragte der steife Kopf des Totems aus der Menge empor wie ein Periskop aus dem Meer. Die Menge verstummte. Das Schweigen dehnte sich wellenartig über das ganze Hafenviertel aus, bis zu den weit entfernten Straßen, auf denen Massen von Neuankömmlingen zu gewaltigen Schwärmen anschwollen. Der Kopf des Ungeheuers hatte inzwischen die Seitenfront des Schiffs erreicht, dann folgte jener des Kotkäfers, und bald sah man das symbolische Paar langsam die Zugangsbrücke hinaufgehen. Für die weiter Entfernten, die nichts sehen konnten, aber von Mund zu Mund auf dem Laufenden gehalten wurden, bekam der Aufstieg des Propheten göttliche Bedeutung, wie auch der göttliche Charakter des ganzen Unternehmens von niemandem bezweifelt wurde. Wohl aber begann Ballan am Wert seines Atheismus zu zweifeln, als er den plötzlichen Jubel der Menge hörte.

Oben auf der Kommandobrücke hob der Kotkäfer beide Hände zum Himmel. Dann ergriff er seinen Sohn an den beiden Stümpfen, die als Beine dienten, und schwang ihn wie ein Signal hoch. Jeder einzelne in der riesigen Menge fühlte sich jetzt wie beim Namen gerufen. Der darauf folgende Ansturm verlief einigermaßen friedlich. Es gab zwar einige Tote, aber das war nicht mehr als ein unbedeutender Nebeneffekt am Rande der Flut. Die mißgestalteten Kinder, die von Hand zu Hand weitergereicht wurden, gelangten unbeschadet an Bord. Ab und zu drückte das Gewicht der Menschen die engen Treppenenden der Gangways wie übervolle Wannen in das dunkle Wasser. Viele rutschten aus und sanken hinab. So betraten sie zwischen den hölzernen Pfählen des Kais als erste das neue Paradies.

So starb auch Ballan. Als die Menge die kleinen Ungeheuer empfing, deren Mäulchen noch von seinen Bonbons verklebt waren, versuchte er vergeblich, ihnen zu folgen. Je weiter sie sich von ihm entfernten, um so dünner wurde das fleischliche Band zwischen ihnen, bis es endgültig zerriß.

Plötzlich war Ballan nur mehr ein weiterer weißer Mann, der von der Menge verstoßen wurde, ob man ihn nun kannte oder nicht. Er wollte sich in die Masse der dicht aneinandergedrängten Körper einklinken und mit ihnen auf das Deck schwimmen, aber die Menschenflut glich einer abweisenden, mit Scherben gespickten Mauer. Arme, Fäuste, Krallen, offene Kinnladen mit scharfen Zähnen ragten aus ihr heraus. Ballan klammerte sich an Saris und umschlang Beine, die sich aber schnell wieder losrissen und ihn abschüttelten. Ein Faustschlag verschloß ihm ein Auge. Aus Kratzwunden im Gesicht floß ihm Blut in den Mund. In diesem Moment hörte er seine eigene Stimme, wie sie folgende Worte sprach: »Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.« Dann löste er die Finger, die sich in eine Wade verkrallt hatten, und stürzte auf halbem Weg von der Gangway. Noch spürte er die Glätte fremden Fleisches auf seiner Hand. Ballan starb rasch. Als er im schwarzen Wasser versank, überkam ihn eine reumütige Sehnsucht nach dem Abendland. Aber diese letzte Gefühlsaufwallung, die allem widersprach, was er bisher getan hatte, war ihm offenbar so peinlich, daß er den Mund weit öffnete, um gierig den Tod zu schlucken.

11.

An diesem Tag und an den folgenden wurden in allen Häfen am Ganges insgesamt hundert Schiffe auf die gleiche Weise besetzt, stets im Einvernehmen mit Kapitän und Mannschaft. Es genügte, daß sich der Kotkäfer zeigte und zur Menge sprach. Den Polizeiberichten zufolge soll er sich des öfteren auf zwei Schiffen gleichzeitig befunden haben. Offenbar hatten sich die Behörden von der Massenhysterie anstecken lassen. Tatsächlich hatte die Menschenflut in dieser vom Wahnsinn befallenen Stadt jede Art von Autorität hinweggefegt. Ein Eliteregiment, das den Befehl erhalten hatte, den Zugang zum Hafen zu sperren, warf seine Waffen in den Ganges und verschwand in der Menge. Dieser Befehl war übrigens die einzige Reaktion seitens der Regierung. Er war indes nur halbherzig und unter dem Druck der europäischen Konsulate ausgegeben worden.

Im weiteren Verlauf versteckten sich die Minister in abgelegenen Villen, während sich die Leiter der öffentlichen Ressorts in Luft auflösten. Einen einzigen konnte der belgische Konsul gerade noch telefonisch erreichen, ehe auch er verschwand. Dieser hohe Funktionär, ein überaus kultivierter Mensch, schien seltsam gefaßt, als ob der laufende Ansturm auf das Abendland die normalste Sache der Welt sei.

»Schauen Sie mal, mein Lieber. Wozu klammern Sie sich denn noch an die Hoffnung, daß unsere Regierung die Lage unter Kontrolle bringen könnte? Was sich gerade in den Häfen abspielt, ist doch nur die Spitze des Eisbergs. Die Lava schießt aus dem Vulkan. Die Flutwelle überschwemmt den Strand, und hinter ihr rollen schon die nächste und die übernächste heran. Und danach kommt der Sturm, der all dies überhaupt erst verursacht hat. Diese verzweifelte Menge, die die Schiffe besetzt hat, ist erst der Anfang. Sie haben ähnliches zwar schon oft gesehen. Das Elend kann Sie nicht mehr schockieren. Aber was ist, wenn ich Ihnen sage, daß sich die nächste Welle bereits zusammenballt? Das halbe Land ist auf den Beinen, und es wird Sie wohl kaum überraschen, daß sich ihr Tausende junger und schöner Menschen angeschlossen haben, die noch nicht vom Hunger entkräftet sind. Die zweite Welle, mein lieber Freund, wird eine Welle der Schönheit sein. Hat Gott jemals etwas Vollkommeneres geschaffen als den Mann und das Weib unseres Landes? Sie sind wie nackte Götterstatuen, die aus unseren Tempeln ausgezogen sind, um auf die Straßen und in die Häfen zu strömen. Endlich werden die Häßlichen von der Schönheit gedemütigt. Und hinter ihr kommt die dritte Welle, die Welle der Furcht. Und der Furcht folgt die Hungersnot. Fünf Millionen Tote, mein lieber Freund, allein in den letzten zwei Monaten! Die anschließende Welle wird Hochwasser bringen, alle Ernten fortschwemmen und das Land für fünf Jahre verwüsten. Ihr folgt die Welle des

Krieges, und dieser Krieg wird noch mehr Hungersnöte nach sich ziehen und noch mehr Tote in Millionenhöhe. Aber zuvor wird die Welle der Scham kommen, der Scham über die Schmach der Herrschaft des Abendlandes über uns.

All diesen Wellen zum Trotz aber werden die Körper und Seelen unseres Volkes weiterhin freudig kopulieren, damit weitere Millionen geboren werden, um zu sterben. Und das ist der eigentliche, verborgene Kern dieses Sturms. Denn es handelt sich dabei gar nicht um einen Sturm, sondern um einen Sieg des Lebens. Es gibt keine dritte Welt mehr. Dieses Wort habt ihr erfunden, um euch von uns zu distanzieren. Es gibt aber nur eine Welt, und diese Welt wird vom Leben selbst überschwemmt werden. Mein Land ist wie ein Fluß, der über die Ufer tritt. Ein Fluß aus Sperma, der sich in das Abendland ergießt.«

Während der Konsul den Hörer ans Ohr hielt, befanden sich seine Finger so nahe an seiner Nase, daß er unwillkürlich an ihnen schnuppern mußte. Er erinnerte sich an die Hand seines Gesprächspartners, die er so oft geschüttelt hatte, auf Cocktailpartys oder Pressekonferenzen. Sie hinterließ jedesmal einen solch schweren und hartnäckigen Geruch, daß er ihn auch nach drei Tagen und mindestens zwanzig Waschungen mit Seife kaum loswurde.

»Der Osten stinkt!« dachte der Konsul, während er sich die Hände unter dem Wasserhahn rieb. Ging es seinem Gegenüber genauso? Wusch er sich im selben Moment, genau wie er, zum zwanzigsten Mal die Hände und murmelte dabei: «Der Westen stinkt!«?

»Eine Frage, mein lieber Freund«, sagte der Konsul plötzlich. »Was für ein Rasierwasser benutzen Sie eigentlich?« Der andere stieß einen Laut der Überraschung aus. Dann kicherte er hintergründig, als hätte er den tieferen Sinn der Frage begriffen. Und so war es auch, denn er war ein intelligenter Mensch. »Mein lieber Konsul! Glauben Sie denn, daß dieser Frage angesichts der Umstände, in denen wir uns befinden, irgendeine Bedeutung zukommt?« fragte er listig. »Ehrlich gesagt«, erwiderte der Konsul mit einem ebenso hintergründigen Lachen, »nichts scheint mir in diesem Augenblick von größerer Bedeutung zu sein.«

»Nun gut, dies ist meine Antwort: Ich benutze keines. Ich benutze niemals eines. Jetzt sind Sie dran: Wie steht’s mit Ihnen?«

»Ich auch nicht. Ich benutze auch niemals eines.«

»Das habe ich vermutet.«

»Ich auch«, sagte der Konsul. Beide hörten zu lachen auf. Stille.

»Abgesehen von dieser fundamentalen Feststellung scheint mir unser Gespräch sinnlos zu sein«, sagte schließlich der Konsul. »Ich habe nichts anderes erwartet. Sie haben wie immer eine Menge philosophischer Gründe für die Ihrem Volk eigene Verantwortungslosigkeit vorgebracht. Sie sind gewiß ein intelligenter Mensch. Ihr Land ist voll mit intelligenten Menschen. Sie haben ja alles richtig erkannt! Hungersnöte, Kriege, Überschwemmungen, Seuchen, Bevölkerungsexplosion, Aberglaube, die Allmacht der Mythen ... Nichts haben Sie vergessen. Dafür braucht man auch keinen Computer, den Sie gewiß besitzen. All diese Wellen, die Sie so anschaulich geschildert haben, haben Sie im Detail vorausgesehen! Und was haben Sie dagegen getan? Nichts.«

»Und Sie? Wir haben weiß Gott wie oft um Hilfe gerufen, aber das hat offenbar nicht genügt. Sie haben wohl erwartet, daß wir vor Ihnen kriechen und Ihnen die Füße küssen. Aber auch das hätte nichts geändert. Die Welt, soll heißen: Ihre Welt, die einzige, deren Meinung etwas zählt, wußte doch schon lange Bescheid. Wie oft habe ich mit Ihren Kollegen in Paris und London Whisky getrunken, während wir im Fernsehen meinen Leuten beim Verrecken Zusehen konnten! Ihre Qualitätsblätter berichteten am laufenden Band darüber. Die Autoren dieser Artikel waren gewiß aufrechte Menschen, aber sie ließen sich darüber auch nicht den Appetit verderben oder den Schlaf rauben. Was habe ich dort alles gelesen! »Das humanitäre Gewissen der reichen Länder schweigt angesichts des Elends der dritten Welt.* - »Die Hilfeleistungen des Westens und der UNO sind angesichts der Notlage ein schlechter Witz ...< - »Das drängendste Problem unserer Zeit ist die Zukunft der Entwicklungsländer. ..< Und so weiter und so fort. Ihr könnt doch alle lesen, und taub seid ihr auch nicht.

So ging das jahrzehntelang. Jeden Tag sind euch eure Berufsmahner damit in den Ohren gelegen. Und was habt ihr getan? Euch ein wenig in Gewissensbissen gesuhlt, und zu irgendeinem Gott gebetet, daß die Dinge möglichst lange so bleiben, wie sie sind. Da hättet ihr lieber gleich an eurem westlichen Hochmut festhalten sollen. Stattdessen seid ihr weich und inkonsequent geworden. Und jetzt schlottert ihr vor Angst. Ein unabänderliches Schicksal erwartet euch. Ihr könnt ihm nicht entfliehen, und niemand wird sich ihm entgegenstellen. Nicht einmal ihr selbst. Und daran zeigt sich das Ausmaß eurer Dekadenz.«

»Ich habe keine Gewissensbisse«, sagte der Konsul. »Ich empfinde aber auch keinen Hochmut. Und wenn es Ihnen so vorkommt, als hätte ich Angst, so haben Sie vielleicht recht. Das ist auch das einzige menschliche Gefühl, das Ihr Land in mir auslöst. Ich werde dieser Angst begegnen, indem ich stur meine Pflicht erfülle. Werde ich Sie am Hafen sehen?«

»Sie machen Witze, mein lieber Konsul.« Man hörte noch einen Lacher, dann war das Gespräch zu Ende. Von diesem Moment an hüllten sich bis zum Auftauchen der Flotte alle, die in der Regierung des Ganges irgendeine Verantwortung trugen, in Stillschweigen oder glänzten durch Abwesenheit.

12.

Viel später, als sich die Flotte längst auf hoher See befand und die Weltöffentlichkeit vom Tod des Konsuls erfahren hatte, gab es keine einzige Stimme, die seine Handlungen gebilligt oder auch nur verstanden hätte. Man sprach von dem »lächerlichen« Konsul Himmans und verwehrte dem kleinen Mann, den die Meute am Ufer des Ganges zu einem blutigen Brei getrampelt hatte, jeglichen Respekt. Das Wort »tragisch«, das angemessener gewesen wäre, kam nicht über die Lippen der einschlägig interessierten Jubelperser. »Tragisch«: das galt nur für die Passagiere der Schiffe. Der Konsul dagegen war »lächerlich«. Der einzige Leitartikler, der der Wahrheit etwas näherkam, tat es im Tonfall eines traurigen Humors. Er betitelte seinen Artikel »Die letzte Salve einer sterbenden Politik«. Darin zählte er die wichtigsten militärischen Expeditionen Europas gegen die ehemals unterentwickelten Völker auf und schilderte deren allmähliches Abflauen, bis hin zum Gewehrschuß des kleinen Konsuls im Namen einer entschwundenen Größe. Zumindest an ihrer äußeren Form gemessen erschien die »lächerliche« Tat des Konsuls wie eine nachgereichte Umrißzeichnung, eine trockene Bilanz, Synthese und Konklusion zugleich. Seine Geste war so rein und vollkommen wie das letzte Gemälde eines weltberühmten Malers, der sein Lebenswerk feierlich mit einem einzigen abstrakten Strich oder einem Punkt auf der Leinwand krönte.

Der kleine Konsul mochte keine übertriebenen Posen. Weder wollte er irgendeinen Nationalhelden nachahmen, noch wogten epische Gefühle in seiner Brust, und er hatte auch keinen Spaß am Theaterspielen. Trotzdem hätte sein Tod eine grandiose Szene abgegeben. Seine Armee zum Beispiel bestand nur mehr aus einem einzigen Statisten, dem getreuen Sikh, der lediglich eine symbolische Rolle spielte. Er stolperte durch das Bühnenbild wie eine verhungerte Knallcharge in einem Provinztheater, die ein Schild um den Hals trägt, auf dem steht: »Die Armee seiner Exzellenz, des abendländischen Konsuls«. Immerhin achtete die »Armee« des Konsuls die alten, ruhmreichen Traditionen, die einst die Vormacht des Abendlands auf der ganzen Welt zementiert hatten: Es war eine Armee aus Eingeborenen, die darauf dressiert waren, gegen andere Eingeborene einzuschreiten, als schwarze Kettenhunde des weißen Mannes, die den Befehl hatten, sich bellend an die Fersen des schwarzen Mannes zu heften. Und dieses Söldnerheer, das den Auftrag hatte, große Reiche zu unterwerfen und in den Dienst der abendländischen Herren zu stellen, bestand bezeichnenderweise nur noch aus einem einzigen Mann. Flankiert von diesem letzten Soldaten trat der kleine, schmächtige Konsul einsam einer Million primitiv gestikulierender Wilder entgegen. Er trug Shorts im englischen Kolonialstil. Sein Hemdchen bedeckte eine eingefallene und ergraute Brust.

In Wirklichkeit befand sich in der Menge kein einziges Wesen, das primitiv gestikulierte. Denn das ist nur ein Klischee, wie man es aus all den hübschen Geschichten über die abendländischen Eroberer kennt. Von Cortez und Pizarro angefangen erscheint der weiße Mann darin stets als Herr der Lage, der souverän einer Horde von Wilden gegenübertritt und sie durch seine bloße Präsenz in die Flucht schlägt. Der Trick hatte allerdings schon vor langer Zeit zu wirken aufgehört. Der kleine Konsul stand vor der Menge wie ein müder und abgehalfterter Zauberkünstler, der zwar weiß, daß er sich vor seinem Publikum blamieren wird, der aber dennoch zu einem letzten Auftritt entschlossen ist. Dabei geht es nicht einmal um »Ehre« oder ähnlichen Kram. Sondern ganz einfach darum, daß sich auch ein abgehalfterter Zauberkünstler ein Finale schuldig ist, das seiner Karriere gemäß ist, egal, ob er sich dabei zum Gespött des Publikums macht, das ihm einst zugejubelt hat. Dasselbe gilt für einen abgehalfterten Abendländer. Auch er hat das Recht auf eine groteske Abschiedsnummer. Wo die Größe nicht mehr anerkannt wird, bleibt nur noch die Groteske als einziger Ausweg. Was soil’s! Die Hofnarren waren klüger als die Könige. Wo die Schwarzen zu Königen werden, spielt der weiße Mann eben den Hofnarren. So einfach ist das.

13.

Zur Mittagsstunde erschien der kleine Konsul aus dem Abendland am Hafen, an der Spitze seiner »Armee«. Es wäre stark untertrieben gewesen, hätte man sie als »demoralisiert« bezeichnet. Sie stand kurz vor dem Zusammenbruch. Das alte Gewehr wackelte synchron mit der zitternden Hand seines Trägers, der sich reichlich Mühe gab, sein Denken auszuschalten. Wie ein Automat stiefelte er bemüht zackig seinem General hinterher, dem seinerseits die Knie schlotterten. Im Stil des belgischen und englischen Drills hielt er seinen Kopf aufrecht und blickte starr geradeaus. Das hatte immerhin einen gewissen Überraschungseffekt. Die Menge wich einen Schritt zurück und gab den Weg frei. Sie briet und schwitzte in der Mittagssonne. Der Konsul rümpfte die Nase. Dann zog er ein weißes Taschentuch aus seiner Hosentasche und band es sich vor Nase und Mund. Er sah jetzt aus wie die Legionäre des Marschalls Bugeaud, die einst Algerien erobert hatten. Ohne Zweifel wurde dieser instinktive, also: unbedachte Ausdruck des Ekels von den Augenzeugen in der vordersten Reihe der Menge als bewußt feindselige Geste interpretiert. So erzählten sie es denen, die hinter ihnen standen, und diese wieder der nächsten Reihe, so lange, bis die Nachricht in der tiefsten Schicht der Masse angelangt war, aus der ein mörderischer Schrei antwortete. Die »Armee«

schloß sofort die Reihen. Das heißt, der Sikh kniff die Arschbacken zusammen und fühlte, wie kalter Schweiß an seinen Schenkeln hinunterrann. Sein Gewehrlauf fing hektisch zu zappeln an, die Spitze auf einen Himmel gerichtet, den erhobene Fäuste verdunkelten. Der Konsul drängte sich durch Massen aus Fleisch, die immer dichter und dichter wurden, bis er endlich den Kai erreichte. Dort lag ein Schiff, das fast ebenso groß war wie die India Star. Drei Laufstege, auf denen sich menschliche Ameisenheere nach oben zwängten, verbanden es mit dem Festland. Am Fuß eines Stegs stand ein weißer Mann, den Rücken zur Menge gekehrt. Sei n Blick war in die Ferne gerichtet. Traurig erhob er seine Arme.

»Was machen Sie denn hier?« fragte der Konsul den Bischof. »Werden wir nun beide sterben? Auf gegenüberliegenden Seiten natürlich!« Der Bischof ließ die Arme sinken und lächelte. »Sie gleichen einem Christus, aber einem toten«, fuhr der Konsul fort. »Auch ich habe meinen Posten verloren, aber im Unterschied zu Ihnen mache ich mir keine Illusionen mehr. Sie glauben immer noch, daß Sie eine Rolle spielen, und schwelgen im Glauben an einen absurden Gott, der nur in Ihrem Kopf existiert. Sie sind doch nichts weiter als ein blinder, sprachloser und unnützer Möchtegern-Apostel. Schauen Sie sich doch einmal dieses Gewimmel um uns herum an und seien Sie ehrlich: Diese Massen scheren sich einen Dreck um Sie! Ich aber werde ihnen zumindest für ein paar Sekunden zeigen, daß ich existiere. Sie jedoch, Hochwürden, Sie stehen völlig allein da, ohne jegliche Verbindung mit diesen Menschen, die nichts von dem kapieren, was Sie hier tun. Und trotzdem erteilen Sie ihnen den Segen. Das war es doch, was Sie gerade eben gemacht haben, nicht wahr?«

»Natürlich«, erwiderte der Bischof. »Ich bin der apostolische Präfekt des Ganges und dies ist meine Diözese. Ich wünsche ihr gute Reise und bitte Gott, daß er ihr helfen möge.«

»Was für ein erbärmliches Geschwätz!« sagte der Konsul. »Bischof oder nicht, Sie sind und bleiben ein stinknormaler Pfarrer. Es gab Zeiten, da wurden Bischöfe geboren und nicht gemacht, und Pfarrer blieben Pfarrer. Heute bringt man alles durcheinander und niemand ist mehr an seinem Platz. Als ob der Ganges je einen Bischof gebraucht hätte! Glauben Sie denn wirklich, daß Gott diesem Gesindel helfen wird? Ihr Gott vielleicht, aber nicht der meinige.«

Der Sikh war inzwischen grün vor Angst geworden und verlor vollends die Nerven. Er drehte sich den beiden Männern zu, die mitten in der Menge standen und ruhig plauderten, als ginge sie das alles nichts mehr an. Dann schwenkte er blitzartig um, wie ein Panzerturm in einem Slapstickfilm, drehte sich wie ein panischer Derwisch im Kreis und fuhr mit den Lauf seines Gewehrs die Mauer der Gesichter entlang, die ihn umzingelten. Als er wieder beim Konsul ankam, flehte er seinen Herrn an, endlich auf ihn zu hören: »Konsul Sahib! Wir müssen weg! Niemand hat mehr Angst vor mir! Sehen Sie mal, wie nahe sie schon sind! In wenigen Sekunden wird auch vor Ihnen niemand mehr Angst haben! Und dann werden wir hier niemals lebend herauskommen, Konsul Sahib!«

»Hast Du eine Kugel in deiner Knarre?«

»Nein, Konsul Sahib. Wozu auch?«
»Dann steck sofort eine hinein, Idiot!« So weit ist es also mit den stolzen Sikhs gekommen, dieser einstigen Zierde der imperialen Truppen. Schande über sie! Fünf Versuche brauchte dieser deklassierte Krieger, dem Bart und Turban wackelten, bis es ihm schließlich gelang, die Patrone in den Lauf zu schieben. Endlich antwortete der Bischof: »Ob Gott ihnen hilft? Na, und ob! Wie kann es anders sein, wenn vor unseren Augen das Unmögliche in Erfüllung geht? Sehen Sie nur: Sie brechen auf!«

Die Sirene der India Star stieß einen derart tragischen, schicksalsschweren Ton aus, daß auch einen weniger abergläubischen Kapitän die Furcht gepackt hätte. Er glich einem orgiastischen Heulen, als ob ein taubstummer Riese seine defekten Stimmbänder folterte, ohne ein Bewußtsein dafür zu besitzen, wie entsetzlich er klang. Zunächst waren es nur abgehackte, abrupte Stöße, abwechselnd pfeifend schrill oder kellerartig tief. Dann bündelten sich die Töne zu einem explosionsartigen Schluchzen, in dem jeder Ton der Skala den nächsten auseinanderriß, ohne ihn zu ersticken. Die Orgelpfeife der India Star, die vom Rost zerfressen war, tat ihren letzten Dienst. Sie zersprang im gleichen Augenblick, als das Totem-Ungeheuer auf der Gangway seinen zahnlosen Mund zuklappte.

An Bord der Calcutta Star, diesem erloschenen Glanzlicht einer erloschenen Stadt, hatte sich der Kapitän einen Pilgerrock übergeworfen. Seine goldbetreßte Mütze hatte er dabei aufbehalten, was ihm ein burleskes Aussehen gab. Er gab dem Bootsmaat ein paar großtuerische Handzeichen. Zwei Gangways wurden hochgezogen. Am oberen Ende der dritten, an deren Fuß der kleine Konsul mit seiner »Armee« stand, schien noch genügend Platz für die am Kai wartende Menge zu sein. Die Masse begann sich langsam in Bewegung zu setzen, wie ein riesiges Tier mit einer Million Tatzen und hundert aneinandergereihten Köpfen. An ihrer Spitze glühte der schöne Kopf eines ekstatischen jungen Mannes, dessen leuchtende Augen das ganze Gesicht überstrahlten. Der Kopf rückte immer näher, bis seine Stirn mit der Gewehrmündung der glorreichen abendländischen Artillerie zusammenstieß.

»Feuer!« befahl der Konsul. Er sprach diesen Befehl zum ersten Mal in seinem Leben aus. Die Wirkung war elektrisierend, was den kleinen Konsul ziemlich überraschte. Im Angesicht des Todes entdeckte er mit Entzücken die Freuden des militärischen Spektakels. Feuer! Seht, Majestät, eine weitere Kolonie liegt zu Euren Füßen! Feuer! Die Kanaken ergeben sich, hißt die Trikolore! Feuer! Der Sultan von Patakah bittet die Republik untertänigst um Schutz! Feuer! Feuer! Seht, wie sie am Exekutionspfahl zusammenklappen, diese algerischen Hunde! Denn wir sind zwar ein großes und generöses Volk, aber ... Feuer! Der Konsul erwachte aus seinen Träumen, da kein Schuß zu hören war und die »Armee« zurückwich.

»Auf was wartest du denn, du Schwachkopf?« Die »Armee« desertierte, so feige und jämmerlich wie nur irgend möglich. Der Grund war, wie üblich, die Einsicht in die eigene Niederlage. So ist es immer gewesen. Sieger kommen nicht auf die Idee, zu desertieren. Aber vielleicht wird Gott uns eines Tages auch dieses Schauspiel gewähren, daß eine siegreiche Armee vor einem besiegten Feind die Flucht ergreift. Wenn er weiterhin auf all die Kanaillen hört, die behaupten, in seinem Namen zu sprechen, stehen die Chancen dafür sogar recht gut. Der Sikh drückte dem Konsul sein Gewehr in die Hand und sprang in den Ganges.

»Sie werden nicht schießen!« sagte der Bischof. »Ich werde schießen und töten«, erwiderte der Konsul. Er hob entschlossen den Gewehrlauf und zielte auf die Kuhaugen des Massentieres. »In wessen Namen?« fragte der Bischof. Der Konsul starrte nun in die Augen des schönen jungen Mannes, der in Zielrichtung seines Laufes stand. Die Menge kam für einen Moment zum Stehen. »Was soll ich Ihnen jetzt antworten? Im Namen des Ruhms? Der Ehre? Aus Prinzip? Im Namen der christlichen Zivilisation? Im Namen von weiß-der-Teufel-was? Nichts von all dem. Ich werde diesen Blick auslöschen, weil es mir so gefällt. Ich erkenne keinen von diesen Tausenden Marsbewohnern als meinen Bruder an, Es gibt keine Solidarität zwischen uns. Und das werde ich jetzt endlich beweisen!«

Er schoß. Mit einem blutenden Loch zwischen den Augen verschwand einer der hundert Köpfe des Tieres im Nichts, aber an seine Stelle trat blitzschnell ein neuer, schwarzer Kopf, mit starken Kieferknochen und einem haßerfüllten Blick. Der Konsul wurde zu Boden geschlagen. Ein Hagel aus Fäusten drosch auf ihn ein. Der Bischof beugte sich über den schmächtigen, hingestreckten Körper.

»Im Namen Gottes vergebe ich Ihnen«, sagte der Bischof. »Im Namen Gottes scheiße ich auf Sie«, antwortete der Konsul. Dann verlor er das Bewußtsein. Nun preschten die hundert Köpfe nach vorn. Das in Bewegung geratene Tier zog sich auf den Stufen der Gangway schlangenartig zusammen und kroch mit seinen Tausenden von Tatzen ans Deck der Calcutta Star. Der Bischof wurde von der Menschenflut mitgerissen. Oben an Bord spuckten ihn die Fleischwogen wieder aus. Er lebte noch, war aber erschöpft wie ein Schiffbrüchiger, der wie durch ein Wunder auf eine unbekannte Insel gespült worden war. Er wußte nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Im Sog der mystisch exaltierten Massen war seine Identität fast völlig ausgelöscht worden.

Als die Calcutta Star den Hafen verließ, glaubte der Bischof, auf dem verlassenen Kai eine Blutlache schimmern zu sehen, an der zwanzig Hunde leckten, während weitere hundert Köter von allen Seiten herbeiliefen, um sich an dem Festmahl zu beteiligen. »Unfaßbar! 1st das alles, was vom Konsul übriggeblieben ist?« war der einzige zusammenhängende Gedanke, der sein Gehirn noch durchzuckte. Es war ihm, als ob einer der Hunde mit der Zunge Worte in das Blut zeichnete. Aber das Schiff entfernte sich immer weiter, und er konnte nichts erkennen. Auch war er nicht sicher, ob es wirklich Worte waren, obwohl er einen Augenblick lang glaubte, lateinische Silben erkannt zu haben. In den folgenden Tagen erstarrte er an Ort und Stelle in der Sitzstellung eines Yogi. Im Rhythmus der Wasserwellen, die an die Schiffswand schlugen, kreisten seine Gedanken zwanghaft um das Geheimnis, das sich seiner Netzhaut entzogen hatte. Und er verlor allmählich den Verstand.

An der Mündung des Ganges wurden die rötlichen Fluten des Deltas mit einem Schlag von den Wassern des bengalischen Golfs abgelöst. Die hundert Schiffe der Emigrantenflotte nahmen Südwestkurs in Richtung der Meerenge von Ceylon. Die Kapitäne hatten vereinbart, die Fahrtgeschwindigkeit nach dem baufälligsten Schiff zu richten. Der Schleppdampfer, der bisher nur in ruhigen Küstengewässern eingesetzt worden war, war sozusagen der Krüppel dieser merkwürdigen Flotte. Sein niedriger Bug, der wie das ganze flache Deck dicht mit Pilgern bestückt war, tauchte bei jeder Woge ins Wasser, wobei stets etliche Überzählige als Tribut an das gefräßige Meer in der Gischt verschwanden. Wie ein makabrer kleiner Däumling kennzeichnete er seinen Weg mit menschlichen Kieselsteinen. Auf der India Star hatte die Mütze des Kapitäns ihren Besitzer gewechselt und saß nun auf einem kahlköpfigen Stumpf. Vier Goldlitzen schmückten die Stirn der Mißgeburt, während ein glänzender Schirm ihre starren, liderlosen Augen vor der Meeressonne schützte. Die Flotte hatte offensichtlich einen neuen Kommandanten. Wie ein Orakel wurde das Ungeheuer vor jeder gewichtigen Entscheidung befragt. Dann mußte nur noch das Blitzen seiner Augen interpretiert werden. Wie oft seine Entscheidungen der Flotte Glück gebracht hatten, wurde oft erst viel später klar.

Einige Teilnehmer des Dramas stellten zu ihrer Überraschung fest, daß ihnen lediglich eine Statistenrolle zugedacht war. Spätestens seit dem Heulen der Sirene der India Star hatten sie begriffen, daß sie völlig nebensächlich geworden waren. Dabei war es egal, ob sie Opfer einer sozialen Verfemung, des Rassenhasses oder der Gleichgültigkeit waren. Diese Ausgestoßenen und Außenseiter waren nun allesamt Gefangene, die sich frei bewegen konnten und die auf den untersten Decks oder in den dunklen, heißen Kammern neben den Maschinenräumen ihr Dasein

fristeten, umgeben von einer Mauer aus Menschenleibern. Unter ihnen befanden sich ein paar verstreute Chinesen, aber auch Weiße. Sie hockten auf ihren Fersen wie eine einsame, hungrige Urhorde und palaverten. Acht Tage lang taten sie nichts anderes als Quatschen. Die Ereignisse, die sie mitgerissen und zu ohnmächtigen Zeugen degradiert hatten, stürzten sie in ein intellektuelles Delirium, das sich durch die Erschöpfung noch steigerte. Ihre grandiosen utopischen Visionen unterschieden sich indes in nichts von den handelsüblichen Vorstellungen eines x-beliebigen linken Hochglanzmagazins.

Zwar betrachtete sich jeder von ihnen als Experte und als theoretisches Genie, aber in ihrer gegenwärtigen Notlage achteten sie darauf, einander nicht allzu sehr mit wechselseitigen Tiraden zu strapazieren und nicht um Namen, Glaubensvorstellungen und Prinzipien zu streiten - Dinge, die letzten Endes nicht viel Wert haben, wenn man im dunklen Laderaum eines Schiffes versauert. Da sie nichts zu beißen hatten, zerkauten sie das Abendland mit Worten. Der Hunger steigerte noch ihre Bösartigkeit. Sie sahen sich schon als heilige Apostel, die den Massen den Weg ins gelobte Land wiesen. Der eine träumte davon, die Patienten aus unseren Hospitälern zu werfen und an ihrer Stelle die Lepra- und Cholerakranken auf die weißen Leintücher zu betten. Ein anderer wollte unsere schönsten Kindergärten mit kleinen Mißgeburten bevölkern. Ein weiterer predigte den schrankenlosen Geschlechtsverkehr im Namen einer künftigen Einheitsrasse. Er war der festen Meinung, daß sich die unterschiedlichen Hautfarben ohnehin unwiderstehlich anziehen würden. Wieder ein anderer wollte die Supermärkte den Heerscharen der dunkelhäutigen Barfüßler ausliefern.

»Stellt euch das einmal vor! Hunderttausende von hungrigen Frauen und Kindern in riesigen Milchbars von der Leine gelassen. Sie würden sich gierig die Mäuler vollstopfen und auf ihrem Weg fröhlich alles kurz und klein schlagen ...«

Von Zeit zu Zeit unterbrach eine dieser Vipernzungen ihre Ergüsse und leckte am Eisengitter, wo sich die Feuchtigkeit in kostbaren Wassertropfen sammelte. »Diese Unglücklichen haben nichts zu trinken«, murmelte der abtrünnige Schriftsteller. »Arme morsche Welt! Stell dich schon mal darauf ein, deine Vorräte zu teilen. Dieser arme Teufel von Wasserträger mit seinem krummen Hals zum Beispiel wird sich bald in deinen Schwimmbädern tummeln. Er wird vielleicht verrückt werden, sobald er darüber nachzudenken beginnt, wie viele Wassereimer der Inhalt dieser Becken ergäbe... Und du, du wirst morgen an deine eigene Tür klopfen müssen, um ein Glas Wasser zu bekommen! ...« Darauf legte er sich hin und sprach kein Wort mehr. Am neunten Tag verstummten sie endlich, einer nach dem anderen: die Fanatiker, die Laienmissionare, die kirchenfeindlichen Priester, die idealistischen Spinner, die aktivistischen Intellektuellen, die ganze Intelligenzija der Gegen-Welt im Gepäck der Flotte. Manchmal erhob sich noch einer und löschte seinen Durst am eisernen Geländer. Aber keiner besaß noch die Kraft, irgendetwas zu sagen. Die Gespräche waren im Nichts versandet. Hauptsache, sie waren mit dem Leben davongekommen. Ein Kind brachte ihnen Reis. Gewiß dachte es dabei an die schmutzigen Bonbons von Ballan ...

Als die Flotte die Meerenge von Ceylon passierte, um dann um die Südspitze Indiens herum in nordwestlicher Richtung auf das Rote Meer und den Suezkanal zuzusteuern, wurde die Welt plötzlich wach. All die klugen Münder taten sich auf, und eine Flut aus Worten ergoß sich in die Radio-und Fernsehapparate und ließ ganze Ozeane aus bedrucktem Papier anschweilen.

14.

Es trifft nicht zu, daß die Nachricht vom Aufbruch der Flotte die westliche Welt von Anfang an beunruhigt hätte. Zunächst war das genaue Gegenteil der Fall. Überall tauchten gebügelte Silberzungen auf, deren Hirne bei jeder sich bietenden Gelegenheit eine süße Sahne ejakulierten, mit der sie alles verklebten, was in ihre Reichweite kam. Die Euter dieser Milchkühe des zeitgeistigen Denkens füllten sich auch dieses Mal täglich von neuem. Sie wedelten fröhlich mit dem Schweif und ließen sich um so bereitwilliger melken, als sie eigentlich nicht wirklich glaubten, daß eine ernsthafte Krise drohte. Wenn man die Mechanismen der öffentlichen Meinung in der westlichen Welt begreifen will, dann sollte man nicht vergessen, daß sie alle Dinge unter dem Gesichtspunkt des Entertainments betrachtet und nicht an den Ernstfall glaubt. Dies gilt für die Einwandererflotte ebenso wie für jedes andere bedeutende und fremdartige Phänomen. Je größer der Informationsfluß, desto bodenloser die Ignoranz, desto lauer die Reaktionen, desto krasser die Eitelkeit der Debattierenden. Wenn sich ab und zu doch einmal ein gewisser Elan zeigt, ist er meistens vulgär und geschmacklos.

Gewiß, die öffentliche Meinung schwelgt gerne in sentimentalen Stimmungen. Die ganze Welt ist ihr ein Kino oder ein Fernsehschirm, auf dem ständig irgendwelche Seifenopern laufen. Sie badet in Gefühlen aus zweiter Hand, die ihrer Tageslaune oder dem Kalkül der Meinungsmacher entsprungen sind. Die große Hure der Massenmedien liefert uns die globalen Events direkt ins Haus, aber all das bunte Getöse soll lediglich über ein gähnendes Nichts hinwegtäuschen. Darauf könnten wir spucken, aber wir würden den Schleim um uns herum nur noch vermehren. Das Publikum beginnt zu sabbern wie Pawlowsche Hunde, wenn es die Nachrichtensendungen sieht oder die Zeitungen aufschlägt, und verwechselt dabei seinen Speichelfluß mit Hirnregungen. Die öffentliche Meinung fördert gezielt die Trägheit des Denkens. Das ist ja auch ihre Aufgabe. Wer glaubt denn ernsthaft, daß irgendein Durchschnittseuropäer, wenn er aus der Fabrik oder dem Büro kommt, in den Neuigkeiten aus aller Welt etwas anderes sieht als eine vorübergehende Unterbrechung der monumentalen Langeweile, die sein Dasein beherrscht? Als ein Pressehubschrauber über der Küste Ceylons die ersten Aufnahmen von der Emigrantenflotte machte, die hernach in der ganzen Weltpresse verbreitet wurden, was glauben Sie wohl, was sich der Normalverbraucher im Westen angesichts dieser erschütternden Fotos dachte? Daß er bedroht sei? Daß bald sein letztes Stündlein schlagen werde? Keineswegs! Er dachte ganz einfach, daß die filmreife Fahrt dieser Flotte, die den Ozean mit Leichen säumte, Stoff für eine erstklassige Reportage abgab.

Stellen wir uns einmal vor, es gäbe stattdessen ein brutales Erwachen, wie es die Menschheit seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr erlebt hat. Die Wirklichkeit käme zurück wie ein Blitzschlag. Die Reportagen würden die Bildschirme sprengen und deren Splitter in die Beefsteaks schleudern. Die Leute würden kopflos in ihren Wohnzimmern herumren-nen, in ihren menschlichen Aquarien, in denen sie es sich noch kurz zuvor so gemütlich gemacht hatten. Das schützende Glas aber wäre geborsten, der Spaß wäre vorbei, und nun gürteten sich die nackten Fischlein mit Leid, Schmerzen, Klagen und Haß, gegebenfalls auch mit Maschinengewehren. Sie verwüsteten ihre Wohnungen, rissen alle, die noch selig in ihrer heilen Welt schlummerten, gewaltsam aus dem Tiefschlaf und ließen gemächlich verdauende Familien am Mittagstisch vor Schreck erstarren. Sie breiteten sich über die ganze Stadt, über das ganze Land, über die ganze Welt aus wie Bilder aus Illustrierten, die plötzlich zum Leben erwacht sind, wie fleischgewordene Probleme, wie die Darsteller einer Fernsehshow, die plötzlich ausrasten, nicht mehr mitspielen wollen und »Leck mich am Arsch!« in

die Kamera sagen. Da merkte der kleine Mann endlich, wie schlecht er bisher aufgepaßt hatte, denn diesmal hatten die Nachrichten nichts mehr mit Unterhaltung zu tun. Was er jetzt hörte, war dies: »Eine Million Flüchtlinge vom Ganges steht bereit, morgen früh in Frankreich einzufallen. Fünf weitere Flotten aus Afrika, Indien und Asien sind bereits in See gestochen.« Jetzt hat der kleine Mann plötzlich Beine bekommen. Überstürzt kauft er massenweise Zucker und Öl, Nudeln und Wurst. Er stopft seine Goldmünzen in Sparstrümpfe und versteckt sie unter dem Parkettboden. Er küßt seiner Exzellenz, dem Herrn Tankwart, die ölverschmierten Stiefel für zwei Extrakanister Benzin, falls eine rasche Flucht nötig wird. Schließlich blickt er, mit männlicher Rührung in den feuchten Augen, auf seine Frau, seine Tochter und seine alte Mutter, als wären sie bereits von einem Heiligenschein umgeben. Nach einem letzten herzhaften Rülpser beim Abschiedsessen der Stammtischrunde erklärt er sich bereit, sich »dem Ereignis zu stellen«. Sein Blick hat sich schon geändert; er ist jetzt halb verschlagen, halb unterwürfig. Der kleine Mann schielt bereits nach Schlupflöchern und Auswegen.

Aber noch ist es nicht soweit. Im Moment ersäuft der kleine Mann zusammen mit Millionen anderen im kollektiven Zuckerschleim und läßt sich widerstandslos vom Geklingel der Massenmedien einlullen, die ihm das Denken abgenommen haben. Was für ein Konzert! Was für eine Virtuosität! Nur Schlager aus dem Repertoire der humanitären Klassiker. Alle großen Meister wurden gespielt. In den ersten Tagen erklang eine wahre Sintflut, eine Lawine himmlischer Töne, süß genug, um zu Tränen zu rühren. Nun gut: Wir werden zwar früher die Lust an dem Stück verlieren als die Chorleiter selbst, aber vergessen wir nicht, daß sie eine schwere Verantwortung tragen. Denn sie haben den kleinen Mann vorsätzlich eingewickelt. Die meisten von ihnen ahnten wahrscheinlich nicht, was sie damit anrichteten, aber die Diener des Ungeheuers wußten sehr wohl, was sie taten. Und sie leisteten ganze Arbeit.

Andere wiederum verspritzten ihre Tinte für unsinnige Argumentationen: ein beliebtes Thema war etwa die strikte Ablehnung jeglicher Zurschaustellung oder Anwendung von Härte. Das ergab keinen Sinn. Man stelle sich ein wildes Tier vor, dem vom Rande seines fetten und duftenden Urwalds her Gefahr droht. Warum soll es denn nicht brüllen und die Zähne fletschen, zumal diese einfache Demonstration seiner Gefährlichkeit meistens genügt, um den Angreifer abzuschrecken? Manchmal mischten sich gewisse moralische Skrupel in die epidemische Rückgratlosigkeit der Kommentare. Das waren die schlimmsten Feiglinge. Sie bekamen ein schlechtes Gewissen, wenn sie nicht mit den Wölfen heulten und nicht mit den Pharisäern heuchelten, oder auch nur, wenn sie unfreiwillig in Verdacht gerieten, daß sie selbständig denken konnten. Am meisten fürchteten sie den erhobenen Zeigefinger des Weltgewissens, das jeden anklagte, der sich nicht eifrig genug am allgemeinen Verrat beteiligte.

Ach! Was für ein geistreiches Federvieh, was für vortreffliche Phrasendrescher hatten wir doch in diesen Tagen unserer Galgenfrist! An der Spitze dieser Blutenlese stand der unsägliche Herr Jean Orelle. Als Sprecher der französischen Regierung war es sein Vorrecht, als erster loszuschnattern und die Auktion zu eröffnen. Jeder hoffte, daß er das Startgebot so hoch wie möglich ansetzen würde. Und das tat er auch. Das ewige Frankreich war es sich schuldig, eine hehre Liebesarie im Takt des globalen Zeitgeistes anzustimmen, freilich ohne eine Sekunde darüber nachzudenken, wie es sich aus der Affäre ziehen sollte, wenn der Karren einmal an die Wand gefahren war.

15.

»Ohne die Tragweite des Vorgangs überschätzen zu wollen«, begann der Minister und legte ein kleines Aktenstück vor die Mikrophone...

Die Minister hatten sich noch überhaupt nicht geäußert.

»Und wenn sie bis Europa kommen und in Frankreich an Land gehen?« fragte einer von ihnen. »Das schaffen sie nicht«, winkte ein Admiral ab. »Ich habe die Fotos gesehen. Ein Sturm genügt, und die Sache ist erledigt.« Mit einer Handbewegung, getätigt im Erdgeschoß des Élyséepalastes, ertrinkt eine Million Armer, während ein Frühlingswind sachte die Bäume im Park bewegt, die im zarten und frischen Grün prangen.

»Summa summarum«, sagte der Präsident und lächelte entspannt wie immer, »es genügt, sich auf Äolus und Neptun zu verlassen.« Einer hüstelte und tastete nach einer einfachen Lösung: »Und wenn wir die Staaten des indischen Subkontinents auffordern, sie aufzuhalten, solange noch Zeit ist?« Gekicher am Ende des Tisches. »Gibt es dort überhaupt Staaten?« fragte ein kleiner Staatssekretär, der gewöhnlich schwieg. Auf den höheren Rängen hörte man ein Seufzen.

»Ich kann Ihnen sagen, was sie antworten werden«, sagte der Außenminister. »>Die Staaten des Subkontinents, die derzeit unter dem Druck gravierender innenpolitischer Krisen stehen, insbesondere der sich stetig verschlechternden Ernährungslage ...<« Erneutes Gekicher.

»Diese alten Huren!«, sagte der kleine Staatssekretär. Der Präsident genoß normalerweise Tischgeplänkel dieser Art, befand aber, daß es dafür noch zu früh sei: »Herr Staatssekretär«, sagte er streng, »wahren Sie bitte den geziemenden Ernst! Fahren Sie bitte fort, Herr Außenminister!« Erneutes Seufzen. »>Die Staaten des Subkontinents halten fest, daß ihnen ein Einschreiten irgendeiner Art unmöglich ist und lehnen im voraus jegliche Verantwortung ab. Sie drücken ihr Bedauern aus, daß ...<« Damit stand die Diskussion wieder auf Anfang. »Alles klar«, sagte der Präsident. »So leicht kann das Regieren sein! Ich frage mich, ob es überhaupt irgendwo auf der Welt eine Regierung gibt, die für etwas verantwortlich ist? Nun: Für den Fall, daß der Admiral sich täuscht, könnte man nicht doch etwas unternehmen? Etwas ganz Offizielles? Zum Beispiel mit Hilfe der UNO?«

Wie ein Springteufel schoß der kleine Staatssekretär aus seinem Stuhl. Er schien freudig erregt: »Natürlich, die UNO! Wir könnten ihr folgendes Vorschlägen: Internationalisierung der Nomadenflotte unter der blauen Flagge und Bereitstellung von schwedischen, äthiopischen und paraguayischen Beobachtern. Ab und zu schicken wir Hubschrauber von diversen Hilfsorganisationen vorbei, die sich um die Verpflegung der Passagiere und die Wartung der Schiffe kümmern. Auf diese Weise könnte die Flotte an die zwanzig Jahre lang über die Ozeane schippern, und alle wären zufrieden. Die Idee ist übrigens nicht neu. Sie hat sich sogar schon oft bewährt. Natürlich wird sich die Bevölkerung an Bord in zwanzig Jahren mehr als verdoppeln. Untätigkeit plus Hitze ... Sie ahnen es. Aber man könnte ja schwimmende Auffanglager bauen und sie der Flotte zur Seite stellen. Glauben Sie mir, meine Herren, das könnte ein geraumes Weilchen so funktionieren! Die Enkel der Emigranten wüßten nicht einmal mehr, warum das Meer ihr Horizont ist und warum die Decks der Schiffe ihr Heimatland sind. Mit einer Sache muß man allerdings rechnen: Sie werden irgendwann ein politisches Bewußtsein entwickeln. Untätigkeit plus Hitze ... Sie werden Forderungen stellen, werden die Unabhängigkeit verlangen. Aber das ist nicht weiter

schlimm. Auf den Bänken der UNO sitzen Vertreter von hundert Völkern, die eigentlich nicht lebensfähig sind. Dann müssen wir eben den hundertundersten Sitz schaffen, das ist alles! Die fahrende Republik der Ozeane! Natürlich wird cs, wie immer, ratsam sein, das Volk zu spalten. Man könnte die Flotte einfach in zwei Teile trennen und müßte dann dafür sorgen, daß diese sich in verschiedene Richtungen bewegen und einander nie treffen. Das kostet natürlich Geld. Die westlichen Staaten werden verpflichtet, sich ihrem Vermögen entsprechend an der Finanzierung der beiden ozeanischen Republiken zu beteiligen. Auch darin haben wir Übung. Was machen wir denn anderes, wenn es in der Dritten Welt mal wieder Ärger gibt und wir unsere Ruhe haben wollen? Wir zahlen. Wir murren, aber wir zahlen. Mit ein paar Lebensmittelpaketen und Aspirinschachteln von der WHO erkaufen wir uns den Frieden. Ein kostengünstiger Friede, ein stilles, dauerhaftes Glück, ohne uns allzuviel um die Nachbarn kümmern zu müssen, das ist doch genau das, was wir wollen, oder? Dies, Herr Präsident, ist meine Idee. Bedienen Sie sich!«

Der Präsident sah den kleinen Staatssekretär fragend an. »Aus welcher Richtung kommen Sie eigentlich, Herr Perret?«

»Ich zähle mich zur marginalen Mehrheit.«

»Ich meine Ihre akademische Bildung.«

»École normale supérieure, mit einem Abschluß in Geisteswissenschaften.«

»Das dachte ich mir. Sie fanden das gerade wohl sehr witzig?« Diese scharfe Mißbilligung verwandelte die Gesichter der Zuhörer, die verzweifelt nach einer rettenden Idee lechzten, in enttäuschte Schmerzensmasken.

»Meine Herren«, sagte der Präsident, »ich komme mir vor wie beim mündlichen Abitur. Und Sie sind gerade allesamt dabei, mit Karacho durchzufallen. Und was Sie betrifft, Herr Staatssekretär ..,« Sie lächelten einander zu. »Es ist wahr, Herr Präsident, ich habe nur gescherzt. Aber es wundert mich, daß ich offenbar der einzige bin, der diese ganze Zumutung, wir müßten vor einer unbewaffneten Invasion klein beigeben, schlichtweg grotesk findet. Hat man jemals davon gehört, daß ein Hammel einen Wolf gerissen hätte?« Aktentaschen rutschten nervös hin und her.

»Widerlich! Abscheulich! Menschenverachtend!« Wenn man schon kein Hirn hat, dann sollte man wenigstens so tun, als ob man eine Seele besäße.

»Herr Präsident«, sagte der Staatssekretär, »sobald meine Kollegen wieder bereit für eine rationale Debatte sind, hätte ich ein paar vernünftige Lösungen für unser drolliges Problem anzubieten.«

»Zum Beispiel?« Der Staatssekretär wandte sich um, ergriff wie ein spielendes Kind eine imaginäre Waffe und fegte damit über den Konferenztisch: »Ra-ta-ta-ta-ta-ta-ta! Sie sind aile tot.«

Eine Welle von Entsetzen ging durch den Raum. Der Admiral, der hinter dem Sessel seines Ministers Deckung genommen hatte, setzte noch eins drauf und rief: »Bumm -bumm - bumm!«

»Was soll das?« fragte der Minister mit verstörtem Blick. »Das ist eine Kanone, Herr Minister«, antwortete der Admiral. Drei Minister verbargen ihre Gesichter in den Händen. Ein anderer hielt sich die Ohren zu. Zwei unterdrückten mühsam ihre Wut, während drei weitere sich langsam in

Rage kochten. Einer weinte sogar. Er war es auch, der schließlich das peinliche Schweigen brach. Sein Gesicht gefror zur Tragödienmaske. Er nahm die Pose eines königlichen Beraters ein und wandte sich mit gravitätischer Feierlichkeit an die Versammlung.

»Sind wir«, sprach er, »die Regierung Frankreichs, die sich in dieser geschichtsträchtigen Stunde beim Präsidenten der Republik eingefunden hat, um einer Tragödie die Stirn zu bieten, wie sie die Welt seit dem tiefsten Mittelalter nicht mehr gesehen hat? Und zwar auf menschenwürdige Weise, im Geiste der Selbstüberwindung, die wir uns am Endpunkt der großen materialistischen Transformation der Welt schuldig sind? Oder sind wir nichts weiter als bornierte, ewiggestrige Provinzräte, die ihren Bürgermeister drängen, endlich die Zigeuner aus dem Dorf zu verjagen?«

Der Mann, der so sprach, hieß Jean Orelle. Der Präsident versuchte, ihm ein wenig den Wind aus den Segeln zu nehmen. »Sieh mal an!«, sagte er, »Genau das habe ich mich letztes Jahr angesichts des Generalstreiks und der sinkenden Wechselkurse auch gefragt: Sind wir nun die Regierung Frankreichs oder nicht? Fahren Sie bitte fort, Herr Minister.«

Aber der Wind der Geschichte blies unerbittlich, derselbe Wind, der die verblendeten Flotten, die messianischen Nationen, die kämpfenden Heere, die von Fanfarenstößen trunkenen Völker und die Königreiche Gottes in den stillen Abgrund treibt, in dem auch noch die wildesten Stürme zur Ruhe kommen. Dieser Wind richtete nun auch die eingeknickten Oberkörper und hängenden Köpfe rings um den Tisch im Elyseepalast wieder auf. Ihre Augen öffneten sich und erblickten die unendliche Größe der Menschheit. Es sei noch einmal gesagt: Wer wenig im Kopf und das Herz am falschen Fleck hat, muß sich wenigstens eine Seele erfinden, um all seine Feigheiten vor sich selbst zu rechtfertigen. Nur der kleine Staatssekretär grinste spöttisch in seiner Ecke. Niemand nahm mehr Notiz von ihm, seltsamerweise mit Ausnahme des Präsidenten.

»Der Genius Frankreichs«, fuhr Minister Jean Orelle fort, »hat unsere Nation stets mit traumwandlerischer Sicherheit an die Spitze der großen geistesgeschichtlichen Strömungen aller Zeiten geführt. Sie diente ihnen als zielstrebiges und entschlossenes Flaggschiff, das mit wehenden Fahnen der Flotte der aufgeklärten Nationen den Weg in die Stürme weist, in denen sich die Menschheit, die sich dem mächtigen Wind des Fortschritts nicht entziehen kann, zu einer höheren Bestimmung erhebt...«

Und immer weiter surrte die Maschine der frommen Denkungsart mit dem Orelle’schen Gütesiegel, dieser letzte Schrei der modernen Technik, eine Apparatur, die Intelligenz simuliert und Plastikhirne produziert, die gegen den Rost des Zweifels immun sind, mit einem Fließbandherzen, das stumpfsinnig auf exakt sechzig Schläge pro Minute programmiert ist. Ideal für Angestellte in leitender Position, aber auch als Luxusmodell für Millionäre und Zeitungsmogule erhältlich.

»Vielleicht sollten wir langsam zur Sache kommen«, murmelte der Präsident ungeduldig und bedeutete dem Stenotypisten diskret, daß er sein Protokoll unterbrechen könne. Es dauerte eine Viertelstunde, bis Orelle bei »der Sache« angelangt war. Zuvor hatte er noch einen epischen Bogen vom Mittelalter bis in die Gegenwart geschlagen: angefangen beim Untergang des Feudalismus über die Erklärung der Menschenrechte, die Abschaffung der Sklaverei, die Einführung des allgemeinen Wahlrechts, die staatlich verordnete Schulpflicht, die Volksfront von 1936, die Befreiung von Paris und Algier und die Entkolonialisierung der Dritten Welt bis zum Triumph des französischen Sozialismus.

»Meine Herren«, sprach der Minister, »was für einen Unterschied macht es, ob diese Flotte, die sich den abendländischen Gefilden nähert, nun an der Küste Frankreichs, Englands oder Deutschlands landet? Denn ihre Anklage, die sich mit letzter Kraft einen Weg in unser verhärtetes Gewissen bahnt, trifft uns alle. Die privilegierten Nationen der Welt können ihre Ohren nicht mehr vor der ewigen Frage verschließen, die ihnen ein letztes Mal und auf solch tragische Weise gestellt wird: Kain, wo ist dein Bruder? Glauben Sie nicht, meine Herren, daß Frankreich die Pflicht hat, Farbe zu bekennen und brüderlich zu antworten? Etwa, indem es schon jetzt einen Aufnahme- und Integrationsplan vorschlägt, der unserem materiellen und moralischen Reichtum entspricht? Wenn der historische Augenblick gekommen ist, müssen wir die Zeichen der Zeit erkennen und unseren Egoismus besiegen!«

Ach, was für ein schönes Lied! Was für ein Kunststück, sich für die Menschheit zu engagieren, wenn man nichts weiter tun muß als zu singen! Die vorgestanzten Slogans erleichtern es dem Volk, ein bißchen Revolution zu spielen, ohne irgendetwas zu riskieren oder sich wahrhaft einer Sache hinzugeben. Echter Widerstand wird immer mit Blutvergießen quittiert, aber niemand ist mehr bereit, diesen Preis zu zahlen. Man begnügt sich mit pathetischen Illusionen, die wenig kosten. Die versammelten Minister stimmten ohne Zögern zu, Ein Aufnahmeplan? Aber sicher doch! Damit könnte man das ganze Universum in Erstaunen versetzen!

»Heißt das nicht, die Dinge unnötig zu überstürzen?« fragte der Präsident. »Gerade im spontanen Entschluß«, erwiderte der Minister, »zeigt sich der wahre Edelmut! Frankreich muß Der Präsident fiel ihm mit erhobener Stimme ins Wort: »Frankreich muß! In der Tat.« Schweigen.

»Frankreich muß gar nichts, es sei denn, der Wahrheit treu zu bleiben. Sollte es nicht endlich aufhören, sich auf das Schicksal herauszureden, und stattdessen einfach >Nein!< sagen? Das wäre einmal erfrischend!« Der Präsident sprach diese Gedanken nicht aus. Stattdessen zuckte er unmerklich mit den Achseln. Steckte er, als der Erste unter den Franzosen, nicht bis zum Hals im Maul des Ungeheuers? Und fuhr er nicht wie alle Franzosen zweigleisig, mit einem gespaltenen Bewußtsein? War nicht auch er antirassistischer Rassist, selbstkritischer Chauvinist, marxistischer Hedonist, demokratischer Faschist, kommunistischer Kapitalist, ökumenischer Katholik, kollektivistischer Individualist, egoistischer Menschenfreund, lebensversichert und pensionsberechtigt, also letztlich für nichts verantwortlich?

»Frankreich muß«, setzte der Präsident erneut an, »der Welt eine umfassende Deutung des Geschehens vermitteln. Ich bevollmächtige Herrn Minister Orelle hiermit, die offizielle Position der Regierung gegenüber der Presse zu vertreten und einen ganz allgemein gehaltenen, einstweilen unverbindlichen Aufnahme- und Integrationsplan anzudeuten. Natürlich nur im Rahmen der gebotenen Zurückhaltung angesichts des, nicht zu vergessen, noch weit entfernten Standorts der Emigrantenflotte und ihres ungewissen Schicksals. Außerdem soll uns eine internationale Zusammenarbeit davor bewahren, daß wir gegebenenfalls allein die Folgen unserer Großzügigkeit tragen müssen. Ich befürchte allerdings, daß genau das passieren wird. Und wenn Sie wissen wollen, was ich in Wirklichkeit denke ...«

Er ertappte sich dabei, wie er unwillkürlich beide Hände in Hüfthöhe erhob und zu einer bedeutsamen Geste ansetzte. Er brach sie geschickt ab und verwandelte sie in eine verneinende Pendelbewegung, die signalisierte, daß er heute lieber nicht mehr erläutern wolle, was er in Wirklichkeit dachte. Der Staatssekretär am Ende des Tisches hatte jedoch genau beobachtet, worauf

die Geste ursprünglich hinauslief. Er schaute dem Präsidenten in die Augen, während seine Lippen lautlos vier Silben formten: »Ra. Ta. Ta. Ta.«

»Schluß für heute, meine Herren«, sagte der Präsident und erhob sich. Dann zog er sich in sein Büro zurück und gab Anweisung, ihn auf keinen Fall zu stören. Er schenkte sich einen bernsteinfarbenen Whisky ein, lockerte seine Krawatte, öffnete den ersten Knopf seines Hemds und machte das riesige Fernsehgerät an. Mit einem leisen Seufzer ließ er seinen müden Körper in einen gepolsterten Sessel fallen. In einer Liveübertragung erschien Jean Orelle.

»Ohne die Tragweite des Vorgangs überschätzen zu wollen«, begann der Minister und legte ein kleines Aktenstück vor die Mikrophone, »so hat die französische Regierung doch das Gefühl, daß sich in ihm symbolisch eine neue Form des globalen Sozialismus ankündigt. Plötzlich rühren die Flügelspitzen dieses Symbols an die alte Welt, die bei der Berührung aus Furcht oder Stolz erschaudert. Und es ist heute meine Aufgabe, Ihre Fragen zu beantworten und Ihnen die Bedeutung dieser historischen Entscheidung zu erhellen.«

16.

»Herr Minister! Wir wissen zwar noch nicht, wie die Fahrt der tragischen Flotte ausgehen wird, aber die Leiden der Passagiere haben nach unseren letzten Informationen bereits jetzt jegliches erträgliche Maß überschritten. Welche Maßnahmen gedenkt die französische Regierung zu ergreifen, um ihnen zu helfen?«

Der dies sagte, war ein Franzose nordafrikanischer Herkunft namens Ben Souad, der sich Clément Dio nannte. Als überzeugter Diener des Ungeheuers fütterte er jeden Montag die trüben Gehirne der sechshunderttausend Leser seiner schick aufgemachten Wochenzeitung mit exquisit giftigen Süppchen. Seine elegant gekräuselten Haare und seine dunkle Hautfarbe hatte er von einer schwarzen Haremssklavin geerbt. Unter seinen Familienurkunden befand sich noch ein Vertrag, wonach sie an ein französisches Offiziersbordell in Marokko verkauft worden war. Dio war ein erfolgreicher Romanschriftsteller und mit einer Eurasierin verheiratet, die angeblich aus China stammte. Seine intellektuelle Angriffslust nährte sich von einem pathologischen Rassenhaß, von dessen leidenschaftlicher Intensität sich nur wenige Menschen eine Vorstellung machen konnten. Er war eine bedeutende Spinne im Netzwerk der französischen Intelligenz, die er mit so vielen feinen, subtilen Fäden eingewickelt hatte, daß es einem Wunder gleichkam, wenn sie überhaupt noch atmen konnte. Er machte jedoch einen großherzigen Eindruck, zeigte sich gelegentlich sehr kommunikationsfreudig, ohne seine einseitige Sichtweise aufzugeben, und war oft ehrlich genug, sich der Kritik seiner intelligenten Kollegen auszusetzen, von denen es leider immer weniger gab. Politisch gesehen waren Dios Artikel ein Gemisch aus diversen linksutopischen Ideen. Unschlagbar war er, wenn es darum ging, das nationale Gewebe der Gesellschaft mit kaum sichtbaren geistigen Sprengsätzen zu pflastern. Diese Fähigkeit machte ihn besonders gefährlich. Er hatte einen geradezu genialen Riecher für alles, was noch intakt war. Hatte er etwas Gesundes ausfindig gemacht, versuchte er es zu unterminieren, wo er nur konnte.

Jean Orelle las seine Artikel mit geradezu religiöser Inbrunst. Der alternde Visionär sah in in dem jungen Journalisten einen würdigen Nachfolger. Im privaten Rahmen gestand er, daß Dio ihn an den radikalen Pamphletisten erinnerte, der er selbst in seiner Jugend einmal gewesen war: »Dieser freche, kleine Dio! Der traut sich was! Der hat noch einen Arsch in der Hose! Sprüht vor neuen Ideen! Er ist das unerbittliche Gewissen des weltoffenen Menschen!« Aber was für ein düsteres,

abstoßendes Lebewesen war doch dieser »weltoffene Mensch« aus der Feder des Clément Dio! Seine »Weltoffenheit« bedeutete nichts weiter, als daß er den traditionellen abendländischen Menschen haßte, insbesondere wenn er französischer Nationalität war. Er stellte ihn sich als eine Art seitenverkehrte Jeanne d'Arc vor, die von König Dio mit der täglich erneuerten Mission ausgesandt worden war, den von Selbsthaß und Gewissensbissen zerfressenen Infanteristen des Abendlands zu vernichten, jenen Herrn der alten Schlachten, der zwar von seinen Generälen im Stich gelassen worden war, dem zahlenmäßig aber immer noch ein erhebliches Gewicht zukam.

Wer spielte in seinen Artikeln nicht alles die glorreiche Rolle dieser Anti-Jeanne d'Arc! Ein diskriminierter muslimischer Arbeiter; ein Pornoverleger, der sich heroisch mit der Zensur anlegte; ein ausgebeuteter schwarzer Maurer; ein skandalumwitterter Filmregisseur; eine rote Madonna der Slums; ein verprügelter Demonstrant; ein ermordeter Zuhälter; ein Student, der sich einer Terrorgruppe angeschlossen hatte; der Leiter eines linken Kulturzentrums; ein Malariaprophylaxe; der Kommandant eines revolutionären Tribunals; ein verheirateter Pfarrer; ein fünfzehnjähriger Hurenbock; eine Schülerin, die abgetrieben hatte; ein Schriftsteller, der den Inzest propagierte; ein Popguru; ein pädophiler Professor; ein Typ, der auf das Grabmal des unbekannten Soldaten gekackt hatte; ein armer Irrer im Hungerstreik; ein Deserteur; ein Straßengangster aus den Banlieues; ein sexsüchtiger Vergewaltiger; ein politischer Gefangener mit hehren Idealen; ein rückfällig gewordener Straftäter, Opfer seiner Gene und der sozialen Benachteiligung; ein Kinderschänder, der seine Menschenrechte einforderte; eine Brasilianerin aus dem Sertäo, die in den Salons von Säo Paulo zur Prostitution gezwungen worden war; ein Inder, der an den Masern eines westlichen Touristen starb; ein Mörder, der sich über unmenschliche Haftbedingungen beschwerte; ein Bischof, der marxistische Hirtenbriefe verbreitete; ein verhungerter Bengale; ein Bankräuber, der die Gesellschaft anklagte, ihn zur Gier nach Luxus verführt zu haben; ein Vorkämpfer gegen sexuelle Repression, der sich auf die Entjungferung von Minderjährigen spezialisiert hatte, und viele weitere Helden des großen Kreuzzugs. Sie waren schlau gewählt, wußten oft zu gefallen und zu überzeugen. Was konnte man dagegen einwenden? Die Freiheit ist für alle da. Aber ein allzu offenes Herz ist nicht mehr als ein orientalischer Basar. Dio wußte nur zu genau, daß falsches Mitleid und pervertierte Anteilnahme hervorragende Rammböcke waren, um die Tore der sozialen Ordnung aufzubrechen. Freiheit auf der Grundlage niederer Instinkte und antisozialer Impulse führt zum Tod der Freiheit. Aus ihrer Leiche kriechen schleimige Larven, kleine Dios, die sich in schwarze Motten verwandeln, in Todesengel der Gegenwelt.

Hallo! Hallo! Hört den Lärm des Rammbocks, wie er an das Südtor schlägt! In den Pressesaal des Élyséepalastes, gefüllt mit fünfhundert Journalisten, die die Phrase mehr liebten als die Wahrheit, drang jetzt der finale Stoß des Rammbocks: das Schlagwort vom »unerträglichen« Leid der Passagiere. Dios Frage war sehr geschickt formuliert. Sie sprach das Problem nur indirekt an, schonte die ängstlichen Gemüter, ließ die großen Debatten außen vor, traf aber zielsicher den empfindlichsten Punkt: »Welche Maßnahmen gedenkt die französische Regierung zu ergreifen, um den Passagieren zu helfen und ihre Leiden in den Grenzen des Erträglichen zu halten?«

Das hatte gesessen. Denn der Westen darf bekanntlich überhaupt nichts mehr ertragen. Dies soll unseren Gehirnen wie eine Zwangsvorstellung eingetrichtert werden. Wenn unter Milliarden Menschen ein einziger Indianer in den Anden, ein Schwarzer im Tschad oder ein Pakistani vor Elend umkommt (übrigens allesamt Bürger von unabhängigen und selbstverantwortlichen Nationen), dann erwartet man vom Westen, daß er sich in eine Orgie der Zerknirschung stürzt. Seine Erpresser wissen genau, wie er tickt. Es geht ihnen nicht so sehr um das Geld oder darum, daß der Westen zur Buße vier Fünftel des Globus in seinen Schlepptau nehmen soll. In erster Linie

zielen sie auf seinen Kopf. Sie wollen jenen Gehirnlappen unter ihre Kontrolle bringen, in dem das schlechte Gewissen haust, ihn solange mit tausend Nadelstichen reizen, bis die Schuldgefühle, die Selbstvorwürfe und der Selbstekel gleich Viren hervortreten und sich leukämieartig in seinem ganzen Körper ausbreiten.

»Keine Frage! Er hat recht! Es ist absolut unerträglich!« Der Minister erstickte beinahe an seiner Antwort: »Meine Herren, wir müssen im Geiste der globalen Solidarität denken. Oder vielmehr: Wir müssen unsere Herzen in ihrem Rhythmus schwingen lassen. Denn es sind, wie Sie alle wissen, unsere Herzen, um die es in dieser Sache vorrangig geht, nicht unsere Köpfe. Mit dem Auszug dieser Flotte hat sich eine Million Menschen freiwillig von ihrem Vaterland verabschiedet. Wir werden uns hüten, sie zu verurteilen. Auf der Suche nach einem gelobten Land irren sie heimatlos umher. Sind sie nicht zu Weltbürgern geworden? Zu Beginn dieser Ereignisse hatte die französische Regierung noch versucht, die Staaten des indischen Subkontinents zur Zusammenarbeit zu bewegen, um gemeinsam die Flotte vor der Fahrt in den Untergang zu bewahren. Doch die schrecklichen Zustände, die in diesem unglücklichen Teil der Welt herrschen, machten ein Eingreifen unmöglich. Und welche Macht der Erde vermag es, sich gegen das Schicksal zu stemmen? Obwohl die französische Regierung ihre Pflicht bereits getan hat, ist sie dennoch - um nicht zu sagen: um so mehr - bereit, in dieser Zeit ohne Beispiel den humanitären Geboten Folge zu leisten, die für alle Menschen guten Willens ewige Gültigkeit besitzen. Frankreich wird sich selbstverständlich an die Spitze dieser Bemühungen stellen. Wir bitten nur um eine Sache, und wir denken, daß wir angesichts unserer früheren Verdienste das Recht dazu haben: Laßt unsere Nation mit dieser Aufgabe nicht allein! Die französische Regierung schlägt daher ihren westlichen Partnern die Einberufung einer internationalen Kommission vor, die den Auftrag erhalten soll, der Flotte so schnell wie möglich Hilfe und Lebensmittel zu bringen. Welche Meinung man auch immer über den Ausgang dieses ebenso außergewöhnlichen wie verzweifelten Abenteuers haben mag, es ist nun jedermanns heilige Pflicht, demütig zu schweigen und zu sagen: Diese Menschen sind auch meine Brüder!«

»Typisch!« dachte der Präsident. »Der alte Hurensohn hat der Presse die Schlagzeilen gleich mitgeliefert!«

Auch die Chefs der französischen Schiffahrtsgesellschaften saßen zu dieser Stunde gebannt vor den Fernsehgeräten.

Es gehört zu ihrem Beruf, daß sie am Meer und an allem, was den reibungslosen und rentablen Verkehr ihrer Schiffe behindern könnte, interessiert sind. Erwähnt werden sollte, daß ihre Reaktion auf die Pressekonferenz im Gegensatz zum Rest der Nation ziemlich negativ ausfiel. Zuerst telefonierten sie wie wild in der Gegend herum, dann wurden von allen Hochantennen auf den Dächern ihrer Firmensitze verschlüsselte Nachrichten an diejenigen ihrer Schiffe gesendet, die sich im Indischen Ozean befanden: »... Befehl, Ihren Kurs dahingehend zu ändern, daß jeglicher Kontakt mit der Emigrantenflotte vermieden wird. Deren vermutliche Position lautet wie folgt...« Die Kapitäne gehorchten bereitwillig. Es gab keinen unter ihnen, der nicht sofort begriffen hätte, daß sie diese angeordnete Flucht vor einem schlechten Gewissen schützen sollte. Als erfahrene Seeleute konnten sie gut einschätzen, wie aussichtsreich eine Lage war. Wenn nun ein Taifun diese verrotteten Kästen packen würde, dann wäre eine Million verhungernder Menschen dem sicheren Tod ausgeliefert, und alle Schiffe des Westens würden nicht reichen, um auch nur ein Hundertstel von ihnen zu bergen. Lind selbst wenn man sie wie durch ein Wunder hätte retten können, um welchen Preis! Der reguläre Schiffsverkehr wäre auf unbestimmte Zeit unterbrochen worden. Die

Besatzungen der Rettungsschiffe hätten angesichts der Massen von umherschwimmenden Leichen schwere, demoralisierende Traumata erlitten. Schöne Handelsschiffe wären in schwimmende, ziellos auf dem Meer treibende Lazarette umfunktioniert worden. Wozu eine solche Anstrengung? Im Namen des Lebens? Kaum. Vielmehr im Namen des Todes! Des Todes, der sich schon tief in das Mark des Abendlands gefressen hatte. Auch die englischen, deutschen, italienischen und sonstigen Schiffahrtsgesellschaften erließen gleichlautende Befehle. Von diesem Tag an fuhr die Emigrantenflotte auf einem ausgestorbenen Meer.

Keine Rauchzeichen mehr am Horizont, die auf die Anwesenheit einer Menschenseele hindeuteten. Diese Reaktion war die erste Antwort auf die Rede des Ministers. Da sie im Namen der Menschenwürde geheimgehalten wurde, hatte sie nur wenig Einfluß auf den weiteren Lauf der Dinge.

»Herr Minister«, fragte ein Journalist, »habe ich also recht verstanden, daß Sie die Zensur wieder einführen wollen?«

»Sieh mal an, der Herr Mâchefer! Haben Sie keine Angst, sich lächerlich zu machen? Wie kommen Sie auf solch einen Unsinn?«

Wortgefechte dieser Art war man zwischen dem Minister und dem Journalisten gewohnt. Sie brachten Abwechslung in die Pressekonferenzen, und manchmal schienen sie beiden Männern Spaß zu machen. Aber an diesem Tag haßten sie sich geradezu, Sie standen einander als ebenbürtige Feinde gegenüber.

»Aber Herr Minister! Sie haben doch eben selbst gesagt, es sei jedermanns Pflicht, die Meinung, die er bezüglich des Ausgangs dieses Abenteuers hat, zu verschweigen. Haben Sie da nicht an eine Art Selbstzensur aus moralischen Gründen gedacht? Auf der einen Seite stehen dann die Menschen guten Willens, auf der anderen ...«

»Stehen Sie! Das wissen wir schon, Herr Mâchefer. Machen Sie sich keine Sorgen, Sie dürfen, wie gewohnt, schreiben, was Sie wollen.«

»Ich werde mich danach richten«, sagte der Journalist. »Gleich morgen früh.«

»Und ich werde es auch lesen, Herr Mâchefer«, antwortete der Minister. »Ich bin einer Ihrer treuesten Leser. Berufsbedingt zwar, aber das sollte Sie trotzdem freuen. Alles in allem gibt es nicht mehr viele, die Ihre Artikel lesen.«

Ein serviles Lächeln huschte durch den Pressesaal. Jeder wußte um die fast unüberwindbaren Schwierigkeiten, mit
denen Mâchefers Blatt zu kämpfen hatte, und die meisten freuten sich darüber. Als armselige, gerade mal acht Seiten starke Tageszeitung, ohne Werbung, ohne Fotos und schlecht gedruckt, blieb sie schwer verkäuflich und auch nur dank der bescheidenen Unterstützung einiger anonymer Mäzene am Leben. Diese kamen am Ende jedes Monats in letzter Minute angeritten wie die Kavallerie im Western und retteten Mâchefer vor dem Bankrott. Keiner erfuhr jemals, daß der Präsident selbst zu den unbekannten Wohltätern zählte. Die Zeitung stand weder links noch rechts, aber auch nicht in der lauen Mitte. Mâchefer hatte einen ungewöhnlichen Zugriff. Er attackierte die gängigen Meinungen wie Windmühlen, manchmal etwas vorhersehbar, aber seine getreuen

Anhänger fanden, daß er stets den Nagel auf den Kopf traf. Das war sicher der Fall, gemessen an dem Haß, den er bei den getroffenen Hunden hervorrief, der in keiner Proportion zu seiner Bedeutung stand.

Da die Presse natürlich nicht zugeben darf, Haß zu hegen, und so tun muß, als sei sie objektiv, wurde Machefers Blatt wie eine Lachnummer behandelt und er selbst wie eine Witzfigur. Mâchefer hatte aber überhaupt nichts von einer Witzfigur an sich. Er war ein hochgewachsener alter Herr mit tiefblauen Augen, ordentlich gekleidet, mit weißen Haaren im Bürstenschnitt und einem ebenso weißen Schnurrbart nach gallischer Art.

Nachdem jeder genug über Mâchefer gelacht hatte, beschied der Minister seinen Schuljungen, daß die Pause vorbei wäre und der Unterricht wieder weiterginge.

»Laßt uns keine Zeit verschwenden! Herr Mâchefer!« sagte er streng, »Sie sind nicht hier, um uns mit Ihren Befindlichkeiten zu unterhalten. Ich bitte Sie daher, Ihre Frage zu stellen.«

»Herr Minister«, begann Mâchefer, »nehmen wir an, die westlichen Staaten schließen sich dem Vorschlag der französischen Regierung an und verpflegen die Emigrantenflotte, solange sie unterwegs ist. Glauben Sie nicht, Herr Minister, daß damit ein Feind versorgt wird, daß Sie am Ende eine Million Eroberer ernährt haben würden? Und wenn diese Flotte« -sein Ton, der am Anfang noch sachlich klang, steigerte sich zur Anklage und brachte auch noch die letzten dummen Lacher zum Verstummen - »die Küste Frankreichs erreicht hat und eine Million Menschen an Land gehen, hätte dann die französische Regierung noch den Mut, sich so vielen Menschen entgegenzustemmen, denen sie vorher geholfen hat?«

»Das ist die entscheidende Frage«, dachte Dio, der die seinige nur gestellt hatte, weil er wußte, daß Mâchefer anbeißen würde. Da er die Debatte unter Hinweis auf humanitäre Verpflichtungen eröffnet hatte, wußte er auch, daß er einen beträchtlichen Feldvorteil genoß. Jede andere Sichtweise würde als unmenschlich und grausam abgelehnt werden, weil ein Mensch, der sich edelmütig gezeigt hat, nicht mehr als böse oder mißmutig erscheinen möchte.

»Herr Mâchefer, Ihre Frage ist niederträchtig«, antwortete der Minister. »Fragt man einen Ertrinkenden, bevor man ihn aus dem Wasser zieht, wohin er gehen will und warum? Stößt man ihn wieder ins Meer, wenn er gesteht, daß er auf Ihren Privatstrand zugeschwommen ist, um in Ihre Villa einzubrechen?«

»Man zieht ihn aus dem Wasser und übergibt ihn der Gendarmerie«, sagte Mâchefer. »Aber wieviele Gendarmen haben Sie zur Verfügung, wenn eine Million Diebe aus dem Wasser gezogen wird?« Jean Orelle parierte glänzend. Der Schriftsteller wurde wieder zum Minister. Er erwiderte: »Es besteht kein Grund zur Annahme, daß diese Flotte die Küste Frankreichs ansteuert, ja noch nicht einmal Europa scheint das Ziel zu sein. Und selbst wenn es so wäre, so hätten wir, menschlich gesehen, nicht das Recht, sie aufzuhalten - wie auch? Die französische Regierung hat lediglich beschlossen - ich werde Ihnen den Bericht noch vorlesen -, mit ihren westlichen Partnern einen allgemeinen Aufnahmeplan im Rahmen der internationalen Zusammenarbeit zu erörtern, der uns in jedem Fall in die Lage versetzt, daß wir die Folgen unserer Großzügigkeit nicht allein zu tragen haben!«

»Bei fünf Knoten Geschwindigkeit«, sagte Mâchefer, »könnte die Flotte, selbst wenn sie um Afrika herumfahren müßte, in ungefähr eineinhalb Monaten vor der Küste der Provence aufkreuzen. So viel Zeit braucht man etwa, um die Geschäftsordnung einer internationalen Kommission festzulegen. Solange die Flotte nicht ihr endgültiges Ziel zu erkennen gibt, wird wohl niemand einen besonders großen Eifer an den Tag legen, und auch dann, wenn es soweit ist, werden sich die meisten heimlich, still und leise von der Kommission abseilen und den Schwarzen Peter an den Nächstbesten weiterreichen. Und wenn Frankreich das große Los zieht, dann können Sie mir glauben, Herr Minister, daß unsere Freunde froh sein werden, wenn das ganze Drama an uns hängen bleibt. Ich wiederhole daher meine Frage ...«

»Sie wiederholen überhaupt nichts, Herr Mâchefer. Ich entziehe Ihnen das Wort!«

»Es handelt sich um eine Million Einwanderer!« brüllte Mâchefer, während im Saal ein Tumult entstand. Dio, der in der zwanzigsten Reihe ruhig auf seinem Stuhl saß, trampelte mit den Füßen, rührte aber sonst keinen Finger. Fünfhundert Journalisten trampelten ebenfalls mit den Füßen. Na, seien wir nicht ungerecht: mindestens sieben nahmen davon Abstand. Sie vertraten zweiundvierzigtausend Leser.

»Ich habe Ihnen das Wort entzogen, Herr Mâchefer! Zwingen Sie mich nicht, die Saalordner zu rufen. Das wäre das erste Mal bei einer Pressekonferenz. Ihre Haltung steht im Gegensatz zur humanitären Mission Frankreichs, die ich heute im Namen der französischen Regierung zu verkünden hatte.«

»Trommelwirbel, Tusch!« dachte der Präsident.

»Ich bitte die Herren Journalisten aus dem Ausland und die Vertreter der Presse der Dritten Welt in aller Form, Wortmeldungen wie die eben vernommene zu ignorieren, da sie von der einmütigen Meinung des französischen Volkes völlig abweichen. Ich bin überzeugt, daß Sie letztere morgen auf angemessene Weise wiedergeben werden.«

»Ein hübscher Wettbewerb«, bemerkte Dio zu seinem Assistenten. »Zücken Sie schon mal Ihre Federn, meine Herren. Wer die Herzen am schönsten rühren kann, gewinnt den Preis!«

Der Tonfall des Ministers senkte sich plötzlich um mehrere Stufen, als ob er den Glauben verloren hätte, wie ein Verwundeter sein Blut. Er hatte ihn wirklich verloren. Und zwar beim Klang eines lieblichen Wortes, das kurz zuvor gefallen war, und das nun langsam in sein Bewußtsein sickerte: Provence, Provence, Provence ... immer wieder, wie eine Tröpfchenfolter.

In der Provence wartete am Hang eines duftenden Hügels ein altes Bauernhaus auf den Minister, jeden Sommer, an Ostern, an Weihnachten und zu Pfingsten, mittels Nobelpreismillionen in ein Paradies verwandelt. Da heißt man Jean Orelle und ist ein Prophet seiner Zeit, ein Sänger der Freiheit, ein Heros des Fortschritts, ein Fackelträger der Menschenrechte, ein Freund verstorbener Staatsmänner und ein Berater der Großen der Welt. Und nun naht das Alter, das all dies auslöschen wird, in dem man sich endlich nicht mehr mit Ideen beschäftigen muß, sondern sich im Schatten einer hundertjährigen Kiefer ausruhen darf. Aber ist man es sich nicht schuldig, aus schlichter Treue zu sich selbst noch ein letztes Mal den Kopf zu erheben und seine grandiose Rolle zu spielen? Sie erschien ihm nun so unklar, so naiv, daß er sie fast belächeln wollte, aber es wäre ein melancholisches Lächeln geworden, mit Tränen gemischt, am Rande des Nichts ...

Der Minister hob den Kopf, müde: »Gibt es noch weitere Fragen?« Aber es war schon alles Wesentliche gesagt und gefragt worden. Nur ein Journalist aus Gabun wollte noch wissen, »was man den Brüdern der Emigrantenflotte zu essen geben werde, denn, Herr Minister, es komme nicht darauf an, daß man gibt, sondern was man gibt«. Endlich einer, der begriffen hatte.

Dio behielt sich das Schlußwort vor: »Herr Minister, nun mal von allem anderen abgesehen: Glauben Sie denn, daß die Leute noch eine Chance haben?«

»Eine Chance! Eine Chance!« antwortete der Minister. »Weiß man, ob der Mensch jemals eine Chance hat?« Das war gut ausgewichen. Aber Dio fiel eine geniale Replik ein. »Dies ist die Armada der letzten Chance«, sagte er. Er hatte den Satz zwar nur halblaut ausgesprochen, so daß man ihn gerade noch hören konnte, aber er schlug ein wie eine Bombe. In der Folgezeit war das Schlagwort tausende Male zu hören. Vielleicht war es seine Stoßwirkung, die zur endgültigen Lähmung des Abendlandes geführt hat. Denn wer kann eine letzte Chance abschlagen? Es könnte sein, daß dies eine Erklärung ist.

17.

Trotz seiner Ankündigung gegenüber dem Minister stand am nächsten Tag kein Wort über die Angelegenheit in Mâchefers Zeitung. Ebensowenig am übernächsten Tag. Und dabei blieb es auch in den folgenden Tagen und Wochen, in denen die Armada langsam auf das Mittelmeer zukroch. Erst an jenem Morgen, als die Gefahr unabwendbar vor den Toren stand, sollte sich Mâchefer aus seinem freiwilligen Schlaf erheben. Bis dahin müssen wir uns aber noch gedulden. Hören wir uns zunächst die ersten falschen Töne des großen humanitären Karnevals an... Mâchefer entschloß sich zu schweigen, als er noch am Abend der Pressekonferenz im Radio die Sendungen zweier prominenter Journalisten hörte, die täglich zur Hauptsendezeit in den beiden wichtigsten Kanälen des Landes präsent waren. Im Krieg der Funkwellen empfiehlt es sich, jedes Ereignis in einen Kommentar zu wickeln, um den Hörer glauben zu machen, daß er selber denkt, während er zuhört. So wird er auf die Dauer viel beeinflußbarer als einer, der tatsächlich Zeit zum Nachdenken hat. Dermaßen konditioniert, sind die Gehirne auch wesentlich aufnahmebereiter für die Botschaften der Werbung, weshalb sich die Sponsoren die Sendezeit vor und nach den Nachrichtensendungen so viel Geld kosten lassen. Die beiden Kommentatoren hießen Albert Durfort und Boris Vilsberg. Auch sie waren treue Diener des Ungeheuers. Der erstere sprach um 19 Uhr 30, der zweite um 19 Uhr 45. Mâchefer hatte also Zeit, von einem Kanal zum anderen zu springen.

Durfort machte in Menschlichkeit. Mâchefer hatte dafür freilich eine viel gröbere Bezeichnung. Er pflegte auch gern zu betonen, daß er diese Berufsweltverbesserer zum Kotzen fand. Das war vielleicht ein wenig zu hart, denn Durfort war kein schlechter Mensch. Er war ständig dabei, die Welt vor irgendeinem Übel zu retten. Er hetzte von Ungerechtigkeit zu Ungerechtigkeit und hatte dabei kaum Zeit, zwischen zwei Einsätzen das Pferd zu wechseln. Atemlos erschien er auf einer Bühne nach der anderen, um wieder einmal einem Unterdrückten beizustehen oder einen Skandal aufzudecken. Er war ein Zorro des Mikrophons. Das Publikum liebte ihn. Selbst die Abgestumpftesten verehrten ihn als eine Art Superheld und verfolgten seine täglichen Abenteuer: Durfort bei den Ghettokindern, Durfort bei den Arabern, Durfort und das Elendsviertel, Durfort und die Polizei, Durfort für menschliche Haftbedingungen, Durfort gegen Gewalt, Durfort gegen Rassismus, Durfort gegen Todesstrafe und so weiter. Aber angefangen bei Durfort selbst merkte niemand, daß dieser Rächer der Enterbten ständig offene Türen einrannte. Lustigerweise galt ausgerechnet er als Inbegriff des kritischen, unbequemen Freigeists. Er wäre ehrlich verblüfft

gewesen, hätte man ihm gesagt, daß er nichts weiter als ein stromlinienförmiger Konformist war, der sich gehorsam vor allen Tabus niederwarf, die der intellektuelle Terrorismus der letzten dreißig Jahre befestigt hatte.

Der Leiter des Radiosenders, für den er arbeitete, hatte ihm indes gewiß nicht zehn Millionen brave Franzosen anvertraut, damit er ihnen jeden Abend das Gegenteil von dem erzählte, was sie dachten. Seine modischen Virtuosenstücke der Entrüstung bekamen stets eine Spitzen-Publicity und machten einen reichen Mann aus ihm. Aber in Wahrheit entrüstete sich niemand mehr wirklich. Das Publikum hatte es sich längst in diesem verlogenen Schauspiel gemütlich gemacht wie ein Kackhaufen auf dem Boden einer Kloschüssel.

Mit wenigen Ausnahmen spielte die gesamte Presse das Theater mit. Dios Zeitung, auf farbigem Hochglanzpapier gedruckt, natürlich an vorderster Stelle. Das unterhielt. Das ließ sich verkaufen. Es war sogar das einzige, das sich verkaufen ließ. Also, nur keine Hemmungen bitte! Seien Sie ein Mensch auf der Höhe der Zeit, kaufen Sie sich Ihr persönliches schlechtes Gewissen! Die Sache ist doch klar: Leute wie Durfort, Orelle, Vilsberg & Co, die nichts anderes produzieren können als Meinungen, müssen auch von etwas leben, und deshalb sind sie auf ein Publikum angewiesen, das ihnen diese Meinungen abkauft. Darum sieht es manchmal so aus, als würden sie an dem Ast sägen, auf dem sie sitzen, während das Publikum, dem der Baum gehört, ihnen auch noch dafür applaudiert, worauf sie munter weitersägen. Aber machen Sie sich keine Sorgen um sie! Die Herren schielen schon nach dem nächsten Ast, auf den sie sich in letzter Sekunde retten werden. Am Ende sitzen sie wieder fest im Sattel, denn auch in der neuen Welt kann nichts ohne sie geschehen. Das wäre ja noch schöner! Sie betreiben diesen Zirkus ja nicht um sonst. Wenn sich das Chaos verzogen hat, das sie vor unserer Nase entfachen, werden sie wieder obenauf schwimmen, in teuren Klamotten aus Hirschleder und mit einer Sonnenbräune von der Côte d’Azur ...

Durfort saß also rittlings auf seinem schon halb abgesägten Ast und fand die ergreifendsten und einleuchtendsten Worte über die Armada, die mit einem leisen Glucksen in den schlammweichen Herzen versanken. Im Grunde handelte es sich nur um eine Variation der altbewährten Nummern, die er schon hunderte Male abgespult hatte: Zuletzt war es etwa um deportierte Chilenen und einen algerischen Arbeiter gegangen, der beschuldigt worden war, ein kleines Mädchen vergewaltigt und ermordet zu haben, was womöglich ein tragischer Justizirrtum war. Mit professionellem Gusto recycelte Durfort die Deportierten und den Justizirrtum, und er verhehlte es nicht einmal:

»All jene, die mir die Ehre erweisen, täglich meine Sendung zu hören und meiner Sache Mut zuzusprechen, wissen, daß ich kein Blatt vor den Mund nehme. Es darf keine Kompromisse mit dem Elend und der Ungerechtigkeit geben. Darum sind brutale Worte notwendig. Erinnern Sie sich! Wenn ich mit Ihrer Hilfe das Los der chilenischen Deportierten mildern konnte, und wenn es mir gelang, das schlimmste aller Kollektivverbrechen zu verhindern, nämlich die Hinrichtung eines Unschuldigen, dann deshalb, weil ich mich nicht gescheut habe, eine brutale Sprache zu sprechen. Nun, heute überbringe ich mit meiner Stimme eine Nachricht in Ihre Wohnzimmer, die eine Million Deportierter betrifft, die Opfer des ungeheuerlichsten Justizirrtums aller Zeiten sind. Aber Vorsicht: Ich werde darüber mit meiner üblichen Schonungslosigkeit und Unduldsamkeit sprechen. Wer sich sein Abendessen nicht verderben lassen will, sollte jetzt lieber sein Radio für fünf Minuten ausmachen ...!«

»Hörst du das, Marcel? Durfort hat schon wieder etwas Schlimmes entdeckt!«

»Josiane, bitte mach, daß das Kind aufhört zu plärren!«

In den bescheidenen Mietshäusern gießt man sich ein schnelles Glas Rotwein ein, denn solch eine Nachricht wühlt noch wohliger auf, wenn man ein bißchen nachhilft. In den Salons der vornehmen Appartements begießt man sie mit Whisky, den man allerdings auf subtilere Art zu sich nimmt. Statt gierig herunterzuschlucken, um die geistige Nahrung besser zu verdauen, stellt man vor der Sendung bedächtig das Glas hin, bändigt genießerisch seinen Durst, läßt ihn langsam anschwellen und löscht ihn dann zusammen mit der Nachricht in einem simultanen Orgasmus.

Dreitausendzweihundertsiebenundsechzig Pfarrer kritzeln in diesem Moment fieberhaft eine Predigt für den nächsten Sonntag, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, welches Evangelium an diesem Tag vorgesehen ist. Wen interessiert das schon? Mit solchen Kleinigkeiten hält man sich doch schon lange nicht mehr auf. Unter den tausenden Statisten unseres Films befindet sich auch ein verheirateter katholischer Geistlicher. Seine Frau hat ihn bereits betrogen. Er trägt seine Hörner mit christlicher Demut. Dieser völlig neue und beschämende Zustand hat den Unglücklichen jedoch derart durcheinander gebracht, daß ihm schon seit einem Monat nichts mehr für seine Predigten einfällt. Da kommt der edle Rächer Albert Durfort angeritten und reißt ihn mit seiner Roßkur aus der Ratlosigkeit. Die Therapie schlägt derart erfolgreich an, daß der Gehörnte mit den gesalbten Händen seine gesegneten Hörner vergißt und wieder Pech und Schwefel in seine Predigten einkehren läßt, wodurch er zum erfolgreichsten Hirten masochistischer Schäfchen seiner Diözese wird. Vielleicht werden wir ihm wiederbegegnen...

In der gleichen Minute entdecken zweiunddreißigtausend-siebenhundertzweiundvierzig Lehrer das Aufsatzthema für den nächsten Tag. »Beschreibt das Leben an Bord der Schiffe der unglücklichen Armada. Schreibt, was für Gefühle ihr für die Flüchtlinge hegt, wobei ihr zum Beispiel davon ausgeht, daß euch eine dieser verzweifelten Familien um Gastfreundschaft bittet.«

Dagegen ist kein Kraut gewachsen! Dieser liebe kleine Engel hier mit der naiven Seele und dem empfindsamen Kinderherzen wird auf vier Seiten irgendeinen niedlichen Unsinn hinblättern, der die Tränendrüsen seiner Tanten zum Schwellen bringen wird. Er wird dadurch Primus, sein Aufsatz wird in der Klasse vorgelesen und alle seine Kameraden ärgern sich grün und blau, daß sie mit ihrem Schmalz zu sehr gegeizt haben. Auf diese Weise dressiert man heutzutage die Menschen. Sogar ein rücksichtsloser Balg, der alle Voraussetzungen für ein erfolgreiches Leben besitzt, muß sich einen triefenden Aufsatz über irgendeinen humanitären Schwachsinn aus dem Leib heucheln. Und er spielt mit, weil er, wie alle Kinder, Angst hat, aufzufallen. Da er begabt ist, wird er dabei sogar glänzen, und am Ende glaubt er noch an sein eigenes Geschreibsel, denn diese Jungen sind nie wirklich schlecht. Sie sind eben, wie sie sind, sie passen sich an, und man kann ihr Potential leicht in falsche Bahnen lenken. Beide gehen stolz auf ihren schönen Aufsatz nach Hause. Der Vater liest das Meisterwerk, und weil er das Leben kennt und etwas Phantasie besitzt, wird er vielleicht bei der Vorstellung erschrecken, eine achtköpfige, fremde Familie in seiner Dreizimmerwohnung unterzubringen. Aber er wird den Mund halten, denn man darf ja den kleinen Engel nicht enttäuschen, auch nicht mit ihm schimpfen, und man darf auch seine zarten, unschuldigen Gefühle nicht verletzen, selbst auf die Gefahr hin, daß später ein unheilbarer Einfaltspinsel aus ihm wird. Mit rückgratloser Rührung wird der Vater die vor Freude geröteten Wangen des kleinen Engels tätscheln und sich sagen, daß er wirklich ein braves Kind sei. Und wer weiß, vielleicht stimmt das Sprichwort »Kindermund tut Wahrheit kund« am Ende ja doch.

Seine Frau wird in ihr Taschentuch rotzen, das feuchte Auge voll mütterlicher Liebe. Aber wenn die Ausgehungerten eines Tages wirklich vor ihrer Türe stünden, gesetzt den Fall, daß so etwas überhaupt möglich ist, dann wäre es flugs vorbei mit dieser netten Familie! Vielleicht würden sie, statt ihre Arme zu öffnen, und trotz der prophetischen Prosa ihres kleinen ferngesteuerten Engels, lieber die Flucht ergreifen. Das westliche Herz ist voller Illusionen und hat weder die Kraft noch den Willen, nein zu sagen. Eine Million ein fähiger Aufsätze, die von einer Million weicher Väterherzen wider besseres Wissen gutgeheißen werden, können auf die Dauer eine Gesellschaft völlig zerrütten. Vielleicht ist dies eine Erklärung.

Zur gleichen Zeit beschließen siebentausendzweihundertzwölf Oberschullehrer, den Unterricht am folgenden Tag mit einer Ansprache gegen Rassismus zu beginnen. Ob sie Englisch, Chemie, Geographie, Mathematik oder Latein unterrichten, tut nichts zur Sache. Ist es nicht unabhängig vom Fach Aufgabe eines Lehrers, kritische Gedanken anzuregen? Da man nun so einen ausgezeichneten Anlaß zur Verfügung hat, wird man also über den kathartischen Einmarsch der Flotte in den kapitalistischen Westen sprechen! Ein süffiges Thema, zu dem jeder etwas Schlaues sagen kann. Ein unerschöpfliches Drehbuch für das kollektive Kopfkino, in dem durch ständiges Wiederkäuen der immer gleichen Ideen der Sinn und die Verantwortung für die Realität verlorengegangen sind. Auch hier sollte man nicht unterschätzen, was für eine negative Wirkung all diese schwammigen Debatten auf Dauer entfalten werden, wenn erst die Eroberer vom Ganges und aus anderen hungerleidenden Ländern an der Côte d'Azur erschienen sind. Reden wir gar nicht erst von den Irren, die Richtung Süden rennen werden wie die Pyromanen zum Feuer. Am Ende werden auch die kleinen, gehirngewaschenen Schreihälse mitsamt ihren Vätern aufgereiht am Strand stehen, die Hosen herunterlassen und mit ihrer stupiden Logik um den Tritt in den rassistischen Hintern betteln, den sie schon solange verdient haben. Nicht anderes hat Frankreich einst unter Pétain gemacht, nur unter anderen Vorzeichen.

Auf ein solch exzellentes Ergebnis haben die Diener des Tieres gesetzt ... Mehr brauchen wir über die Millionen Zuhörer Durforts nicht zu wissen. Sie haben das Morphium geschluckt. Ganz Frankreich steht unter Narkose. Wenn der Augenblick gekommen ist, wo man ihm beide Beine absägt, wird es keinen Widerstand leisten ...

»Gewiß«, so ertönte die Stimme Durforts im Radio, eine schneidende, klare, selbstsichere Stimme, »gewiß ist diese Deportation, deren Zeugen wir sind, eine selbstauferlegte. Und dieser Justizirrtum ist nicht die Tat irgendeines Gerichtshofes. Diese Deportation ist das Kind des Elends und der Hilflosigkeit. Und was den Justizirrtum betrifft, so muß ich leider sagen, daß wir alle daran mitschuldig sind. Die reiche Welt hat die Dritte Welt zur Armut verurteilt. Sie hat Grenzen aller Art errichtet, moralische, wirtschaftliche und politische Grenzen, Mauern, hinter denen sie Dreiviertel der Weltbevölkerung lebenslänglich eingesperrt hat. Nun rebelliert dieses riesige Gefängnis, aber auf friedliche Weise. Die Verurteilten sind entflohen. Ich glaube, daß diese Millionen, ohne Waffen und ohne Haß, nur kommen, weil sie Gerechtigkeit verlangen. Es will nicht in meinen Kopf gehen, daß auf dieser unserer Erde, die nach hundert Jahren Fortschritt so klein geworden ist, nur fünf Flugstunden entfernt Menschen leben, deren durchschnittliches Monatseinkommen nicht mehr als 50 Dollar beträgt, unseres dagegen 2500. Sie werden es nicht gerne hören, aber angesichts dieser Tatsache kann man nur mehr von Ausbeutern und Ausgebeuteten sprechen ...«

»Ausbeuter!« sagte Marcel zu Josiane. »Na, na! Was essen wir denn heute Abend? (Er schielte auf das Wachstuch auf dem Tisch, dem proletarischen Thron des »Eßzimmers«.) Nudeln, Preßwurst,

Omelette aus vier Eiern. Nichts Aufregendes. Und die Rate für das Fernsehgerät? Und die Rate für das Auto? Und meine Schuhe? Voller Löcher!«

»Er meint ja gar nicht dich«, sagte sie. »Es meint die Reichen.«

»Und? Die sollen lieber mir ihren Zaster geben. Ich gehe nicht barfuß. Ich arbeite!« Hier schleicht sich offenbar eine unerwünschte Note ein. Das Volksempfinden muckt auf, deftig, primitiv und ungerecht, mit anderen Worten: gesund. Es fehlte nicht viel, und es hätte die Sache gerade noch abgebogen. Marcel ist kein Flüchtling vom Ganges; er arbeitet und trägt Schuhe. Er steht seinen Mann und will nicht mit diesen Jammergestalten in einen Topf geworfen werden. Es fehlt nur noch ein kleiner Anstoß, und er würde freimütig bekennen, daß er stolz ist, aus einem zivilisierten Land zu stammen. Was soll daran verwerflich sein? Kuckuck, da ist er wieder, der kleine weiße Mann! Der Infanterist, das Fußvolk, der Held und das Opfer der Schlachten, dessen Schweiß und Blut von dem besonderen Glück und Privileg erzählen, in Europa leben zu dürfen. Aber er ist nicht mehr der Mann, der er einmal war. Er handelt nicht mehr; er tut nur so, als ob. Sein Aufbegehren wird nichts mehr bringen. Und ein weiteres wird es nicht mehr geben.

Wenn es soweit ist, wird er sich zurücklehnen und keinen Finger rühren, als ob ihn das alles nichts mehr anginge. Und falls er doch noch plötzlich begreift, was mit ihm geschieht, wird es zu spät sein. Bis dahin wird man ihm vormachen, daß er nichts zu verlieren habe, daß er gar nicht gemeint sei, sondern nur die andern, die Reichen, die man im Namen der Gleichheit, der Gerechtigkeit, der allgemeinen Brüderlichkeit und der Menschenrechte zur Kasse bitten werde. Oder im Namen irgendeines anderen Unsinns, den niemand zu hinterfragen wagt. Auch im Namen des Tieres. Aber davon wird man Marcel nichts sagen. Würde er es überhaupt verstehen?

Im Namen des Tieres bezog Durfort an den Schießscharten des Rundfunks Stellung. Jetzt legte er erst richtig los. »Ich glaube an Vorahnungen«, fuhr seine Orakelstimme fort. »Und offenbar bin ich nicht der einzige. Ich habe heute, genau wie Sie, die Rede des Regierungssprechers Jean Orelle gehört. Ich bin überzeugt, daß dieser Mann mit dem weltoffenen Herzen trotz seiner nüchternen Zurückhaltung meine Vorahnungen teilt: Die Emigrantenflotte wird Kurs auf Europa nehmen und unseren Garten Frankreich ansteuern. Und ich sage es offen: Ich hoffe, daß es so kommen wird. Ich möchte Ihnen die offizielle Verlautbarung der Regierung vorlesen, den großartigsten Text, den Frankreich seit der Verkündung der Menschenrechte der Welt geschenkt hat. Ich zitiere: >Da wir, menschlich gesehen, nicht das Recht haben, den Lauf dieser Flotte aufzuhalten, hat die französische Regierung beschlossen, mit ihren westlichen Partnern im Rahmen einer internationalen Zusammenarbeit einen Aufnahmeplan mit sozialistischer Struktur auszuarbeiten ...< Ende des Zitats. Das gibt Hoffnung, liebe Freunde! Das ist sie, die lang ersehnte universelle Gerechtigkeit! Erst mußten sich die Verdammten dieser Erde auf den Weg machen, damit die mächtige Gesellschaft des Westens nicht mehr wegsieht und endlich dem Elend ins Antlitz zu blicken wagt. Ach! Freunde! Was für ein herrlicher Tag! Glaubt ihr nicht, daß mit diesem Aufnahmeplan und der internationalen Zusammenarbeit der Augenblick gekommen ist, wo endlich auch jene Unglücklichen, die schon lange im Schoße unserer Überflußgesellschaft darben, integriert werden können?

Nun müssen wir vorausschauende Maßnahmen treffen, müssen unsere zwischenmenschlichen Beziehungen neu überdenken, müssen Gewinne aufteilen und Überschüsse investieren, Wir müssen unsere Wirtschaft auf Liebe statt auf Profit ausrichten, so daß jeder Mensch, angefangen beim Gangesflüchtling, sich seines Rechtes auf Glück versichert sein kann. Wir werden auf all das noch

zurückkommen. Aber einstweilen glaubt mir dies, liebe Freunde: Wir sind alle Menschen vom Ganges! Bis morgen.« - »Sie hörten die Abendnachrichten von Albert Durfort. Und nun zu einer Empfehlung für die Herren. Verbringen auch Sie ihre Wochenenden am liebsten auf dem Land? Lieben Sie die Jagd und ausgedehnte romantische Spaziergänge im Wald? Genießen Sie den Ausklang des Abends am prasselnden Feuer Ihres alten, gemütlichen Kamins? Dann ist unsere hochwertige Hirschlederkollektion genau das Richtige für sie! Hirschleder ist nicht nur eine Kleidung, in der man sich wohfühlt. Wer sich für Hirschleder entscheidet, wählt einen Stil für Kenner ...«

Marcel hörte das mit einer gewissen Befriedigung. Als Zerspanungsmechaniker bei Citroën trug er natürlich kein Hirschleder und ging auch nicht auf die Jagd. Er ging auch nie im Wald spazieren. Er trank lieber ein Bier mit seinen Kumpels an der Imbißbude bei der Autobahnabfahrt, und wenn ein Luxusschlitten vorbeifuhr, wünschten sie ihm einen Unfall. Es war ihm Wurscht, wie stilvoll es bei ihm zu Hause aussah. Wer zur Hölle braucht schon einen »alten, gemütlichen Kamin«? Sein ästhetisches Kennertum endete bei seinem Küchenherd. Allerdings war er für schicke Slogans nicht unempfänglich. Diese hochwertige Hirschlederbekleidung war zwar nichts für ihn, und er machte sich über sie lustig, aber daß es so etwas überhaupt gab, beruhigte ihn irgendwie. Am Stammtisch gab er einen prima Verbalrevoluzzer ab, aber sobald sich eine ernste Krise ankündigte, erschienen ihm die Krümel, die von den Tischen der Chefs und Ausbeuter in Hirschlederbekleidung für ihn abfielen, besser als gar nichts. Ohne es sich einzugestehen, hatte er begriffen, daß das Volk davon profitiert, wenn die Bosse Schotter haben und sich dafür abrackern, daß der Rubel rollt, zwischen ihren Jagdausflügen und eleganten Abendgesellschaften am alten, gemütlichen Kamin. Ab und zu mußte es halt seinen Anteil lautstark einfordern. Im Grunde genommen bewunderte Marcel die Zivilisation der Hirschlederbekleidung. Zumal ihm niemand vorschrieb, was er darüber zu denken hatte. Sollte man sie wirklich bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit zerschlagen, wie die Radikalinskis forderten? Auf gar keinen Fall! Zumindest er würde sich da raushalten. Würde er sie verteidigen? Auch das nicht. Soziale Ungleichheit verteidigt man nicht, selbst wenn man damit wesentlich besser lebt als andere mit sozialer Gleichheit. Das ist man sich als Mann aus dem Volke schuldig.

Überhaupt: Marcel dachte wie das Volk, und das Volk dachte wie Marcel. Es war zur Hälfte Durfort und zur Hälfte Hirschlederbekleidung, und die beiden paßten am Ende doch ganz gut zusammen, wie der Krug aus Eisen und der Krug aus Ton. Das Volk wird immer passiv bleiben, sowohl in die eine als auch in die andere Richtung. Wir sind zwar nicht mehr im Mittelalter, wo die ausgebeuteten Leibeigenen hinter die schützenden Mauern ihrer Herren flüchteten, wenn die Sturmglocke plündernde Banden ankündigte. Wenn die Truppen ihres Herrn - Verzeihung, ihres Arbeitgebers - Verstärkung brauchten, besetzten die Leibeigenen - Verzeihung, die Proletarier - die Schießscharten, und ihre Frauen brachten schon mal das Pech zum Kochen. Im Dienst des Schlosses lebte man mehr schlecht als recht, aber man lebte, während man nach einer Plünderung einfach vor Hunger starb. Marcel ist nicht dümmer als sein Vorfahr, der Leibeigene. Aber das Ungeheuer hat sein Gehirn gefrühstückt, ohne daß er es bemerkt hätte. Wenn die Emigranten vom Ganges nahen, um die Festung Europa zu plündern, wird Marcel gewiß nicht zu den Schießscharten eilen. Dafür gibt es doch Soldaten. Das ist ihr Job. Und wenn sie zurückweichen oder gar die Flucht ergreifen, wird Marcel nicht zur Verstärkung eilen oder für sie einspringen. Wenn die Schlösser unserer Zeit geplündert werden, wird er daneben stehen und zuschauen: die Schlösser mit ihren Mauern aus Stahl und Beton, mit ihren randvollen Vorratskellern, mit ihren Lagerhallen, die vor Konsumgütern überquellen, mit ihren Werkstätten, die Tag und Nacht in Betrieb sind, und mit ihren Brüstungen und Zugbrücken, über die ein lärmender, dichter Verkehr rollt, mit ihren fruchtbaren Äckern und

ihren Wehrtürmen voll Gold und Silber. Marcel ist unfähig, all das zu begreifen. Man hat ihn seines Selbsterhaltungstriebs beraubt...

An diesem Abend schlief Marcel, nachdem er seinen Durfort gehört hatte, gut ein. »Mach dir keine Sorgen«, sagte Josiane, »die Bosse werden für diese Typen aus Indien schon bezahlen. Klar wird es einem ein wenig mulmig zumute, wenn so eine Million Kerle unterwegs ist. Aber noch ist diese Armada weit weg. Jede Wette, sie schaffen es ohnehin nicht bis hierher. Andererseits, wenn sie wirklich so übel dran sind, wie alle sagen ... Ach was, papperlapapp!« Klappe zu, Affe tot. Danke, Durfort!

Für einen kurzen Moment zeigte sich eine winzige Chance, Durfort zu bremsen. Natürlich verstrich sie ungenutzt. Eine mehr in unserer traurigen Sammlung verpaßter Gelegenheiten. Sehen wir sie uns genauer an.

Nach seinem Ausspruch »Wir sind alle Menschen vom Ganges« bekam Durfort einen Anruf. Der Direktor des Radiosenders bestellte ihn in sein Büro. »Glauben Sie nicht, lieber Freund, daß Sie diesmal ein wenig zu weit gegangen sind? Ich schätze Ihre Eloquenz und Ihre Generosität.« ... die indes mit hunderttausend Francs pro Monat für fünf Minuten Eloquenz pro Tag generös vergolten wird, dachte der Direktor bei sich... »Aber wir sollten diese Sache nicht auf die leichte Schulter nehmen. Wenn wir allen Ernstes eine Million Hindus bei uns unterbringen - vorausgesetzt, sie schaffen es, zu landen, und vorausgesetzt, ich mache bis dahin nicht Ihre Sendung dicht -, dann wird man dieses Land nicht mehr wiedererkennen.«

»Genau darauf hoffe ich. Ich meine auch, was ich sage. Glauben Sie denn, ich rede nur um des Geldes willen?«

»Natürlich nicht, lieber Freund!« ... dieser Halunke! dachte der Direktor. Er glaubt auch noch an sein eigenes Geschwätz ... »Aber haben Sie auch die Folgen bedacht? Die Vermischung der Rassen, der Kulturen, der Lebensrhythmen? Die ungleichen Begabungen? Das Ende unserer ethnischen, oder, wenn Sie das Wort vorziehen, nationalen Identität?«

»Die Geburt des neuen Menschen steht bevor!«

»Reden Sie keinen Unsinn. Was denn für ein »neuer Mensch«, bitte schön? Sie machen diese Sendung um halb acht nun seit knapp zwei Jahren. Glauben Sie allen Ernstes, daß Ihre hehren Gefühle in so kurzer Zeit einen Einfluß auf die Natur des Menschen gehabt hätten? Sicher nicht!«

»Wozu brauchen Sie mich dann noch?«

»Zu Ihrem Unglück werde ich ehrlich sein. Ich brauche Sie, um die Massen zu unterhalten. Nach all den Astrologen, Heilpraktikern, Briefkastentanten, Psychoklempnern und Beziehungsberatern dürstet das Publikum auch nach Weltverbesserern, wie Sie einer sind. Verbessern Sie meinetwegen, soviel Sie wollen. Ihr Stoff reicht noch für mindestens zehn Jahre, wenn Sie ihn wohl dosieren, und wenn die Zuhörer nicht das Interesse an dieser Art von Unterhaltung verlieren. Aber lassen Sie die Finger von unserem Land. Besonders von unserem Wirtschaftssystem. Beide sind beileibe nicht perfekt, aber im großen und ganzen können wir damit zufrieden sein. Und wenn wir schon dabei sind: Darf ich Sie daran erinnern, daß auch Sie sehr gut davon leben, viel besser als all die Unterdrückten, denen Sie Ihr tägliches Menü vorsetzen? Begnügen Sie sich damit, alltägliche

Mißstände aufzuzeigen. Das reicht und wird vielleicht sogar, irgendwann einmal, zu etwas nütze sein.«

»Ich wußte, daß Sie hart, zynisch und gefühllos sind.«

»Danke für die Blumen. Mit anderen Worten: Ich bin ein Realist.«

»Ich glaube nicht, daß Sie ein böser Mensch sind. Aber weil Männer wie Sie das Sagen haben, muß unsere Gesellschaft von Grund auf verändert werden.«

»Nun gut, dann müssen Sie sich eben eine andere Plattform suchen. Es sei denn, Sie versprechen mir, mit Ihrer Kampagne für die Gangesflüchtlinge aufzuhören.«

»Niemals.«

»Na gut. Schauen wir uns mal Ihren Vertrag an. Eine saftige Abfindung im Falle einer Kündigung. Sie schauen eben auf Ihre Kohlen, was? Egal. Dann werden wir Sie eben auszahlen.«

»Sie werden überhaupt niemanden auszahlen. Ich bleibe. Lesen Sie bitte den Vertrag bis zum Ende durch. Sie haben die Förderung durch die Sponsoren vergessen. Etwa die Anbieter von Hirschleder, das Mineralölunternehmen PERTAL, die Uhrenfirma TIP, die Immobiliengesellschaft »Freude am Leben*, die Französische Zentralbank, der Klub »Horizont* und so weiter. Ich kann belegen, daß all diese Inserenten nur deshalb einen Vertrag mit Ihrer Rundfunkstation geschlossen haben, um die Sendezeit vor und nach meiner Sendung zu bekommen. Denken Sie daran, daß Sie diese Kunden niemand anderem als mir verdanken. Wenn Sie mich rauswerfen, werden Sie auch sie vergraulen. Das wird Sie Millionen von Francs kosten! Haben Sie denn so viel Geld? Es sieht schlecht aus für Sie ... «

»Ich werde Ersatz für Sie finden. So einzigartig sind Sie nun auch wieder nicht.«

»Sicher nicht. Aber im Vertrag steht nun mal mein Name. Und was die Flotte am Ganges betrifft, so werden Ihnen meine geschätzten Kollegen allesamt das gleiche Lied singen.«

»Nicht alle. Ich werde Pierre Senconac einstellen.«

»Senconac! Mein lieber Freund, Sie sind ganz schön weltfremd! Sie sollten wissen, daß man mit rechtslastigem Kram nichts verkaufen kann. Vor allem die extreme Rechte ist der absolute Quotenkiller. Die Werbefritzen und Sponsoren wissen das ganz genau. Was soll denn Senconac an meiner Stelle sagen? Ich kann es mir ausmalen. Wir müssen unsere Rasse und das Vaterland retten, selbst wenn es zu Grausamkeiten kommt. Laßt die Armada absaufen, jagt die Inder in die Wüste zurück, oder sperrt sie in Konzentrationslager ein ... Das klingt natürlich ausgesprochen unsexy, finden Sie nicht? Sie werden damit einen Bombenerfolg haben. Ihre Hörerzahl wird schlagartig auf Null herabsinken. Und die Moral von der Geschichte? Nur Weltoffenheit macht sich bezahlt. Wenn Sie noch Zweifel haben, dann rufen Sie doch mal die französische Zentralbank oder den Klub »Horizont* an und fragen Sie, was die von Ihrem Plan halten ...«

Das war nicht mehr nötig. Der Direktor wußte auch so, daß Durfort recht hatte. Er gab nach.

»Na schön«, sagte er nachdenklich. »Sie sind also mit anderen Worten so etwas wie ein Trojanisches Pferd. Wir haben ja schon eine ganze Kavallerie davon in unsere Mauern geholt. Selbst die Regierung ist voll mit Spitzengäulen dieser Art. Wissen Sie, kurz bevor Sie gekommen sind, habe ich mit dem Präsidialamt telefoniert. Man hat mir bestätigt, daß der von Jean Orelle verlesene Bericht der offiziellen Stellungnahme der Regierung entspricht. Das ist bedauerlich, aber ich habe trotzdem noch Hoffnung für die Zukunft meines Landes: eine generelle, daß es noch gerettet werden kann, und eine spezielle, daß ich Sie eines Tages doch noch loswerde. Denn nun habe ich endlich erkannt, wofür Sie wirklich stehen. Der Pressesekretär hat übrigens das Wort »offiziell* subtil, aber deutlich betont. Ich entnehme daraus, daß es auch einen inoffiziellen Standpunkt gibt, vermutlich den des Präsidenten, mit welchem die Pferde jedoch nicht einverstanden sind. Wer weiß, vielleicht ergreifen in letzter Sekunde doch noch die vernünftigen Leute das Ruder. Wenn überhaupt noch welche übrig sind ... Was nun Sie angeht, Durfort, so nehmen Sie sich in acht! Wenn Sie von der offiziellen Stellungnahme der Regierung nur um ein Jota abweichen, schmeiße ich Sie raus, ob mit oder ohne Ihre Inserenten. Im Augenblick kann ich nichts gegen Sie unternehmen. Mein Verwaltungsrat besteht nur mehr aus Lumpen, aber vielleicht überlegen sie es sich anders, wenn erst der Bammel kommt. Und sollte die Regierung ihre Meinung ändern und sich an unseren Sender wenden, um ihren Standpunkt publik zu machen, dann werde ich Sie sofort durch Senconac ersetzen. Ich hoffe, der Tag ist nicht mehr fern!«

Er war auch nicht mehr fern. Aber da war bereits alles zu spät. In Frankreich wurde erst dann eine andere Melodie gespielt, als das Volk vom Ganges bereits aus seinen Schiffen strömte. Die Gehirne waren aber bereits zerstört von all den mentalen Opiaten, die sie geschluckt hatten, weshalb die Gegenströmungen wirkungslos blieben. Wie das Beispiel der Sponsoren zeigt, hatten sich auch die Kapitalisten ihr eigenes Grab geschaufelt, denn sie hatten sich aus Profitgier massiv an der Drogenverteilung beteiligt. Vielleicht ist dies eine Erklärung.

Nachdem Mâchefer Durforts Rede angehört hatte, seufzte er: »Wenn ich daran denke, daß uns in zehn Minuten auch noch Boris Vilsberg beglücken wird! Da hilft nur noch ein guter Rotwein, am besten ein Juliénas. Sie sind noch zu jung, um sich daran zu erinnern, aber es gab eine Zeit, da redete man mit solchen Typen eine ganz andere Sprache ...«

Er unterhielt sich mit drei jungen Männern, die dicht gedrängt in seinem kleinen Büro saßen. Diese drei Studenten waren der ganze Redaktionsstab seiner kleinen Zeitung. Sie waren begabt und engagiert, wurden aber schlecht und häufig gar nicht bezahlt. Die Büromiete - drei Mansardenräume in der Rue du Sentier -, das Papier, die Setzer, der Druck, der Versand und die Telefonkosten verschlangen mehr, als der Umsatz der La Pensée nationale einbrachte. Von zehntausend gedruckten Exemplaren wurden viertausend verkauft, ein kümmerliches Ergebnis für eine Tageszeitung. Die paar Inserate reichten gerade noch aus, um die Versorgung mit Ju-liénas aufrecht zu erhalten. Der alte Mâchefer lebte von Nudeln oder ließ sich in die Studentenkantine einladen.

In den vier anderen Stockwerken des Gebäudes befanden sich auch die Druckerei und die Büros von La Grenouille, eines satirischen, linken Wochenblatts, Eigentümer des Hauses. Wenn Mâchefer am späten Abend zuviel Juliénas getrunken hatte und die einsame Treppe hochstieg, vergaß er nie, auf dem Fußabtreter der Redaktion von La Grenouille seine Blase zu entleeren. Das war fast schon ein Ritual. Jeder wußte, wer der Täter war. Der Herausgeber des Blatts seufzte, ließ den Treppenabsatz reinigen und schickte routinemäßig einen Praktikanten in den fünften Stock, um der Form halber zu protestieren. Aber damit hatte es sein Bewenden. Mit einer unerklärlichen Geduld

nahm er nicht nur stoisch die Verunreinigung des Fußabtreters hin, er gewährte Mâchefer auch noch weiterhin Unterschlupf und überließ ihm seine Drukkerei, trotz des Titels und der politischen Ansichten seiner Zeitung, und trotz der je nach Laune bezahlten Rechnungen.

Soviel Toleranz schien erstaunlich für einen linksradikalen Dogmatiker, sogar für einen mit Sinn für Humor. Aber Mâchefer beeindruckte das alles überhaupt nicht. Eines Tages, als er mal wieder zuviel Juliénas intus hatte und schon am helllichten Nachmittag genüsslich den Türvorleger voll pinkelte, stand plötzlich der Herausgeber von La Grenouille vor ihm.

»Diesmal ist das Maß voll, Herr Mâchefer!« sagte er.

»Was ist Ihr Problem?« erwiderte der alte Mâchefer mit einem leichten Lallen. »Das Aroma sollten Sie doch von Ihrem Käseblatt her gewohnt sein, oder? Jetzt stinkt es eben außen genauso wie innen. Wo ist da der Unterschied?«

Der andere hob die Stimme: »Sie wissen genau, daß Sie keinen Mietvertrag und keine Druckerei haben, und daß ich Sie noch heute abend hinauswerfen könnte, wenn ich wollte! Ich frage mich, warum ich es nicht schon früher getan habe?«

Mâchefer, dessen Geist standhafter war als seine Beine, erwiderte spöttisch: »Ich werde Ihnen sagen warum, mein lieber Herr Kollege! Weil ich Ihr Alibi bin. Ohne mich und ein paar andere letzte Mohikaner, die fast genau so übel dran sind wie ich, gäbe es keine Pressefreiheit mehr, weil es keine Meinungsunterschiede mehr gäbe. Eines Tages wird Ihnen auch das egal sein. Aber bis dahin brauchen Sie mich noch. Lassen Sie mich also bitte in Ruhe auf Ihren Türvorleger pissen, und belästigen Sie mich nicht mehr. Wenn Sie mich vernichten wollen, tun Sie sich keinen Zwang an. Sie müssen nur drei Stockwerke hochsteigen, um es mir zu sagen ... Ich erwarte wie immer Ihren Praktikanten. Meine Verehrung, Herr Herausgeber ...«

Bemerkenswert war an dieser Szene vor allem der nachdenkliche Blick des Herausgebers, als er in sein Büro zurückging. Am Tag X, während die Menschen vom Ganges zu Hunderttausenden aus den an der Küste gestrandeten Schiffen klettern, wird der Praktikant die drei Stockwerke hochsteigen und Mâchefer mitteilen, daß La Pensée nationale nicht mehr gedruckt werden könne und daß ihm der Herausgeber von La Grenouille zehn Minuten Zeit gebe, seine Sachen zu packen und sich zu verziehen. Der Leser möge diesen Vorgriff entschuldigen. Aber angesichts der komplizierten Verkettung der oft nur subkutan ablaufenden Ereignisse sollte man die Maulwürfe ins Auge fassen, wo sie sich zeigen. Das ändert alles nichts mehr am Endergebnis, aber vielleicht hilft es uns, zu verstehen ...

Wenden wir uns wieder dem Gespräch Machefers mit seinen Mitarbeitern zu. »Leider wird sich niemand finden, um Vilsberg und Durfort in ihren Betten zu ermorden«, fuhr er fort. »Wir haben unsere letzten Killer beim Kampf um unsre letzten Kolonien verloren. Was für ein Jammer! ... Laßt uns jetzt Vilsberg anhören, dann wissen wir, wie groß das Debakel inzwischen ist.«

Boris Vilsberg war kein Zorro. Wenn Durfort die Welt betrachtete, dann hatte er keinen Zweifel, was falsch oder richtig war, wogegen Vilsberg an allem und jedem zweifelte. Sie waren jedoch beide typische Vertreter unserer Zeit, die den systematischen Zweifel an allen Dingen zum Dogma erhoben hat. Vilsberg war gebildet, kultiviert, besaß eine grenzenlose Wissbegierde und eine außerordentlich feinsinnige Intelligenz. Seit er den Beruf des Intellektuellen ergriffen hatte, trug er

seinen Zweifel wie ein Kreuzerklasse vor sich her. Er hatte etwas Anrührendes an sich, zumal man ihm anmerkte, wie sehr er unter dem Verlust gewisser Grundwerte, die ihm noch etwas zu bedeuten schienen, ehrlich litt. Er war auch zu klug, um sich wie andere seiner Zunft in klischeehaften Floskeln zu ergehen, etwa: »Wir haben keine Alternative, wir müssen mit der Zeit gehen, selbst um den Preis schmerzhafter Schnitte, und neue zeitgemäße Denkformen finden«, und dergleichen. Viele fanden sich in seinen Gedanken wieder, vor allem jene, die sich für intelligent hielten oder es gerne sein wollten, und von dieser Sorte gibt es heutzutage nicht gerade wenige. Privat beklagte sich Vilsberg, daß man ihn missverstand, daß er doch nichts weiter beabsichtigte, als Fragen zu stellen und seinem Zweifel Ausdruck zu verleihen. Er war ein seltsamer Mensch, den niemand so recht verstand, und der trotzdem eine geistige Führungsrolle beanspruchte. Auch er war auf seine eigene, subtile Weise ein Diener des Ungeheuers, ein Gefangener der Sünde wider den Geist, vergiftet durch seine Droge, die Zweifel sucht, und daher wahrscheinlich unzurechnungsfähig. Tag für Tag, Monat für Monat zerpflückte und entstellte sein Zweifel die Dinge: die Ordnung wurde zum Faschismus, der Unterricht zum Zwang, die Arbeit zur Entfremdung; die Revolution war ein Volkssport, die Freizeit ein Klassenprivileg, Marihuana ein ganz gewöhnliches Genußmittel unter anderen, die Familie ein Gefängnis, der Konsum eine Form der Unterdrückung, der Erfolg eine Schande, der Sex ein banales Vergnügen, das Jugendalter eine permanente Anklage, die Reife eine Form der Senilität, die Disziplin eine Vergewaltigung der menschlichen Individualität, die christliche Religion ... der Westen ... die weiße Hautfarbe ... Boris Vilsberg klopfte alles ab, Boris Vilsberg zweifelte am Wert von allem. So ging das schon seit Jahren. Um ihn herum häuften sich die Trümmer eines alten Landes. Vielleicht ist dies eine Erklärung?

»Der französische Rundfunk empfiehlt Alpha-Uhren, damit auch Sie immer am Puls der Zeit bleiben. Sie hören die genaue Uhrzeit und die Nachrichten. Es ist 19 Uhr 45. Den täglichen Kommentar spricht Boris Vilsberg.« Mâchefer sagte nur ein Wort: »Juliénas!« und streckte dabei sein leeres Glas aus. Im Radio ertönte die bedächtige Stimme Vilsbergs. »Alle Kommentare zur Fahrt der Armada vom Ganges nach Europa, die ich bisher gehört und gelesen habe, zeugten von einer tiefen Mitmenschlichkeit und forderten rückhaltlose Solidarität mit den Flüchtlingen. Wie könnte es auch anders sein? Was mich aber gewaltig überrascht, ist der Umstand, daß kein einziger Kommentator die Gefährdung der weißen Rasse angesprochen hat, die tragischerweise zur Minderheit auf diesem Planeten schrumpft. Ich bin Weißer. Weißer und ein Mensch des Abendlandes. Wir sind Weiße. Wieviele insgesamt? Siebenhundert Millionen Individuen, die hauptsächlich in Europa leben. Uns gegenüber stehen mehrere Milliarden Nichtweiße, deren Zahl täglich anwächst. Bislang konnten wir eine Art Gleichgewicht aufrechterhalten, aber nicht mehr lange. Ob wir wollen oder nicht: Die auf uns zukommende Flotte bedeutet, daß die Zeit der Blindheit gegenüber der Dritten Welt unwiderruflich abgelaufen ist. Wie wird unsere Antwort lauten? Was sollen wir tun? Haben Sie sich dieser Frage schon gestellt? Ich hoffe es. Denn die Zeit drängt!«

»Der versteht sein Handwerk!« sagte Mâchefer. »Der bewährte Klammergriff. Alles gut beobachtet, alles klar verständlich aufbereitet, damit es jeder kapiert. Jetzt bekommen sie langsam Schiß. Als nächstes bräuchte er ihnen nur zu sagen, sie sollen auf die Menge schießen, und die Sache hätte sich erledigt. Aber leider ist es Vilsberg, der hier spricht. Dieser Idiot!«

»Ich weiß«, fuhr Vilsberg fort, »daß viele nicht wahrhaben wollen, wie ernst die Lage tatsächlich ist. Wir bilden uns ein, wir könnten Seite an Seite mit der Dritten Welt leben, und zugleich auf ewig in einem Zustand der globalen Segregation und Ausgrenzung verharren. Eine fatale Illusion! Denn die Dritte Welt ist eine unkontrollierbare Masse, getrieben vom Druck des Elends, das Millionen

verzweifelter Menschen zusammenschließt. Bisher sind alle Versuche, eine postkoloniale Ordnung zu schaffen, gescheitert. Seit heute früh stehen wir einem Impuls gegenüber, der Bewegungen einleiten wird, die niemand mehr aufhalten kann. Es mußte so kommen. Ich weiß, Sie werden mir immer noch nicht glauben. Sie denken, daß der Weg vom Ganges bis Europa noch weit ist. Vielleicht wird unser Land verschont. Vielleicht finden die westlichen Regierungen noch eine wundersame Lösung. Es steht Ihnen frei, die Augen zu verschließen. Aber wenn Sie sie dann wieder öffnen und an unserer Küste eine Million dunkelhäutiger Flüchtlinge erblicken, was machen Sie dann? Gewiß ist das alles einstweilen nur Spekulation. Nun gut, spekulieren wir ein wenig ...«

»Achtung, Kinder!«, sagte Mâchefer, »Jetzt kommt die Pirouette!«

»Nehmen wir einmal an, wir würden die Menschen vom Ganges aufnehmen, ob mit Widerwillen oder mit offenen Herzen. Wenn wir sie nicht töten oder in Lager einsperren wollen, bleibt uns nichts anderes übrig. Bis zu ihrer friedlichen Landung bleiben uns vielleicht noch vierzig Tage, höchstens zwei Monate. Bis dahin haben wir noch Zeit für Spekulationen. Ich schlage daher vor, daß wir uns ehrlich bemühen, uns an den Gedanken zu gewöhnen, mit Menschen Zusammenleben zu müssen, die völlig verschieden von uns sind. Ich lade Sie daher ein, morgen um die gleiche Zeit einzuschalten und an unserer neuen Sendung mit dem Titel »Armada-Spezial« teilzunehmen. Àlle Ihre Fragen, alle unsere Fragen, unter welchen Bedingungen eine menschliche und erträgliche Koexistenz von einer Million Neuankömmlingen mit fünfzig Millionen Stammfranzosen möglich ist, werden wir darin offen beantworten. Ich sage »wir«, denn Rosamunde Real wird mir bei dieser überwältigenden Aufgabe Hilfe leisten. Ich muß sie Ihnen wohl nicht weiter vorstellen. Sie alle kennen und schätzen ihren scharfen Verstand, ihre Lebensfreude, ihren Glauben an den Menschen und ihr tiefes Wissen um die Geheimnisse der menschlichen Seele ...«

»Meine Güte!« sagte Mâchefer. »Nicht schon wieder dieses Gutmenschenweib. Vor einem Mikrophon ist die zu allem fähig.«

»... Natürlich werden wir nicht allein sein. Rosamunde und ich haben, um Ihre Fragen beantworten zu können, Spezialisten aller Sparten eingeladen: Mediziner, Soziologen, Lehrer, Ökonomen, Ethnologen, Kirchenmänner, Historiker, Journalisten, Industrielle, hohe Staatsbeamte und so weiter. Bestimmte besonders delikate Probleme, zum Beispiel sexueller oder psychologischer Natur, oder auch Fragen, die den Rassismus betreffen, der in jedem von uns steckt, erfordern gründlichere Überlegung und weitere Spezialisten. Als gewissenhafte und reflektierte Menschen werden wir unser Möglichstes tun, um der Wahrheit gerecht zu werden. Und sollte am Ende dieses dramatischen Abenteuers, das heute früh an den Ufern des Ganges begonnen hat, kein einziger der Unglücklichen bei uns erscheinen, so werden wir zumindest eine der größten Shows in der Geschichte des Radios erlebt haben: ein Festival des Antirassismus im Zeichen der Mitmenschlichkeit. Glauben Sie mir, unser Aufwand wird in keinem Fall um sonst gewesen sein! Wer weiß - vielleicht wird aus dem Spiel eines Tages Ernst? Bis morgen!«

»Oh Volk!« sagte Mâchefer, »Du hast den Rundfunk, den du verdienst. Eine Show! Ein Spiel! Sie geben es auch noch zu! Panem et circenses. Aber wer erinnert sich daran, daß Juvenal dies verächtlich gemeint hat? Antirassismus ist schick und profitabel, solange er Spaß macht und eine Show bleibt. Das kennen wir schon von anderen Gebieten. Der Kampf gegen den Krebs? Eine Show. Die Sahelzone? Eine Show. Die Umweltverschmutzung? Eine Show. Und was weiß ich noch alles. Ihr seid wirklich unglaublich! Ihr schleift den gelangweilten Pöbel auf die Straße, damit er sich Solidaritätstickets kauft und irgendwelche Schmierenkomödianten bejubelt. Ihr verdonnert ihn

zu Lichtermärschen, die den Volkswillen bekunden sollen. Man verwandelt ganze Stadtviertel in Fußballteams, die um einen Menschlichkeitspokal wetteifern. Ein gigantischer Dauerkarneval der Eitelkeiten, der live ins Fernsehen übertragen wird. Um Mitternacht ist dann alles wieder vorbei. Alle hatten ihren Spaß, aber nichts hat sich verändert. Aber diesmal steht wirklich etwas auf dem Spiel, nämlich wir selbst. Das scheint niemandem aufzufallen. Sie werden weiter ihre Shows abziehen, ausufernder als je zuvor, denn diesmal haben sie einen besonders dicken Fisch an der Angel. Aber wenn dann der Katzenjammer kommt, wird es zu spät sein. Dann wird man merken, daß man fahrlässig alles verspielt hat, und nichts kann uns mehr retten. Kinder, jedenfalls dürfen wir das >Armada-Spezial< nicht versäumen. Das wird ein Knaller. Die Armee der Vollidioten wird die Ätherwellen besetzen, und das Land wird in einem Meer aus Dummheit ersaufen. Oh! Sie wissen, was sie tun!«

»Herr Mâchefer«, sagte einer der Studentenredakteure, »wir müssen diese Verschwörung aufdecken und alle, die noch aufrecht gehen, alarmieren. Wir müssen jetzt mit aller Kraft kämpfen ...«

»Mit viertausend verkauften Exemplaren? Daß ich nicht lache!« Das Telefon läutete.

»Hallo, spreche ich mit La Pensée nationale? Hier ist das Nachrichtenbüro des Auswärtigen Amts.« Es war Jean Perret, der kleine Staatssekretär, der seine Stimme verstellte, um unerkannt zu bleiben.

»Hier Chefredakteur Mâchefer. Sie wünschen?«

»Natürlich ohne irgendjemanden beeinflussen zu wollen«, fuhr die Stimme fort, »führen wir auf Wunsch des Ministers eine Presseumfrage durch, um die öffentliche Meinung über die Gangesflotte zu erkunden ...«

»Aha«, sagte Mâchefer, »Sie haben also Schiß!« Der Staatssekretär unterdrückte ein grimmiges Lachen. Schiß? Vielleicht. Aber Mâchefer merkte davon nichts. In Wahrheit handelte es sich auch nicht um eine allgemeine Umfrage. Perret wollte ganz einfach Machefers Meinung hören. »Nur eine kleine Sondierung der Lage«, sagte die Stimme Perrets, die sachlich klingen wollte. »Würden Sie uns kurz antworten, Herr Mâchefer? Welche Position wird La Pensée nationale einnehmen?«

Im Élyséepalast, zurückgezogen in seine Privaträume, wartete der Präsident auf die Antwort. Was hatte er heute schon alles über sich ergehen lassen müssen! Die jämmerliche Regierungssitzung, Orelles Pressekonferenz und schließlich die Ergüsse Durforts und Vilsbergs, die ihn geradezu in Rage versetzt hatten. Nun begriff er erst das ganze Ausmaß des Irrsinns, der die Meinungsmacher befallen hatte. Er hatte sich auf einiges gefaßt gemacht, aber dieses Gedöns schlug dem Faß den Boden aus. Gab es denn auf der anderen Seite wirklich niemanden, der widersprach?

Der Präsident rief Jean Perret unter seiner Privatnummer an: »Wundern Sie sich nicht über meinen Anruf«, sagte er, »und erzählen Sie bitte niemandem davon. Sie sind der einzige, dem ich in dieser Gangesgeschichte vertraue. Warum, brauche ich Ihnen wohl nicht zu erklären. Rufen Sie Mâchefer vertraulich unter irgendeinem Vorwand an und versuchen Sie, zu erfahren, ob seine Zeitung eine Stellungnahme abgeben wird. Es darf einfach nicht sein, daß bestimmte Dinge ungesagt bleiben. Angesichts des herrschenden Meinungsdrucks ist er der einzige, der noch den Mut hätte, die Dinge beim Namen zu nennen ...«

»Ihr Interesse ehrt mich!« bemerkte Mâchefer. Sein leicht ironischer Unterton verriet, daß er Verdacht geschöpft hatte. »Wollen Sie eine ehrliche Antwort haben?«

»Ich bitte darum«, antwortete die Stimme. »Also?«

»Ich werde überhaupt keine Position einnehmen. Kein Sterbenswörtchen werde ich äußern. Ich bin allein und schwach. Die anderen sind zahlreich und allmächtig. Ich habe nur noch eine einzige Kugel im Lauf, und meine Kanone hat nur eine geringe Reichweite. Wenn ich treffen will, muß ich als letzter schießen. In der Stunde der Wahrheit.«

»Nicht früher? Wirklich?« fragte die Stimme enttäuscht.

»Darauf können Sie sich verlassen. Ich werde allerdings jeden Tag auf der ersten Seite eine Weltkarte bringen, auf der man Asien, Afrika und Europa sieht. Mit einer punktierten Linie werde ich die wahrscheinliche Route der Flotte anzeigen, mit Endstation Frankreich, und mit einer fetten Linie den bereits zurückgelegten Weg. Ohne Kommentar, aber mit der Überschrift: »Noch x Kilometer bis zur Stunde der Wahrheit.< Das ist alles.«

»Ich danke Ihnen«, sagte die Stimme ...

Am nächsten Tag kam ein Eilbote in das Dachgeschoß von La Pensée nationale und verlangte Herrn Mâchefer persönlich. »Das bin ich«, sagte Mâchefer überrascht. »Einen Moment, bitte«, erwiderte der Eilbote, zog ein Foto aus seiner Tasche und verglich es mit Mâchefer. »In Ordnung«, sagte er. Dann legte er ein Paket auf den Schreibtisch und verschwand, ohne ein Wort zu sagen. In dem Paket fand Mâchefer zweihunderttausend Francs in gebrauchten Noten zu hundert Francs, dazu einen weißen Zettel, auf dem folgende mit Schreibmaschine getippten Worte ohne Unterschrift standen: »Warten Sie nicht zu lange!«

18.

In den Tagen der großen nationalen Kriege pflegte sich so mancher brave Patriot in seiner Küche oder seinem Wohnzimmer eine Landkarte aufzuhängen, auf der er jeden Abend den aktuellen Frontverlauf mit kleinen Papierfähnchen markierte. In Frankreich ist man spätestens seit 1940, als ein katastrophaler Wind die Fähnchen umblies, von diesem schönen Brauch abgekommen. Danach bliesen nur noch die Winde der Gleichgültigkeit. Für die kommenden Kriege interessierte sich fast niemand mehr, und diese Sitte wurde von den Vätern auf die Söhne vererbt und seither fromm beibehalten. Die tägliche Karte von La Pensée nationale, die unverhohlen an ein riesiges Operationsfeld und den Vormarsch einer Armee erinnern sollte, kitzelte die Masse so wenig, daß sich der Verkauf der Zeitung um kein einziges Exemplar erhöhte. Nach ein paar Tagen schlug ein Student, der die Rolle des Chefs vom Dienst ausfüllte, vor, die Schlagzeile aufzumotzen und zu schreiben: »Es ist Krieg! Die Front rückt näher!«

»Sicher ist Krieg«, sagte Mâchefer. »Aber das glaubt uns keiner. Ein Krieg, in dem der Feind waffenlos ist? Und einige tausend Kilometer von seinem Marschziel entfernt täglich Tausende Gefallene zu verzeichnen hat? Das Volk kann sich keine andere Art Krieg mehr vorstellen, als diesen einen, dessen man stumpfsinnig jedes Jahr gedenkt. Krieg? Der Franzose kann dieses Wort schwarz auf weiß auf acht Spalten verteilt lesen, ohne daß es ihn im mindesten berührt. Dazu müßte der Feind schon mit donnernden Kanonen vor seiner Nase stehen oder die Lebensmittelzuteilung

rationiert werden. Allerhöchstens bewirken wir einen mittelgroßen Hausfrauenansturm auf Zucker, Öl und Kaffee, oder daß ein paar Bälger auf den Straßen Krieg spielen. Lassen wir's also gut sein. Sobald all diese Hungernden an unserer Küste auftauchen, werden wir das Wort »Krieg* verwenden und hoffen, daß es dann einschlagen wird. Bis dahin sparen wir es uns auf. Jetzt ist ein anderes Wort wichtiger: »Wahrheit*. Wir leben in einer Zeit, in der man nur die Wahrheit wirklich fürchtet. Ein geheimnisvolles Wort, nicht wahr? Man weiß nie, was sich dahinter verbirgt. Oft will man es gar nicht wissen. Man meidet es. Aber es verbreitet trotzdem Angst. Das ist nicht unbedingt schlecht. Bei gesunden Völkern gibt es immer eine gewisse Anzahl von Menschen, die derart Angst haben, daß sie die Flucht nach vorn ergreifen und den Kampf aufnehmen. Ich hoffe, daß es diesen Typ Mensch noch gibt. Ich bezweifle es allerdings. Oder meinen Sie etwa, daß unser Volk noch gesund sei?«

Mâchefer stand mit seinen Ansichten keineswegs allein da. Im anderen Lager dachten die intelligentesten Köpfe genauso, allerdings mit entgegengesetzter Wertung. Vokabeln wie Konfrontation, Invasion, Rassenkampf, Schuld des Westens, Ende des Imperialismus und andere, die zu Beginn noch Konjunktur hatten, verschwanden jedoch bald aus dem Wortschatz der meisten Diener des Ungeheuers. Man sprach nun auch im Lager der Linken gerne von »Wahrheit«. Und die war angeblich süß! Man mußte sich gar nicht vor ihr fürchten.

Um sich an diesem Punkt nicht in Widersprüche zu verstricken, war es notwendig, das übliche rote Trommelfeuer auf das ach so widerliche Paradies des Westens für eine Weile einzustellen. »Paradies«? Aber ja doch! Das war sogar der Titel eines glänzenden Artikels von Clément Dio. Plötzlich war der Westen also auch in den Augen der Roten gar nicht mehr so »widerlich«, sondern ein Paradies, auf das wir Abendländer stolz sein konnten. Ein riesiges, flexibles, fruchtbares und unerschöpfliches Paradies, in das wir jetzt unsere hungernden Brüder einladen mußten, die in ihrer verzweifelten Suche nach Glück einen solch ergreifenden Eindruck machen. Interessanterweise hatte diese Art Propaganda zur Folge, daß auch die Streiks und Lohnforderungen unterbrochen wurden. Denn der westliche Arbeiter war sozusagen mit einem Federstrich offiziell ins Paradies versetzt worden, und dort streikt man nicht. Das entschieden zumindest die Köpfe der führenden Gewerkschaften, unter denen zwei oder drei sehr genau wußten, was sie taten. Diejenigen, die weniger Durchblick hatten, trotteten ihnen wie üblich kritiklos hinterher. Vielleicht ist dies eine Erklärung?

Am zweiten Tag schloß sich auch Durfort dieser neuen Linie an. Es schien unter allen Akteuren ein stummes, telepathisches Einverständnis zu herrschen, als hingen sie wie Marionetten an den Strippen des Tieres. Durfort sprach nicht mehr von einem »riesigen Gefängnis, das auf friedliche Weise rebelliert«, oder davon, »unsere zwischenmenschlichen Beziehungen neu zu überdenken«. Er erzählte einfache, rührselige Geschichten. Die meisten waren sogar wahr. Etwa über Kinder aus der Dritten Welt, die vor nicht allzu langer Zeit adoptiert worden waren und sich heute rührend um ihre alten französischen Eltern kümmerten. Oder über farbige Einwanderer, die sich musterhaft integriert hatten und als vorbildliche Staatsbürger im Gemeinderat saßen. Josiane und Marcel weinten vor Rührung. Inzwischen verabreichten Vilsberg und Rosamunde Real ihre subkutanen Injektionen in den fetten, weichen Hintern der Öffentlichkeit. Im »Armada-Spezial« schien alle Welt einer Meinung zu sein, Frager wie Befragte. Das vom Rundfunk passend gecastete »französische Volk« war einhellig der Ansicht, daß Hautfarben nur Äußerlichkeiten seien, die Seelen der Menschen darunter aber gleich. Im Laufe der ersten Sendungen hörte man nur ein einziges Mal einen Mißton. Ein Zuhörer rief an und stellte sich als »Hamadura, französischer Inder« vor. »Oder Franzose aus Indien, wenn Sie so wollen.« Er war in Pondicherry geboren, als es noch französisch war. »Herzlich

willkommen, Herr Hamadura«, sagte die formidable Rosamunde, »Sie sind also die Vorhut, der lebendige Beweis dessen, was möglich ist...«

»Daß ich nicht lache. Oder weine«, unterbrach sie brüsk der herzlich willkommene Hamadura. »Ich möchte lieber die Nachhut sein, am besten der letzte indische Einwanderer überhaupt. Sie kennen mein Volk nicht, nicht seinen Schmutz, seinen jahrhundertealten Fatalismus, seinen idiotischen Aberglauben und seine atavistische Fortschrittsfeindlichkeit. Sie haben keine Ahnung, was Sie erwartet, wenn diese Flotte von Primitiven auf Sie zukommt. In Ihrer Heimat, die auch die meinige geworden ist, wird sich durch diese Menschen alles ändern, und mit ihnen werden Sie alles verlieren. Sie ...«

Erschrocken drückte Rosamunde auf den roten Knopf vor sich, eine Stoppvorrichtung, mit der man lästige Gesprächspartner ausschalten konnte. Vilsberg blendete sich sachte ein. »Eine verständliche Reaktion, liebe Rosamunde«, bemerkte er. »Ich glaube, der Herr hat wirklich alles gesagt, was er uns zu sagen hatte. Seltsam, daß er Inder sein soll. Sicher werden wir dafür noch eine Erklärung finden. Was halten Sie davon, meine liebe Soziologin?«

Die Soziologin dachte kurz nach. Dann zog sie alle Register: »Ein neurotischer Selbsthaß, bis hin zur Verleugnung der eigenen Rasse ... Kastenrassismus, der bei den indischen Völkern häufig vorkommt. Es würde mich nicht wundern, wenn die Haut dieses Herrn sehr hell wäre und er der bürgerlichen Welt der Brahmanen angehörte ...«

Durch eine Panne in der Telefonzentrale hörte man plötzlich Herrn Hamadura lachen: »Ich bin mindestens so schwarz wie ein Neger«, sagte er. »Das ist ja übel!« bemerkte die Soziologin, während Rosamunde endgültig die Leitung trennte. »Wir haben hier ein klassisches koloniales Phänomen vor uns, nämlich eine iden-tifikatorische Assimilation in die führende Oberschicht und als Folge die Verachtung des Volks, von dem man abstammt. Der Hund des Weißen haßt den Schwarzen. Das ist bekannt.« Damit war das Thema erledigt. Wir aber werden Herrn Hamadura später wiederbegegnen ...

Wie immer war Clément Dio mit seiner Zeitschrift La Pensée nouvelle der Star der Debatten. Seine brillante Sondernummer über »Die Kultur des Ganges« gab allen Möchtegernintellektuellen des Landes reichlich Futter zum Besserwissen. Namhafte Experten schrieben darin über die Kunst, Literatur, Philosophie, Geschichte, Medizin, Moral sowie die sozialen und familiären Sitten der Inder. Kein Aspekt wurde ausgelassen. Insbesondere wurde betont, wie sehr die Menschen des Ganges immer schon unsere Kultur bereichert hätten (etwa in den Bereichen Sakralmusik, Theater, Tanz, Yoga, Mystik, Kleidungsreform, Schmuck und Kunsthandwerk), und wenn man auf der letzten Seite angelangt war, fragte man sich, wie man so lange auf diese Menschen hatte verzichten können! Blieb uns geistigen Söhnen der Griechen und Römer, der christlichen Mönche und der Barbaren des Ostens noch etwas anderes übrig, als unsere Pforten dem Ganges zu öffnen, um unsere Kultur der letzten Veredelung zuzuführen? Und war sein tiefgründiger Humanismus nicht das ideale Gegengift zum Materialismus, der heute alle Bereiche unseres Lebens beherrschte? Der Artikel lehnte sich ziemlich weit aus dem Fenster, aber das überraschte niemanden, denn er stammte schließlich von Clément Dio.

Das Paradies im Abendland, die Armada der letzten Chance, die Kultur des Ganges als Beitrag zur humanistischen Veredelung - mit diesen drei geschickt ineinander verkoppelten Motiven führte die Presse ihren Kreuzzug. Die geblendete Öffentlichkeit schluckte ihre Storys bereitwillig, zumal man

seit drei Tagen nichts mehr von der Flotte gehört hatte. Zuletzt hatten Fischer aus Madras sie ungefähr auf dem zwölften nördlichen Breitengrad gesichtet. Das war immerhin etwas Konkretes, im Gegensatz zu den spärlichen amtlichen Nachrichten, denen allein man kaum entnehmen konnte, daß sich hier eine Art Weltrevolution vorbereitete. Das Tier wetzte sich daran mit Wohlbehagen die Klauen. Der Papst gab eine sentimentale Erklärung ab. Einige sozial gesinnte Bischöfe, unter ihnen der Erzbischof von Paris, stellten zusammen mit bestimmten weltlichen Hilfsorganisationen die treuesten Fußtruppen des Tieres. Das reichte erst einmal für den Prolog des Dramas. Auf Initiative Jean Orelles hin hielt die »Kommission für internationale Zusammenarbeit zur Rettung der Gangesflüchtlinge« in Paris ihre erste Sitzung ab. Die darin tätigen Funktionäre waren mit allen Wassern gewaschene Ratten aus dem Käse der UNO, der FAO, der UNESCO, der UNICEF, der UNRRA und der WHO. Sie beherrschten ihr Handwerk vorzüglich, vor allem die Tricks zur Erhaltung ihrer eigenen, üppig vergoldeten Existenz. Sie kamen überein, erst einmal abzuwarten.

Die einzige bemerkenswerte Reaktion des Auslands kam aus Australien. Die Australier nahmen in ihrem asiatisch dominierten Eck des Erdballs eine Sonderstellung ein, da sie der weißen Rasse angehörten. Als Vertreter des Westens leben sie in ihrem riesigen, leeren Land wie Krösusse, denen ein unerschöpflicher Reichtum an Minen und Viehherden zur Verfügung steht. Aber sie können auch geographische Karten lesen. Bei ihrer Ausfahrt vom Ganges schien sich die Armada zunächst nach Süden, Richtung Indonesien, zu wenden. Es genügt die Durchfahrt durch die Meerenge von Timor, und Australien kommt in Sichtweite. Im pazifischen Krieg war dies die Marschroute der Japaner, die allerdings rechtzeitig an der Meerenge aufgehalten wurden. Glückliche, aber verwundbare Völker sind geübt darin, ihre Angst herunterzuspielen. Die australische Regierung tagte wie jeden Dienstag in Canberra. Ganz nach Vorschrift. Sie gab eine Erklärung heraus, deren Tonfall betont sachlich und beiläufig gehalten war. Eingestreut zwischen verschiedene andere Texte, stand darin zu lesen: »Die australische Regierung hält es für geboten, daran zu erinnern, daß der Zuzug von Ausländern unserem Einwanderungsgesetz unterliegt, das weder übertreten werden darf noch abgeschafft werden kann.« Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Wenn man aber die strenge Handhabung dieses Gesetzes kennt, das alles, was gelb, schwarz oder braun ist, inklusive der eigenen Eingeborenen, unbarmherzig zurückweist, so begreift man die Botschaft der australischen Regierung an ihr Volk. Man forderte es mit anderen Worten implizit auf, sich gegen das Mitleid und gegen die draußen auf dem Meer schwimmende Flotte zu wappnen.

Australien ist ein freies Land, und seine Pressemeldungen werden nicht zensiert. Daher ging die besagte Nachricht rasch rund um die Welt. In den kränksten westlichen Ländern wurde sie, begleitet von gehässigen Kommentaren, als »rassistisches« Glaubensbekenntnis verdammt. Das Tier begriff sofort, daß sich die Auseinandersetzungen nun massiv ausweiten würden. Die australischen Botschaften in London, Paris, Washington, Rom und Den Haag wurden von Massen von struppigen, aber diszipliniert auftretenden jungen Leuten belagert, die schrien: »Kein Rassismus, kein Faschismus! Wir sind alle Menschen vom Ganges!« Mit Ausnahme von Washington, wo die »Bullenschweine« noch einige bedauerliche, schlagkräftige Gewohnheiten aus dem »langen, heißen Sommer« der Studentenrevolte beibehalten hatten, begnügte sich die Polizei, die Botschaften fest abzuriegeln. Seit langem wagte es keine demokratische Regierung mehr, im Namen des Rassismus den Gummiknüppel zu schwingen. Es wäre auch nicht nötig gewesen. Die Demonstranten beschränkten sich friedlich auf ihre Kundgebung, ohne etwas zu zerschlagen oder irgendjemanden zu bedrohen. Man sah sogar ganze Gruppen geordnet vor roten Verkehrsampeln warten.

Schon seit geraumer Zeit hatte auch das Tier begriffen, daß offene Gewalt kontraproduktiv wirkt und die Öffentlichkeit nicht nur abschreckt, sondern ihr die Augen für seine wahre Natur öffnet. Die

einzige Gewaltanwendung, die es zuließ, beschränkte sich auf die symbolische Ebene, die moralisch aufgeladen und legitimiert wurde. Da wurden etwa Kunstwerke gestohlen und gegen Lösegeld zurückgegeben, das irgendeinem armen Volk zufloß. Oder Flugzeuge entführt, deren Passagiere man gegen Medikamente, Lebensmittel und Kleider freigab. Oder Banken ausgeraubt, um Katastrophen- oder Bürgerkriegsopfern zu helfen. Humanitäre Gewalt also, nichts anderes als eine Benefizveranstaltung mit anderen Mitteln. Wer sich seinen gesunden Menschenverstand bewahrt hatte, griff sich an den Kopf. Dreiste moralische Verdrehungen dieser Art waren solchen Leuten unbegreiflich. Auch wenn sie der Meinung waren, daß der gute Zweck keineswegs die Mittel heiligt, so hüteten sie sich den noch, dies öffentlich auszusprechen. Sie hätten sich damit in der Tat selbst in die Gefahr gebracht, zur Zielscheibe zu werden. Die Gewalttätigkeit des Tieres richtete sich schließlich schon gegen kleinere Vergehen an der sozialen Gleichheit: ein Lebensmittelhändler, der in einem Armenviertel überfallen und verprügelt wurde; afrikanische Obdachlose, die leerstehende Wohnungen besetzten, während die Besitzer auf Urlaub waren; gestohlene Waren, die an die Bewohner eines Slums verteilt wurden; Finanzhaie, mit denen ein illegales »Volksgericht« kurzen Prozeß machte; oder ungerechte und unbeliebte Arbeitgeber, die gekidnappt und in Geiselhaft gehalten wurden ...

Nein, niemand protestierte. Und die Justiz, die unsicher geworden war und nicht mehr wußte, ob die Gesetze zur Schikane oder zum Schutz der Gesellschaft da sind, billigte den Angeklagten regelmäßig mildernde Umstände zu, worauf sie unbehelligt und mit einem Heiligenschein versehen die Gerichtssäle verließen. Stattdessen verhöhnte man die Männer und Frauen, die noch an Recht und Ordnung glaubten - mit anderen Worten: fast die ganze Nation. Die teuflischen Machenschaften des Tieres hatten also auch die westlichen Polizeibehörden und die Justiz unter seine Kontrolle gebracht. Derart abgesichert, konnte es sich in aller Ruhe seiner Hauptbeschäftigung widmen, der Manipulation der »öffentlichen Meinung«. Einmal mehr wurde der Öffentlichkeit ein getrichtert, daß Selbstverteidigung mit »Rassismus«, dieser schlimmsten Plage der Menschheit, gleichzusetzen sei.

Die öffentliche Meinung hätte stattdessen begreifen müssen, daß die Existenz des Abendlands ernsthaft gefährdet war. Die Entscheidung der australischen Regierung hätte da bei unter Umständen helfen können, aber die europäische Presse berichtete nur in äußerst verzerrter und hetzerischer Form über sie. La Pensée nouvelle stand hier natürlich wieder an vorderster Front. Aus seinem Kontext gerissen, wurde das australische Einwanderungsgesetz zu einer propagandistischen Waffe umgeschmiedet, die genau das attackierte, was es schützen wollte: die weiße Welt. Erinnern wir uns an die Maßnahmen der westlichen Schiffahrtsgesellschaften, die nach der Pressekonferenz des Ministers ihre Schiffe anwiesen, sich für mehr als achtundvierzig Stunden außerhalb der Route der Emigrantenflotte zu bewegen. Das war sicher grausam, aber gesund, denn es geschah aus Selbstschutz. Doch im Schicksalsbuch des weißen Menschen stand offenbar geschrieben, daß vernünftige Geistesblitze und Anfälle von Mut oder schlichtem Selbsterhaltungswillen einsame, verborgene oder fehlgeleitete Ausnahmen bleiben sollten, die nicht imstande waren, sich zu einer vereinten Kraft zu ballen. Vielleicht ist dies eine Erklärung.

Das australische Einwanderungsgesetz wurde rasch zum Schnee von gestern, als die Flotte ihren Kurs änderte und Richtung Südwesten steuerte. Die Welt erfuhr davon, als die Armada durch die Meerenge von Ceylon fuhr. Sie wurde auf der Höhe von Thoothukudi am Westausgang der Meerenge gesichtet, zwischen der Südspitze Indiens und der großen Insel. Ein Hubschrauber der Associated Press, gespickt mit Teleobjektiven und Weitwinkelkameras, überflog sie etwa zwanzigmal in geringer Höhe. Unter den Aufnahmen, die in der ganzen Welt erschienen, lösten

etliche erhebliche Bestürzung aus. Sie hatten die Kraft, empfindliche Gemüter zu bewegen, ohne sie durch allzu großes Entsetzen zu lähmen. Eine sehr seltsame Sache war allerdings die Großaufnahme eines mißgestalteten Wesens auf der Kommandobrücke der India Star. Mit einer Kapitänsmütze auf dem Kopf saß es auf den Schultern eines baumlangen Hindus und blickte mit starren Augen auf das Meer, Diese unerträglich realistische Aufnahme ließ einem in der Tat das Blut in den Adern gefrieren. Sie wurde weltweit nur sechsmal veröffentlicht, noch dazu in wenig gelesenen, politisch übel beleumundeten Zeitungen wie La Pensée nationale. Vielleicht haben auch einige einflußreiche Anbeter des Tieres rechtzeitig die verheerende Wirkung des Fotos erkannt und umgehend seine weitere Verbreitung verhindert. Oder es hat eine Art Selbstzensur der großen westlichen Blätter mitgewirkt. Wie es auch gewesen sein mag: Der Großteil der Öffentlichkeit bekam das Foto niemals zu Gesicht. Vielleicht ist dies eine Erklärung ...

Noch eine Anekdote am Rande, der Vollständigkeit halber. In Paris stieß Mohammed, der »einäugige Kadi«, an einem Kiosk am Nordbahnhof durch Zufall auf La Pensée nationale. Auf der Titelseite sprang ihm sofort die Mißgeburt ins Auge. Er kaufte die Zeitung, schnitt das Foto aus, heftete es mit vier Reißzwecken an die Wand seiner Küche und sagte triumphierend zu seiner Frau: »Ist er nicht schrecklich, dieser Bruder, der zu uns kommt? Wenn der hier landet, dann ist die Scheiße am Dampfen!«

So ähnlich dachten auch die Diplomaten und Studenten der Dritten Welt, zu deren Lebensstil inzwischen der Mercedes und die komfortablen Studentenresidenzen ebenso gehörten wie der Zweireiher, die Botschaftsempfänge, die weißen Laken und der soziale Aufstieg. Welten trennten sie von der Horrorgestalt der India Star. Trotzdem stürzten sie sich auf die Landkarten und setzten kleine Papierfähnchen darauf, als ob sie den Pfad ihrer eigenen Rache markieren wollten. Ein merkwürdiges Phänomen, das die gesamte soziologische Mannschaft um Boris Vilsberg in Ratlosigkeit gestürzt hätte. Das waren wohlgemerkt Leute, die ihre Ferien in den Spa-Hotels von Vichy verbrachten, Leute, die allenfalls über die Kakaobohnen in ihren Cocktails mit ihren Herkunftsländern verbunden waren, Leute, denen es peinlich war, ihre alte Mutter im Heimatdorf zu besuchen, weil sie immer noch auf ihren Fersen hockte. Und dieselben Leute wünschten nun nichts inniger als den Zusammenbruch einer Welt, in der sie es endlich zu etwas gebracht hatten! So hartnäckig tief können sich Haß und Neid in die Seelen der Menschen krallen. Die Hunde der Weißen wechselten einfach die Seite. Sie stimmten laut bellend in das allgemeine Konzert ein. Aber in der Stunde der Wahrheit werden wir sehen, wie sie sich wieder in ihre Hundehütten verkriechen werden, zweifellos, um dort den Haß zu verbergen, der sich letzten Endes gegen sie selbst richtete ...

Die Armada der letzten Chance ließ unterdessen die Meerenge von Ceylon hinter sich, und die Welt verlor erneut ihre Spur.

19.

In seinem langen Bericht, den der Journalist der Associated Press seinen vom Hubschrauber aus gemachten Aufnahmen beifügte, erwähnte er den entsetzlichen Geruch, der über dem Meer lag und die Armada einhüllte wie eine dicke Wolke. »Es war erstickend. Der Pilot und ich haben unsere Taschentücher mit Gin getränkt und als Atemmasken benutzt. Es roch genau wie Sch...!«

Auch dieser Satz wurde nie veröffentlicht. Die Flotte schwamm seit achtundvierzig Stunden im Indischen Ozean und näherte sich den Lakkadiven und dem zehnten Grad nördlicher Breite, als eine

Brise aus dem Westen diesen entsetzlichen Geruch über die ganze Küste von Malabar bis Kap Komorin verbreitete. Die Menschen in dieser Gegend hoben die Nase zum Himmel und atmeten die vorüberziehende Wolke mit ungläubigem Entsetzen ein. Ein zäher, alles durchdringender Verwesungsgestank überzog Land und Städte und erinnerte noch lange an die Durchfahrt der Flotte. Er war so stark, daß er sogar den üblichen Geruch des trockenen Kuhmists aus Millionen von Feuerstellen verdrängte, den Millionen von indischen Frauen als Brennmaterial für ihre tägliche, magere Küche verwendeten. Der auswandernde Ganges stank, wie Indien noch nie gestunken hatte.

Die Flotte hatte indessen mit einem großen Problem zu kämpfen. Dank der Genügsamkeit der Passagiere war der Reis ausreichend; was jedoch fehlte, war das Wasser, um ihn zu kochen. Das betraf immerhin eine Million Menschen auf hundert Schiffen täglich. Vom ersten Tag an entstand Unruhe. Die armselig ausgestatteten Schiffsküchen waren nicht imstande, die Tausenden von Individuen zu bekochen, die sich bei jeder Gelegenheit stritten und gegen jede Disziplin auflehnten. Es bildeten sich »Clans«, »Stämme« und »Familien«, die sich für die Dauer der Reise zusammentaten und ihre geographischen Herrschaftsbereiche absteckten, sei es auf dem Vorderdeck, auf dem Achterdeck, im Zwischendeck oder im Maschinenraum. Jede dieser Gruppen organisierte sich eine eigene Kochstelle. Auf den größten Schiffen wie der India Star oder der Calcutta Star zählte man bereits auf der Höhe von Ceylon mehr als hundert improvisierte Herde, wo man täglich den Reis in Gefäßen aller Art, in Kasserollen, Kesseln oder Konservenbüchsen kochte. Als Brennstoff benutzte man alles, was irgendwie aufzutreiben war. Schon bei der Abfahrt war das Holz knapp gewesen. Jetzt wurde alles mögliche verheizt: die letzten Rettungsboote, die Bettgestelle, die Schiffsbohlen, die Kabinentüren der Wachen und Offiziere, ja sogar die wenigen Bücher der Schiffsbibliothek. Es bedurfte der ganzen Autorität des Kotkäfers, damit die Seekarten, die nautischen Handbücher und die Holzkästen für die Sextanten verschont blieben. Dennoch hätte der Bedarf für die Herdstellen bis zum Ende der Reise ausgereicht, wenn nicht die Scheiterhaufen gewesen wären.

Indien verbrennt seine Toten. Die Armada verbrannte die ihrigen seit der Abfahrt. Natürlich nur diejenigen, die an Bord gestorben waren. Die ins Wasser gefallenen säumten wie Flohschwärme ihre Ränder. Es starben viele. Besonders Greise und Kinder, die schon ausgehungert und erschöpft waren, bevor sie das Schiff betreten hatten, gelangten ans Ende ihrer Widerstandskraft, die noch einmal von einer wahnwitzigen Hoffnung befeuert worden war. Auf den Brücken der Schiffe nahm der fahrende Ganges die Tradition der gräßlichen Leichenverbrennungen von Benares wieder auf. Es waren Verbrennungen für Arme, auf dürftigen, schlampig geschichteten Scheiterhaufen, unter Verwendung von altem Packmaterial, rostigen Planken und Lukenhauben, wobei die Leichen, besonders die feuchten Eingeweide, nie ganz verbrannten, was einen bestialischen Gestank hinterließ. Immer wieder purzelten Körperteile aus den viel zu kleinen Scheiterhaufen. Köpfe mit versengten Haaren rollten der kauernden Menge vor die Füße. Die Leichenverbrenner scharrten die verkohlten Fleischmassen mit Bootshaken zusammen. Aus den Brandstellen floß Menschenfett. Andere suchten mit Schaufeln in der Asche nach noch nicht ganz verbrannten Holzstücken, um die verglimmende Glut erneut zu entfachen. Nach der Durchfahrt durch die Meerenge von Ceylon erloschen die Scheiterhaufen mangels Brennstoff, und ebenso ging das Feuer unter Hunderten von Reistöpfen aus. Indien ist die Schwester des Todes und die Mutter seiner Toten. Stille legte sich über die ganze Flotte, während der Kotkäfer das stumme Orakel, sein monströses Kind, befragte. Aus dem offenen Loch seines Mundes floß in Fäden bläulicher Speichel. »Man werfe die Toten ins Meer!« befahl der Kotkäfer.

Und der Reis? Dieses Problem bedurfte keiner besonders originellen Lösung. Jeder Inder wußte, was zu tun war. Da keine Kuhfladen zur Verfügung standen, verbrannten die meisten eben ihren eigenen Kot nach einer dreitausend Jahre alten bäuerlichen Technik. Auf den Decks entstanden Werkstätten, wo bizarre Köhler, meist Kinder, auf den Fersen hokkend mit den Fingern die Kothaufen kneteten, die man ihnen brachte. Diese wurden zusammengedrückt, um die Flüssigkeit herauszupressen, und anschließend zu einer Art Eierbriketts geformt, wie wir sie früher für unsere Öfen benutzten. Die tropische Sonne tat ein übriges. Sie erhitzte die Metallböden der Brücken, die von der Menge geräumt wurden, um in Trockenöfen verwandelt zu werden. So entstand aus Tausenden von stinkenden Briketts ein brauchbares Brennmaterial. Andere Kinder dienten als flinke, gewitzte Lieferanten. Auf der Lauer liegend spähten sie nach dem Mann oder der Frau, die sich anschickten, die menschliche Defäkationsstellung einzunehmen, und schwupp! sprangen sie ihnen im entscheidenden Moment zwischen die Beine, bemächtigten sich der kostbaren, noch warmen Materie und brachten sie den Kotknetern. Auf diese Weise konnte die Armada während der ganzen Reise ihren Reis kochen, verbreitete aber diesen schrecklichen Gestank über dem Meer, von dem der Journalist erzählt hatte und der sogar Schiffe heimsuchte, die von der Flotte meilenweit entfernt waren.

An Bord verlief das Leben geradezu pflanzenartig. Essen, schlafen, Kräfte schonen, von der Hoffnung träumen und vom Paradies, wo Milch und Honig fließen und stille, fischreiche Flüsse die erntenreichen Felder bewässern. Nur die nach Kot jagenden Kinder, die überall mit vollen Händen herumsprangen, brachten Abwechslung in die unbeweglichen Menschenmassen, die auf den Brücken der Schiffe lagen wie aufgebahrte Gefallene am Abend nach der Schlacht. Hitze, Untätigkeit und die Sonne, die auf Haut und Gehirn wie eine Droge wirkte, dazu das mystisch erregte Klima, das die Menge umgab und besonders die natürlichen Neigungen eines Volkes, für welches Sex nie Sünde war: dies alles hatte zur Folge, daß das Fleisch zu kochen anfing. Langsam häuften sich in der Masse der Herumliegenden gewisse Bewegungen. Bald glichen die Decks den Basreliefs der Hindutempel, die Touristen, die weniger wegen der Schönheit und der Anmut der Skulpturen gekommen waren, ergötzten oder beschämten. Hände, Münder, Hintern und männliche Sexualorgane erhoben sich aus dem Meer der Körper. Wellen von Liebkosungen durchschauerten die weißen Tuniken. Jugendliche Leiber gingen von Hand zu Hand. Noch minderjährige junge Mädchen schlummerten, Kopf an Fuß, eng umschlungen, in einem weichen Durcheinander von Armen, Beinen und aufgelösten Haaren. Männliche Glieder verschwanden in tiefen Mündern, langgestreckte Zungen öffneten fleischige Spalten, Frauen befriedigten mit der Hand ihren Nachbarn. Über Körper, Brüste, Hintern, Schenkel, Lippen und Finger flößen Ströme von Sperma. Die Leiber kopulierten miteinander, aber nicht zu zweit, sondern zu dritt, zu viert oder in ganzen Fleischesfamilien, gerieten in eine wollüstige Ekstase, Männer mit Frauen, Männer mit Männern, Frauen mit Frauen, Männer mit Kindern und Kinder unter sich, die mit ihren kleinen Händen das ewige Spiel der sinnlichen Freude spielten. Hagere Greise spürten wieder das Feuer einer verloren geglaubten Kraft. Aller Augen schlossen sich selig, während über ihre Lippen das gleiche glückliche Lächeln huschte. Man hörte nur das Rauschen des Meereswinds, das Schnaufen der Körper und manchmal einen Aufschrei, ein Seufzen, ein Stöhnen oder eine Aufforderung zu einer anderen Körperlage, der eine neue Vereinigung folgte. In dieser Orgie aus Scheiße und Lust und Hoffnung bewegte sich die Armada der letzten Chance Richtung Westen.

20.

Der Ozean war der Jahreszeit entsprechend ruhig. Eine breite Dünung ohne Störungen ließ die Elendsflotte gemächlich vorwärtskommen. Unter den vielen Erklärungen, die wir seit Beginn dieser Erzählung zu geben versucht haben, müssen wir eine hervorheben, der womöglich ein größeres Gewicht als allen anderen zukommt: die merkwürdige, anhaltende Ruhe des Meeres während der beinahe sechzig Tage langen Fahrt. Man hätte glauben können, daß die Hand Gottes über den hundert Schiffen ruhte. Nur ein einziges sollte im Laufe der Reise verloren gehen, wodurch die Gläubigen und Eingeweihten um so ehrfürchtiger an Seine Allmacht glaubten, als Er die weiteren neunundneunzig unbeschadet ans westliche Ufer führte. Wollte Er dem Volk der Weißen ein Zeichen seines Triumphes geben? Oder wollte Er es prüfen? Auf daß es, um sich wieder Seinen Schutz und Seine Gunst zu verdienen, über Nacht eine unbarmherzige Seele zurückgewönne, wie es einem erwählten Volke ziemte? Wer weiß? Vielleicht erfahren wir es in einer anderen Welt.

Mitten im im ruhigen, blauen Wasser des Indischen Ozeans, zwischen den Lakkadiven und der Insel Sokotra, sank der kleine Flußdampfer, der das Schlußlicht der Flotte bildete, plötzlich ab. Das für den Ozean ungeeignete und überladene Schiff hatte schon seit der Abfahrt vom Ganges Schwierigkeiten gemacht. Seinetwegen mußte die Flotte immer wieder das Tempo drosseln und warten, bis es aufschloß. Die Mißgeburt konnte zwar weder sprechen noch die Augen bewegen, hatte aber ein feines Gehör. Jedesmal, wenn die alten Maschinen der India Star mit einem Ächzen stoppten, weil der Flußdampfer wieder einmal außer Sichtweite geraten war, befiel ein nervöses Zucken Gesicht und Körper der Mißgeburt. Auch der Kotkäfer und die Schiffsbesatzung, die ständig auf ihren Posten war, wurden unruhig. Armer Flußdampfer! Beladen mit den Allerletzten, den Parias, hatte er dem Meer den bisher größten Tribut bezahlt. Seine Länge und sein übergroßes Gewicht machten aus ihm einen schwimmenden Baumstamm, der kaum aus dem Wasser herausragte. Wenn eine größere Woge herankam, rollte sie mit stiller Kraft über die Brücke und spülte ungerührt etliche Unglückliche von Bord, die im Kielwasser verschwanden. Manche dieser Leichen wurden später von ausländischen Schiffen gesichtet, die in großem Bogen vorsichtig um sie herum steuerten und dann gemäß den Anordnungen der Schiffahrtsgesellschaft mit Vollgas das Weite suchten. Jeden Tag sank die Reling des Flußdampfers ein wenig tiefer, näher an die Wasseroberfläche, trotz der Entlastung, die der tägliche Verlust von mehreren Dutzend Parias mit sich brachte. Dann kam der Augenblick, wo eine finale Woge, nicht höher als die anderen zuvor, über das Schiff schwappte und es endgültig unter sich begrub. Es hinterließ als einzige Spur dreitausend Schiffbrüchige, deren wild zappelnde Arme und Beine einen braunen Wald auf der Oberfläche des Meeres bildeten. Mit Lichtsignalen verständigten sich die Schiffe der Flotte und hielten an. Die Unterbrechung dauerte nur kurze Zeit. Als sich der Kotkäfer auf der Kommandobrücke umdrehte, um etwas von dem Unglück sehen zu können, verfiel die immer noch auf seinen Schultern thronende Mißgeburt in konvulsivische Zuckungen. Tränen flossen aus ihren Augenhöhlen. Ihre Gliederstummel flatterten in der Luft wie die Flügel eines sterbenden Vogels.

Der Kotkäfer wandte sich wieder um, blickte zum Bug seines Schiffs, Richtung Westen, und sah ein einladendes, von Leichen freies Meer vor sich. Sofort hörten die Zuckungen der Mißgeburt auf. Nach zweimaliger Wiederholung dieses Experiments las man in ihrem Gebaren eine klare Aufforderung zur Wiederaufnahme der Fahrt. Als die Schiffbrüchigen erkannten, daß die Flotte sie aufgegeben hatte, verschwand der Wald von Armen und Beinen mit einem Satz in den Fluten, als Zeichen eines freiwilligen Verzichts. Nun war die Armada von dem kranken Däumling, der sich an ihren Rockschößen mitschleifen ließ und ständig um Hilfe bettelte, endlich erlöst. Befreit von dieser Last, setzte sie mit erhöhter Geschwindigkeit ihren Kurs fort. Diese Beschleunigung war ihre

Rettung. Kaum war am Ostermontag früh der letzte Einwanderer, bis zu den Hüften im Wasser watend, an das Ufer der Südküste Frankreichs gelangt, als ein schwerer Sturm über das Mittelmeer ging. Hätte sich die Armada nur um wenige Stunden verspätet, wäre sie mit Mann und Maus untergegangen. Vielleicht ist dies eine Erklärung?

Die Welt erfuhr erst etwa vierzehn Tage später von dem Schiffbruch. Da die Flotte keine Funkgeräte besaß und außerdem ohnehin von niemandem Hilfe angefordert hätte, wäre wahrscheinlich niemals etwas davon bekannt geworden. Aber ein betrunkener griechischer Matrose, der in Marseille in einer Hafenkneipe allein an einem Tisch saß, und ein eifriger Journalist, der durch Zufall hinzukam, brachten den Stein ins Rollen. Der Journalist verstand ihn, weil er zufällig ebenfalls Grieche war. Als in Griechenland die Militärs putschten, war er zusammen mit heute schon wieder vergessenen Musikern, Schauspielern und Schriftstellern freiwillig ins Exil gegangen. Er stand zunächst eine Weile im Rampenlicht, aber dann kam Griechenland aus der Mode. Nun bevölkerten andere Unterdrückte die Titelseiten der Zeitungen, denn damit der Öffentlichkeit der Begriff der »Unterdrückung« nicht langweilig wird, bedarf es stetiger Abwechslung.

An diesem fraglichen Tag bot sich dem Journalisten eine Chance, sich wieder ins Gespräch zu bringen, und er ergriff sie ohne zu zögern. Die Folgen seines Tuns gehören ebenfalls ins Kapitel »Erklärungen«:

»Es waren Tausende da draußen auf dem Meer«, schluchzte der griechische Matrose mit starrem Blick in sein Glas. »Alle schwarz. Und weiß gekleidet. Viele lebten noch, das kann ich bezeugen! Wir sind mit fünfundzwanzig Knoten immer geradeaus mitten durch sie hindurch gefahren!« Er machte eine ausladende Bewegung quer über den Tisch, die sein Glas auf den Boden fegte, wo es zersprang. Trotz des Lärms in der Kneipe hatte der Journalist diesen Satz mitgehört. Bestürzt über die Ungeheuerlichkeit dieser Enthüllung, trat er näher und bat um weitere Details. Kurz entschlossen nahm er den Matrosen mit in seine Wohnung, wo er für seine Ausnüchterung sorgte, ihn bewirtete und schließlich zum Sprechen brachte. Offensichtlich hatte der Mann von seinen Offizieren strengste Schweigepflicht auferlegt bekommen. Aber er gab schließlich nach, wahrscheinlich durch Bestechung. Außerdem schien das furchtbare Geschehen, bei dem er gleichzeitig Zeuge und Mittäter gewesen war, sein Gewissen schwer zu belasten.

Aus seiner Erzählung ging hervor, daß er als Steuermann auf dem griechischen Frachter Insel Naxos unter Kapitän Notaras mit einer Ladung Edelhölzer von Colombo durch den Suezkanal nach Marseille unterwegs gewesen war. Auf halbem Weg, zwischen Ceylon und Sokotra, sichtete er einen Schiffbrüchigen, der bei Annäherung des Frachters gerade wieder zu sich gekommen zu sein schien, denn er hob schwach den Arm, als ob er um Hilfe rufen wollte. Das Meer war glatt und windstill. Der Kapitän ließ das Schiff anhalten und gab Befehl, ein Boot auszuschicken. Als der Wachoffizier mit dem Fernglas den Unglücklichen erspähte, sah er plötzllich, daß zahlreiche Leichen um ihn herumschwammen. Der Kapitän nahm nun ebenfalls das Glas zur Hand und entdeckte weit draußen auf dem Meer eine Unzahl von Körpern, denen nicht anzusehen war, ob sie noch lebten oder nicht. »Das sind die Leute vom Ganges«, sagte er. Er rief das Boot zurück, auf dem man schon die Taue ausgeworfen hatte. Dann befahl er langsame Fahrt nach rückwärts. Als der Schiffbrüchige sah, daß sich der Frachter wieder entfernte, schloß er ohne einen Laut die Augen und ließ sich abtreiben.

»Herr Kapitän!« rief der Wachoffizier, »geben Sie ihn etwa auf?« Er war ein ganz junger Mann, blass vor innerer Erschütterung, mit Tränen in den Augen.

»Sie kennen die Vorschriften«, antwortete Kapitän Notaras. »Meine Befehle sind bindend. Was sollen wir denn mit all diesen Menschen an Bord machen? Ich habe Holz zu transportieren. Sonst nichts. Ich bin nicht beauftragt, diese Invasion Europas auch noch zu unterstützen.«

Der junge Offizier fing an zu weinen. »Aber Sie verurteilen sie zu einem sicheren Tod, Herr Kapitän. Dazu haben Sie kein Recht!«

»Glauben Sie?«, sagte der Kapitän. »Nun, Sie täuschen sich.« Mit einem Ruck stellte er den Maschinentelegrafen auf »Volldampf voraus« und rief durch das Bordtelefon den Heizern zu: »Höchste Geschwindigkeit bitte!« Dem Steuermann befahl er: »Im Ruder bleiben. Und wenn du auch nur einen halben Grad abweichst, lasse ich dich wegen Meuterei auf hoher See in Ketten legen!«

»Im Ruder bleiben« heißt: immer geradeaus fahren. Und geradeaus, vor dem Bug des mit Höchstgeschwindigkeit fahrenden Schiffs, begann das Meeresfeld mit den schwarz-weißen Blumen, toten und lebenden, die von den Wogen wie Seetang aus Menschenleibern hin- und hergeschaukelt wurden. Mit fünfundzwanzig Knoten Geschwindigkeit beging der griechische Frachter Insel Naxos auf Befehl seines Kapitäns, mit der passiven Komplizenschaft seiner Besatzung, in fünf Minuten eintausend Morde. Und so kam es zum wahrscheinlich größten Verbrechen der Weltgeschichte, das je von einem einzelnen Menschen außerhalb eines Krieges begangen wurde. Kapitän Notaras betrachtete dieses Verbrechen jedoch, ob mit Recht oder Unrecht, durchaus als Kriegshandlung. In seinen Augen war er das seinem altehrwürdigen Namen schuldig. Die Notaras rühmten sich, einer sehr edlen und alten Familie anzugehören, obwohl nicht genau feststand, ob nicht lediglich eine Namensgleichheit vorlag. In der Kajüte des Kapitäns zeigte ein Portrait einen Mann von hohem Wuchs mit dunklen Augen und einem energischen Blick. Er hatte eine ziselierte Rüstung an, und sein goldener Helmstutz war mit weißen Federn geschmückt. Dieser Mann war Loukas Notaras, Megas Doux und Großadmiral des Byzantinischen Reiches, Kommandant der letzten christlichen Galeeren bei der Eroberung von Konstantinopel durch den osmanischen Sultan Mehmed II. Er war dem Gemetzel entgangen, aber von Janitscharen gefangengenommen worden. Man führte ihn zusammen mit zweien seiner Söhne vor Mehmed. Es waren zwei sehr schöne Jünglinge, »von jener griechischen Schönheit«, wie der Historiker Doukas schrieb, »die jahrhundertelang Künstler und Dichter inspiriert hatte«. Der Sultan hatte Geschmack an jungem Fleisch, und die beiden Söhne Notaras gefielen ihm ganz besonders. Aber er wollte - seltsamerweise während die Plünderung der Stadt noch in vollem Gange war -, daß sie ihm von ihrem Vater auf einem großen, seidenen Bett angeboten würden. War dies die Laune eines Ästheten? Oder diente es der Steigerung seiner Wollust? Aufrechten Hauptes standen die drei Notaras vor ihren Wächtern und lehnten ohne mit der Wimper zu zucken ab. Die beiden Jungen wurden auf der Stelle vor den Augen ihres Vaters enthauptet, dann bot der Großadmiral aus eigenen Stücken seinen Kopf dem Henker ...

Jeder Grieche, der den Namen Notaras trägt, hat diesen dreifachen, tragischen Tod unauslöschlich im Gedächtnis. Es ist merkwürdig, daß man diesen Namen am häufigsten außerhalb Griechenlands antrifft, so in den hellenischen Kolonien von Smyrna, Damaskus, Alexandria, Istanbul, am Schwarzen Meer und auf Zypern, als ob bei den Notaras, auch bei solchen zweifelhafter Abstammung, eine gefährliche Vorliebe für die Vorposten der Christenheit zurückgeblieben wäre. Im griechisch-türkischen Krieg von 1922 kämpfte ein Oberst Notaras in der griechischen Armee in Kleinasien und auf Zypern ein Partisanenführer gleichen Namens. Beide schrieben Geschichte als Verantwortliche für diverse Greueltaten. Kapitän Loukas Notaras, der Kommandant des griechischen Frachters Insel Naxos, war also nur ein weiterer Name auf einer langen Liste. Den

Blick auf das Meer unter seinen Füßen fixiert, klammerte der junge Offizier seine Hände um das Geländer der Kommandobrücke und starrte entsetzt auf die zerfetzten Körper, welche durch die Wasserwirbel wie Bälle gegen die Schiffswand geschleudert wurden.

»Ich war wie in Trance«, erzählte der Steuermann, »und hatte den Eindruck, einen riesigen Panzer zu fahren und unter meinen Raupenketten eine am Boden liegende Menschenmasse zu zerquetschen. Ich hoffe, daß diese Menschen schon tot waren, ehe ihnen die Schiffsschrauben den Rest gegeben haben. Ich habe nicht gewagt, nach rückwärts zu blicken. Meine Kameraden erzählten mir, daß das Kielwasser voll mit Fetzen von blutigem Fleisch war. Während der fünf Minuten, die das Ganze gedauert hat, ist das Schiff keinen Zentimeter vom Kurs abgewichen. Ich kann mir das nicht erklären, denn ich habe mit allen Kräften versucht, es nach rechts zu drükken. Es war schrecklich. Von Zeit zu Zeit sah ich den Kapitän an und wartete auf seinen Zuruf »Genug!«, aber nein, er blieb unbewegt, mit weit geöffneten Augen, und lächelte.«

Wie erwartet, verursachte die Geschichte einen großen Skandal. Ein Massaker an Schiffbrüchigen? Das war zuviel für den nervenschwachen Westen! Mit dem Bericht einer Marseiller Tageszeitung, der sofort von der ganzen französischen Presse und den führenden westlichen Blättern übernommen wurde, ging die Erzählung des Matrosen um den Globus und entfachte Entrüstungsstürme. Die westliche Welt, der man sowieso ein permanentes Schuldgefühl eingetrichtert hatte, stürzte sich geradezu auf einen konkreten Grund, sich schuldig zu fühlen. Das Tier hatte unverhofft in Kapitän Notaras eine neue symbolische Zielscheibe gefunden und gab Feuerbefehl. Loukas Notaras wurde im Gruselkabinett der zeitgenössischen Geschichte in die Abteilung »Weiße Schlächter« eingereiht. Diese aparte Sammlung wurde von den Dienern des Tieres ständig erweitert. Sie verpaßten keine Gelegenheit (zur Warnung und Ermahnung, wie sie sagten), die Namen der schlimmsten Buhmänner laut hinauszuposaunen, die pauschal und undifferenziert angeprangert wurden. Es gab keine Dreyfus-Affäre mit leidenschaftlichen Anklägern und Verteidigern. Kapitän Notaras, der in Marseille verhaftet und ins Gefängnis gesteckt wurde, hatte alle Welt einhellig gegen sich. Jeder andere Mörder kann heute mit dem Verständnis der Justiz und ihrer Psychiater rechnen. Wer ein kleines Mädchen vergewaltigt und zerstückelt oder einen Greis für hundert Francs mit einem Hammer erschlägt, ist gewiß nur ein Opfer der Gesellschaft, das Mitleid verdient. Für Notaras dagegen hatte man keine Entschuldigungen dieser Art parat. Er verkörperte die weiße Rasse und hatte aus blindem Rassenhaß gehandelt. Punktum. Basta. Die Psychiater hätten ja fragen können, woher dieser Rassenhaß kam, wenn es eine ergebnisoffene Untersuchung und einen fairen Prozeß gegeben hätte. Aber die Untersuchung blieb an der Oberfläche Stecker und wurde unter dem Druck der Öffentlichkeit rasch durch gewunken. Der Prozeß sollte am Dienstag nach Ostern in Abend-Provence beginnen. Dazu kam es jedoch nicht mehr. Der Kapitän war am Abend des Ostersonntags aus dem Gefängnis entwichen, nachdem das Wachpersonal selbst geflohen war. Da es keine vergleichbaren Präzedenzfälle für ein derartig unerklärliches Verbrechen gab: Hätte man es da nicht unter ganz neuen Gesichtspunkten betrachten müssen? Stattdessen kam man auf die Idee, im Fall Loukas Notaras »ausnahmsweise« die Todesstrafe wieder einzuführen! Dies forderte er sogar ihre entschiedensten Gegner. Allen voran natürlich Clément Dio, der so viele unentschuldbare Verbrechen verteidigt! hatte, die im Namen von zahllosen revolutionären »Befreiungskommandos« der Dritten Welt begangen worden waren Nun, vielleicht hatte sich ja auch Kapitän Notaras in einer Art Fieberdelirium von irgend etwas »befreit«. Aber selbst Machefer schwieg. Ja, auch Mâchefer! Einen Augenblick lang packte ihn die Lust, als Überschrift für einen Artikel den berühmten Satz Talleyrands nach der Ermordung des Herzogs von Enghien zu zitieren: »Das war schlimmer als ein Verbrechen das war ein Fehler!« Aber er verzichtete darauf. Wer hätte ihn auch verstanden? Alles,

was über das übliche Geheul im Choi der Wölfe hinausgeht, ist für die öffentliche Meinung zu subtil.

Es war übrigens tatsächlich ein Fehler. An jenem Tag er litt der westliche Widerstandsgeist - oder zumindest seine Wachsamkeit - schwere Schäden, indem zwei wesentliche Vorstellungen nachhaltig diskreditiert wurden. Die erste: daß es sich bei der Anfahrt der Gangesflotte möglicherweise um einen Angriff oder eine Invasion handeln könnte - diese Idee hatte trotz der kolportierten Gewaltlosigkeit der Passagiere einerseits und trotz des Trommelfeuers der Presse anderer seits doch begonnen, allmählich in etliche Gehirne zu sickern. Sie ging jedoch zur gleichen Zeit unter wie der Flußdampfer. Denn eine solch offenkundige und bedauernswerte Schwäche konnte und durfte keine Bedrohung sein. Die zweite Vorstellung, die auf die Option der Selbstverteidigung hinauslief, wurde von der öffentlichen Meinung des Westens von vornherein verworfen. Sie hatte auch nur einen einzigen Vertreter, den Kapitän Notaras, jenen Mann, der sich mit dem Blut Unschuldiger befleckt und in dessen Person man ein abschreckendes Beispiel gefunden hatte. Am Mikrophon zog Albert Durfort das Resümee: »Wir sind keine Notaras!«, oder auch: »Wir werden nie Notaras sein!« Marcel und Josiane erschien das überzeugend. Zweifellos ist dies eine Erklärung ...

Der Fall Notaras hatte zwei praktische Ergebnisse. Zum einen wußte man jetzt, wo sich die Flotte befand, von der seit ihrer Durchfahrt durch die Meerenge von Ceylon keine Nachricht mehr Vorgelegen hatte. Nach einer zurückgelegten Strecke von bereits zweitausend Kilometern wurden nunmehr auf Hunderten von Landkarten Hunderte von Fähnchen weiter westlich gesteckt. In allen Präsidialämtern der Dritten Welt rieb man sich die Hände, mit Ausnahme der arabischen, wo der Jubel schlagartig aufhörte, als sich abzeichnete, daß die Armada Kurs auf das Rote Meer und den Suezkanal nahm. Zum anderen zeigte sich die »Kommission für internationale Zusammenarbeit zur Rettung der Gangesflüchtlinge« motiviert, ein erstes Zeichen ihrer Aktivität zu setzen.

Sie fing damit an, ihren Sitz nach Rom zu verlegen, weil es dort im Winter wärmer war. Statt nutzlosem Blabla und idealitischen Schwüren begann man, Untersuchungen vor Ort in Auftrag zu geben. So etwas erweckt nicht nur den Anschein einer Tätigkeitsentfaltung, sondern ermöglicht auch angenehme Reisen auf internationale Kosten. Vor allem bleibt derlei stets folgenlos. Zwischen der Untersuchung und der Berichterstattung vergeht im allgemeinen so viel Zeit, daß das eigentliche Problem inzwischen mehrmals seine Gestalt geändert hat. Diesmal wäre die Reise der Untersuchungsbeauftragten allerdings nicht besonders angenehm gewesen. Die Hungerflotte hatte keine Luxushotels, keine Schwimmbäder und keine Strände zu bieten, war für diese Herren also äußerst unattraktiv. Daher wurde die Untersuchung einer Abteilung der französischen Luftwaffe mit Sitz in Dschibuti übertragen. Sie erhielt den pompösen Titel »Solidaritätsstaffel der Kommission für internationale Zusammenarbeit«, bekam die Kokarde der UNO und alles sonstige Drum und Dran verpaßt. Damit hatte auch die Presse wieder alle Hände voll zu tun.

Die Piloten der Staffel kehrten von ihrem Erkundungsflug perplex zurück. Sie hatten nie zuvor etwas Derartiges gesehen. Nach mehreren Anflügen in niedriger Höhe, wobei man zum Zeichen der Freundschaft mit den Flügeln schwenkte und Loopings ausführte, mußten die Piloten am Ende feststellen, daß sich kein einziger Kopf erhob, kein einziger Arm bewegte, keine einzige Hand ein Taschentuch oder dergleichen schwenkte, daß überhaupt niemand auch nur das geringste Interesse gezeigt hatte.

»Dennoch«, funkte der Staffelkommandant, »sind sie am Leben, ganz sicher. Ich kann sie von hier oben deutlich sehen. Sie essen und bewegen sich, kochen, gehen auf der Brücke auf und ab ... Aber weder ein Grußzeichen für uns noch sonst eine Geste. Wir sind für diese Leute wie Luft!«

Sicher hatte die Mißgeburt den Passagieren ein stolzes Beispiel gegeben. Die Armada der letzten Chance zog es vor, ihre Rolle allein zu spielen. Nur einigen wenigen erschien sie dadurch um so bedrohlicher. Die meisten jedoch priesen ihr Verhalten als den Inbegriff des Heroismus. Was für ein unbeugsamer, glanzvoller Stolz in all diesem Elend!

»Das sind keine Bettler, die da kommen«, kommentierte im »Armada-Spezial« Boris Vilsberg, der alles im Griff hatte, »sondern Menschen. Wie sollen wir einer solch imponierenden Würde angemessen begegnen?«

Die Verlautbarung der »Kommission für internationale Zusammenarbeit« war mit musterhaftem Taktgefühl formuliert. »Im Augenblick kann die Öffentlichkeit über das Schicksal der Gangesflotte beruhigt sein. Sie wurde bei ruhiger See auf diesem und jenem Breiten- und Längengrad gesichtet. An Bord scheint alles in Ordnung zu sein. Die Schiffe fahren mit zehn Knoten Geschwindigkeit. Von unseren Flugzeugen, welche die Flotte den ganzen Tag überflogen haben, wurde weder Unterstützung noch Hilfe angefordert. Die Wetterkarte zeigt für jene Gegend eine langanhaltende Schönwetterfront an. Weitere Untersuchungen werden in regelmäßigen Abständen durchgeführt, damit wir bei jedem Seenotruf sofort einsatzbereit sind. Über das Endziel der Flotte kann noch keine Angabe gemacht werden, da ein Besuch von Bevollmächtigten, Vermittlern oder Regierungsbeauftragten an Bord noch nicht stattgefunden hat und auch nicht stattfinden wird, solange dies nicht ausdrücklich erwünscht ist. Die in der Kommission tätigen Regierungen haben vereinbart, die freie Entscheidung der Einwanderer zu respektieren, nach dem in der Charta der Vereinten Nationen festgelegten Selbstbestimmungsrecht der Völker.«

Diese frommen Apostel mit ihren edlen Beweggründen! Welche vernünftige Regierung hätte denn ein derart giftiges Geschenk auch nur von ferne berührt, es sei denn, um es dem Nachbarn unterzuschieben? Was für eine Diplomatenschlacht wäre in diesem Fall entstanden! Was für schmutzige Manöver! Was für üble Erpressungen unter den Augen der scheinheiligen Öffentlichkeit! Das Abendland glich einem Roulettespiel, bei dem die schwarze Kugel noch rollte. Und alle, die Bescheid wußten, verfolgten mit Schrecken ihren Lauf.

21.

Sieben Tage später, als die Welt noch im Glauben war, die Armada würde den Golf von Aden Richtung Suez-Kanal ansteuern, tauchte sie auf der Höhe der Komoren am Eingang der Straße von Mosambik auf, wo sie Kurs nach Süden zum Kap der Guten Hoffnung hielt. Die französischen Piloten, die sie abends auf dem Rückflug von einer Routinepatrouille entdeckten, identifizierten sie ohne jeden Zweifel: Es war die Armada der letzten Chance, neunundneunzig Schiffe, die in zwei Reihen fuhren. An der Spitze zwei große, verrostete Dampfer mit beschädigten Schornsteinen, die India Star und die Calcutta Star, deren Silhouetten inzwischen allen Marinestationen und Flughäfen der westlichen Welt bekannt waren. Die internationalen Beobachter wunderten sich. Das schöne Wetter hielt weiterhin an. Auf dem seltsam ruhigen Ozean schien kein Wölkchen den unaufhaltsamen Vormarsch der Gangesflotte zu bedrohen. Man hatte keine Erklärung für die scheinbar unmotivierte Änderung der Route, die nach den bisherigen Berechnungen etwa ostwärts

der Insel Sokotra, einem vorgeschobenen Punkt in Höhe des Golfs von Aden, hätte verlaufen müssen.

Es gab einen Grund für den Sinneswandel der Flotte: eine Intervention der ägyptischen Regierung, die den Vorgang jedoch streng geheimhielt, so daß weder in der Presse noch in den Kanzlerämtern etwas durchsickerte. Sie hatte im Alleingang gehandelt, ohne Rücksprache mit ihren arabischen Partnern und ohne die internationalen Organisationen oder die ausländischen Regierungen in Kenntnis zu setzen. Sie handelte heimlich, überstürzt, in einer Atmosphäre der Furcht am Rande zur Panik. Der Gedanke, daß eine Million Einwanderer im letzten Stadium der Verzweiflung infolge eines Navigationsfehlers oder gar durch ein eventuelles Eingreifen der Westmächte im Suezkanal steckenbleiben könnte, versetzte die Minister in Angst und Schrecken. Das ist nur allzu verständlich. Ägypten hatte zwar in einer Vielzahl von Notlagen seine Elastizität bewiesen. Aber war das Land imstande, eine derart untragbare Last auf sich nehmen? Das war diplomatisch, politisch und wirtschaftlich gesehen völlig undenkbar! Unter striktester Geheimhaltung und chaotischen Umständen wurde dem letzten noch brauchbaren Torpedoboot, das aus den Kriegen gegen Israel übriggeblieben war, Befehl erteilt, die Armada zu einer Kursänderung zu zwingen.

»Wie soll ich das anstellen?« fragte der ägyptische Admiral. »Soll ich im Bedarfsfall meine Geschütze einsetzen? Und wenn ja, wie weit darf ich dabei gehen?« Die Antwort war ebenso kurz wie zweideutig. »Sie haben freie Hand. Allah möge Sie führen! Gute Reise!« Die ägyptischen Minister wollten lieber keine Einzelheiten diskutieren. Man darf daraus aber nicht schließen, daß sie leichtfertig gewesen wären. Was hätten sie denn anderes sagen sollen? In diesem außergewöhnlichen Drama, in dem in jeder Szene der Wille Gottes seine Hand im Spiel zu haben schien, vertrauten sie als gläubige Moslems ihrem Allah. Und Allah erhörte sie. Wer weiß, was passiert wäre, wenn sich die westlichen Völker in der gleichen Lage an Gott gewandt, ihn namentlich angerufen und die Kirchen belagert hätten, wie in den gesegneten Jahrhunderten, als Pest und Invasionen den Glauben stärkten?

Der Zusammenstoß fand etwa sechshundert Kilometer östlich von Sokotra statt. Er war rasch vorbei. Der Admiral stand in einer Ecke der Kommandobrücke und ließ eine bernsteinfarbene Gebetskette durch seine Finger laufen, als er die ersten Rauchfahnen der Flotte am Horizont auftauchen sah. Ein entsetzlicher Gestank war ihr vorausgegangen, der nun von Minute zu Minute stärker wurde. Mit der höchsten Geschwindigkeit, die den Maschinen nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit und drei verlorenen Kriegen noch möglich war, jagte das ägyptische Torpedoboot auf die Flotte zu. Als es der India Star gegenüberstand, machte es einen weiten Bogen und fuhr mit gedrosselter Kraft seitlich an das Schiff heran, nahe genug, um eine Nachricht durchgeben zu können. Es war Mittag. Die Sonne brannte an einem wolkenlosen Himmel. Es war heiß wie in einem Backofen. An Bord der India Star döste die Menge wie betäubt vor sich hin. Nichts schien sie aus ihrer Mittagsruhe reißen zu können, es sei denn die Ankündigung des versprochenen Paradieses. Doch der Anblick der ägyptischen Matrosen mit ihrer dunklen Haut und ihren schwarzen Haaren und Augen verhieß nicht gerade das weiße Paradies, das sie suchten. Einige Passagiere hoben träge den Kopf, ließen ihn aber gleich wieder in den Tiefschlaf sinken. Zwei oder drei Kinder winkten den Ägyptern freundlich zu, gaben aber bald auf, weil diese wie gebannt auf die Kommandobrücke starrten. Dort saß auf den Schultern eines Riesen ein häßlicher Zwerg mit einer goldbetreßte Mütze auf dem Kopf und fuchtelte mit seinen handlosen Krüppelarmen. Die Matrosen waren Armut gewohnt, und auch Krüppel sah man in Ägypten häufig, sowohl auf dem Land als auch in der Stadt. Aber dieser Anblick verschlug ihnen den Atem. In der schrecklichen Gestalt dieses Ungeheuers konzentrierte sich ein namenloses Elend, das tiefer reichte als alles Leiden, das je ihr geschundenes

und gedemütigtes Land in seinen finstersten Zeiten heimgesucht hatte. Ein geradezu metaphysisches, numinoses Elend, in dem dunkle, allgewaltige, unbesiegbare Mächte wirkten. Der Admiral konnte ein Schaudern nicht unterdrücken. Ihm war, als stünde er einem Vorboten des Jüngsten Tages gegenüber.

»Allah beschützt die Seinigen, wenn sie in Gefahr sind«, sagte er. »Dank sei Ihm für unsere Armut! Nun teilt ihnen unsere Botschaft mit! Irgendeiner von ihnen wird schon Arabisch verstehen ...« Ein Offizier setzte ein Megaphon an die Lippen. »Richten Sie das Megaphon auf die Kommandobrücke der India Star«, befahl der Admiral. »Dort befinden sich die Seele und das Gehirn der Flotte. Auf!«

»Der Kommandierende Admiral der ägyptischen Marine grüßt die Brüder vom Ganges und wünscht ihnen gute Reise. Die ägyptische Regierung rät dringend davon ab, durch den Suez-Kanal zu fahren. Es ist zu Ihrer eigenen Sicherheit. Ihre größten Schiffe riskieren, auf Grund zu laufen. Ägypten ist arm und kann keine Hilfe leisten. Der Admiral hat Befehl, Ihnen dies mitzuteilen und darauf zu achten, daß Sie dieser Mitteilung entsprechend handeln. Viel Glück und Gott befohlen!«

Die Feldstecher des Admirals richteten sich auf die Kommandobrücke der India Star. Das Schiff hatte keinerlei Ähnlichkeit mit irgend etwas, das je die Meere befahren hatte. Durfte man angesichts dieser Tatsache ernsthaft eine Antwort nach den Regeln des Seeverkehrs erwarten? Käme dies nicht einem Wunder gleich? Hatten diese Menschen überhaupt eine Ahnung von Megaphonen und Flaggen und Lichtsignalen? Den Admiral überkam eine Welle der Angst, wie er sie selbst inmitten der härtesten Schlachten nicht erlebt hatte. Mit einem Schlag erkannte er die Ohnmacht des Menschen vor übernatürlichen Gewalten. Dem gegenüber klang seine Botschaft geradezu lächerlich. Ein Text, den sich irgendwelche Staatsbeamten aus den Fingern gesogen hatten, heiße Luft, ohne konkreten Inhalt, ohne jegliche Überzeugungskraft. Gegenüber, auf der India Star, erwachte die Menge plötzlich mit einem einzigen, kollektiven Ruck. Der Zwerg auf der Kommandobrücke gestikulierte immer noch. Alle Augen waren auf ihn gerichtet.

»Wiederholen Sie die Botschaft«, befahl der Admiral. »Sagen Sie, daß ich ihnen fünf Minuten Zeit gebe, um den Kurs zu ändern. Andernfalls ...«

»Andernfalls was?«, fragte der Offizier.

»Andernfalls ... nichts. Doch! Sagen Sie einfach: Gott möge Sie auf den richtigen Weg führen. Halt, nein! Stop. Machen wir einander nichts vor. Sie kaufen uns das Theater ohnehin nicht ab. Also, richten Sie ihnen folgendes aus: Sie haben fünf Minuten Zeit zum Umkehren; wenn nicht, eröffnen wir das Feuer. Gott wird ihnen den richtigen Weg weisen!«

Auf der India Star machte ein Mann eine Geste, als ob er verstanden hätte. Er trug eine blaue Bluse mit vier Tressen auf den Ärmeln, jedoch keine Mütze. Es handelte sich wohl um den Kapitän. Er deutete auf den Zwerg auf den Schultern des Riesen. Dann verschwand er in der Ruderkabine.

»Laden Sie die Flakgeschütze«, sagte der Admiral. »Leuchtspurgranaten. Nur eine Salve. Zielen Sie zwischen Mast und Schornstein. Höhe etwa 45 Grad. Warten Sie auf meinen Befehl.«

Der Admiral schob seine Manschette zurück und schaute auf die Uhr. Während der Zeiger auf dem Zifferblatt vorrückte, schwammen die India Star und das Torpedoboot Seite an Seite Richtung

Westen, auf den Suezkanal zu. Die riesige Flotte folgte ihnen wie eine Schafherde, blindlings, stumm und ahnungslos. Die vierte Minute war verstrichen.

»Feuer!« befahl der Admiral. Er hatte schon oft den Lärm eines Geschützes gehört. Aber niemals war er ihm so markerschütternd erschienen wie jetzt. Wahrscheinlich waren bloß seine Nerven überreizt. Oder rührte dieser Kanonendonner tatsächlich an eine andere Welt, war er der Widerhall einer fernen, unbekannten Dimension? Der Admiral riß sich zusammen. Die Salve ging über die India Star hinweg und landete irgendwo im Meer. Nach einer unwirklichen Stille hörte man ein Aufheulen, das weder Menschliches noch Tierisches an sich hatte. Ein abgehacktes Keuchen, als ob Windstöße durch eine leere, tiefe Höhle fegten. Die Mißgeburt heulte. Dann geschah etwas Unglaubliches: Sie drehte ihren Kopf. Ein einziges Mal nur. Aber sie drehte ihn. Wenn man bedachte, daß sie keinen Hals hatte und sich nicht bewegen, sondern nur mit ihren Stummelarmen und einem spasmischen Zucken ihres »Gesichts« kommunizieren konnte, wenn man bedachte, daß sich die mundartige Fleischklappe zuvor nur ein einziges Mal, am Ufer des Ganges bei der Besetzung der India Star, zu einem ähnlichen Geheul geöffnet hatte - mußte man dann nicht fast an ein Wunder glauben? So dachte jedenfalls die Menge an Bord des Schiffes. Und so dachte der Führungsstab der Gangesflotte, der sich um den riesigen Christophorus gruppierte. Sicher gibt es auch eine rationale Erklärung. Der gewaltige Donner des Geschützfeuers, der über dem Kopf der Mißgeburt erschallt war, hatte in ihrem kranken Gehirn Schockwellen ausgelöst, die bestimmte Nervenzentren stimulierten, die von Geburt an gelähmt waren. Daher der Schrei. Daher die Bewegung. So ähnlich erklärt man sich heutzutage schließlich auch die Wunder von Lourdes oder die Sonne von Fatima: als Massensuggestion und so weiter. Vielleicht kann man diese unterschiedlichen Auffassungen als Symptom lesen. Zwei Lager stehen einander gegenüber. Eines glaubt an Wunder. Das andere nicht mehr. Das Lager, das seinen Glauben bewahrt hat, wird Berge versetzen. Es wird siegen. Beim anderen hat der Zweifel jede Antriebskraft zerstört. F.s wird besiegt werden.

Die Mißgeburt hatte den Kopf nach Süden gedreht. Der Mann in der blauen Bluse trat wieder aus der Ruderkabine heraus. Wahrscheinlich hatte er die Karten studiert und den Kurs berechnet. Er gab mit der Hand ein Zeichen, während sein Blick den des ägyptischen Admirals traf. Trotz der Distanz konnten sie einander gut sehen. Beide waren überrascht, im Auge des jeweils anderen eine Art Erleichterung zu entdecken. Mit einem Schlag wich die Spannung, und die Menge legte sich wieder nieder wie Gras im Wind. Der nasse Graben zwischen beiden Schiffen wurde immer größer, weitete sich zu einem Fluß und schließlich zu einer breiten Meeresfläche. Die India Star entfernte sich in Richtung Süden, gefolgt von der Flotte, deren neunundneunzig Kielwasser einen Bogen von einem viertel Kreisumfang beschrieben. Eine Stunde später war sie am Horizont verschwunden. Da kehrte auch das Torpedoboot um, fluchtartig, ähnlich wie jene europäischen Schiffe, die dem Kurs der Armada ausgewichen waren, um sich nicht vom Mitleid übermannen zu lassen. An Bord stand ein nachdenklicher Admiral. Er fühlte sich wie ein Mann, der ein Gespenst gesehen hat und weiß, daß ihm niemand glauben wird, der allerdings auch schon zu zweifeln beginnt, ob er sich die ganze Sache nur eingebildet hat.

An diesem Punkt unserer Erzählung war das Schicksal des Abendlandes bereits besiegelt. Versuchen wir zu verstehen, warum. Wäre die Flotte durch den Suez-Kanal gefahren, hätte es vielleicht noch eine Rettung gegeben. An den Ufern des engen Kanals, diesem Tor zur weißen Welt, hätten sich gewiß noch einige Beobachter gefunden, die imstande gewesen wären, die Wahrheit zu sagen, die Gefahr als solche zu erkennen und die bevorstehende hochzeitliche Vereinigung von Ost und West als Akt der widernatürlichen Unzucht zu verwerfen. Unter ihnen etwa: ausländische

Diplomaten, Geschäftsleute auf der Durchreise, Touristen, Journalisten und Fotografen. Schon vom Flugzeug aus und auf den beschwichtigend kommentierten Pressefotos war der Anblick der leidenden und stinkenden Massen alarmierend. Aber aus nächster Nähe betrachtet, nur wenige Meter von den Ufern des Kanals entfernt, hätten die langsam vorbeiziehenden Schiffe wahre Alpträume verursacht. Die Konfrontation mit dieser Gegenwelt hätte einen heilsamen Schock ausgelöst und vielen Beobachtern auch noch die letzten politischen oder moralischen Scheuklappen von den Augen gerissen. Sie hätte den Ländern des Westens noch rechtzeitig einen gehörigen Schreck einjagen können. Es wäre unmöglich gewesen, ihre Berichte zu unterdrücken oder ihre Panik in einer Art Quarantäne zu isolieren, um zu verhindern, daß sie sich wie eine Infektionskrankheit ausbreitet. Man hätte sich an Konsul Himmans erinnert, der einsam am Ufer des Ganges gestorben war, weil er als erster die Wahrheit erkannt hatte. Man hätte vielleicht sogar das Verbrechen des Kapitäns Notaras besser verstanden oder den Warnungen eines Mannes wie Hamadura mehr Aufmerksamkeit geschenkt, dem man für seinen Tabubruch das Wort abgeschnitten hatte. Wenn nur die Armada der letzten Chance den Suez-Kanal erreicht hätte ...

Nun, jetzt fuhr die Armada in Richtung des Kaps der Guten Hoffnung. Nun war es der Westen, dessen »letzte Chance« sich zerschlagen hatte. Und wenn noch ein Hoffnungsfunke übriggeblieben sein sollte, so wird ihn die Geschichte von der »südafrikanischen Drohung« endgültig auslöschen.

22.

Der Skandal um Notaras hatte sich eben erst beruhigt (viel zu schnell für den Geschmack der Meinungsmacher), da kam auch schon der Fall »Südafrika« hinzu. Beim ersten floß Blut. Beim zweiten blieb es bei Drohungen.

»Wie schade«, sagte Clément Dio am Ende einer Redaktionssitzung, »daß uns diese südafrikanischen Schweine das

Gemetzel vorenthalten haben! Sie waren doch schon so nahe dran. Hätten sie ihre Rolle nicht zu Ende spielen können?«

Beide Fälle lösten Kampagnen aus, die sich in der Stoßrichtung glichen und in der Öffentlichkeit einen irreparablen Schaden hinterließen. Halten wir außerdem fest: Wenn die Flotte durch den Suez-Kanal gefahren wäre, dann hätten die Prediger des Weltgewissens auch weniger Zeit und Anlässe gehabt, den Westen mit ihrem Sperrfeuer mürbe zu machen. Vielleicht ist auch dies eine Erklärung ...

Die Armada gelangte über den Wendekreis des Steinbocks in das Hoheitsgebiet der Südafrikanischen Republik. Etliche gemäßigte Zeitungen des Westens - in Frankreich tat sich ein großes Abendblatt besonders hervor - widmeten sich nun mit auffälliger Verve geographischen und wirtschaftlichen Fragen, die bisher niemanden interessiert hatten. Offenbar hatten sie einen Wink von ihren Regierungen bekommen. Die Gangesflotte ist auf der Suche nach einem Paradies? Nun gut: Dann helfen wir ihr doch dabei! Wir sind doch keine Unmenschen! Warum sollten diese Bedauernswerten so viele Risiken auf sich nehmen und ihren maritimen Kreuzweg weiter verfolgen, wo sich doch, wie die Karte zeigt, ein Paradies in Reichweite befindet: Südafrika!

Plötzlich waren die Zeitungen voll von schmeichlerischen Lobhudeleien. Wie schön groß das Land doch sei (dreimal so groß wie Frankreich!), wie angenehm gering seine Bevölkerungsdichte (ein

Drittel derjenigen Frankreichs!), wie vorzüglich sein Klima, wie hoch seine technischen und wirtschaftlichen Standards, von seinen fabelhaften, noch lange nicht ausgeschöpften Bodenschätzen ganz zu schweigen ... Warum sollte man angesichts eines solchen Angebots das arme, alte Europa bemühen, das doch so weit entfernt war? Nicht, daß dort kein guter Wille vorhanden sei, aber es würde doch einige klimatische und demographische Schwierigkeiten geben.

(Nebenbei bemerkt ging die dezente Formulierung »klimatische und demographische Schwierigkeiten« auf eine geheime, persönliche Anregung des Präsidenten der Republik zurück. Ein schüchterner Versuch, ein moralisches Gegenfeuer zu lancieren, der aber kläglich scheiterte.) Zahlen, Bilanzen, Statistiken und Pläne aller Art wurden publiziert. Die Computer spuckten unfehlbare Antworten aus. Die Finanzierung? Kein Problem! Europa würde sich großzügig an den Unkosten beteiligen. Man würde Geld, Maschinen, Techniker, Berater, Ärzte und Lehrer zur Verfügung stellen. Die Südafrikaner würden alles bekommen, was sie brauchten, wirklich alles! (Hier zeigten sich die ersten Symptome einer beginnenden Panik: »Wir zahlen jeden, aber auch jeden Preis, solange wir selber, bitte bitte, aus dem Spiel bleiben!« Aber Panik ist keine heilsame Form der Furcht. Panik ist destruktiv. Sie löst auf, vernichtet. Wir werden es noch sehen.) Am Ende seiner Kolumne hatte der Leitartikler das Utopia mit ein paar Federstrichen nach Süden verlegt. Er hatte einen machbaren, vernünftigen, menschlichen und hoffnungsträchtigen Vorschlag gemacht. Nun müßte man unverzüglich die südafrikanische Regierung kontaktieren und Verhandlungen mit den Anführern der Flotte einleiten. Vielleicht könnte die »Kommission für internationale Zusammenarbeit« ...

Es gab ein Mordsgeschrei. Die Diener des Ungeheuers explodierten vor Wut. Apartheid! Diskriminierung! Rassendiktatur! Schande der Menschheit! Das gesamte einschlägige Vokabular wurde durch dekliniert. Südafrika war nämlich der beliebteste aller Sündenböcke, ein wahres Gottesgeschenk für die Moralapostel. Man faßte es schon lange nicht mehr mit Samthandschuhen an. Eine Million armer Teufel mit schwarzer Hautfarbe in eine solche Obhut geben zu wollen, das bedeutete, sie der Sklaverei zu überantworten! Hinweg mit euch lauwarmen Gemäßigten und feigen Kompromißlern! Die Menschen vom Ganges haben ihre Ketten schließlich nicht um sonst abgeschüttelt, und sie werden weiterhin frei über ihr Schicksal bestimmen! ... Dieses überlaute Geschrei barg allerdings ein gewisses Risiko in sich, da es implizierte, daß man die Inder offenbar lieber bei uns haben wollte. Man darf die Öffentlichkeit nicht abschrecken, indem man sie allzu aggressiv zu einer Entscheidung drängt. Statt dessen muß man sie sanft an bestimmte Ideen gewöhnen. Auf diese Weise hatte man dem Westen auch den tödlichen Verzicht auf seine eigenen Ansprüche schmackhaft gemacht. Die Primadonnen der öffentlichen Meinung erkannten rechtzeitig diese Gefahr. Sie folgten dem Beispiel Clément Dios, verhielten sich still und pfiffen die allzu engagierten Maulwerksburschen zurück (übrigens eine weitere verpaßte Chance des Westens!), Stattdessen hofften sie auf eine gewaltsame Reaktion der Südafrikaner, um sie in ihrem Sinne ausschlachten zu können. Sie hatten Glück. Was sich als nächstes abspielte, war hundertmal folgenreicher als der Skandal um das australische Einwanderungsgesetz. Denn diesmal hatte man es mit einem weißen Volk zu tun, das kein Blatt vor den Mund nahm!

Belagert in ihrem eigenen rechtmäßigen Vaterland, in Opposition zum Commonwealth, hatten die Afrikaaner alle Brücken hinter sich abgebrochen. Mit Rhodesien war auch die letzte Pufferzone, die das Übergewicht Schwarzafrikas abgefangen hatte, in einer Woge aus Blut weggespült worden. Hinzu kam der Druck des Weltgewissens, der im Innern durch die Wühlarbeit von Sängern, Schriftstellern und Klerikern beider Konfessionen verstärkt wurde. Die Afrikaaner hatten also gar keinen Grund, ihrerseits die Samthandschuhe anzubehalten. Da das zwanzigste Jahrhundert ohnehin

in einem unversöhnlichen Haß auf die weiße Vorherrschaft unterzugehen schien, beschlossen sie, noch ein paar zusätzliche Greueltaten in die Waagschale zu werfen. Sie taten es mit vol-1er Absicht. Sie fanden sogar Freude daran. Wenn die Welt sie schon mit Beleidigungen überhäufte, sollte sie wenigstens einen guten Grund dafür bekommmen! Sie lebten wie auf einem anderen Planeten. Es gab auch keine offizielle Verlautbarung, sondern nur eine kurze Pressekonferenz, die beim Präsidenten von Südafrika persönlich stattfand. Greifen wir nur die wesentlichen Punkte heraus. Der Präsident wandte sich gleich zu Beginn mit einem Präventivschlag an die westlichen Ausländskorrespondenten:

»Ich weiß, daß Sie, wie immer, in feindseliger Absicht gekommen sind. Unsere Fernschreiber und Telefone werden Ihnen gleich zur Verfügung stehen, damit Sie wie üblich der ganzen Welt mitteilen können, wie abscheulich Sie uns finden. Die Republik Südafrika ist ein weißes Land, in dem achtzig Prozent Schwarze leben und nicht, wie man es im Namen einer illusorischen Gleichheit gerne hätte, ein schwarzes Land, in dem zwanzig Prozent Weiße leben. Das ist ein fundamentaler Unterschied. Daran halten wir fest. Es ist eine Frage der Mentalität, der Lebensart, das werden Sie nie begreifen. Aber kommen wir zur Sache. Etwa hundert Meilen vor unserer Küste, nach den letzten Meldungen genau auf der Breite von Durban, bewegt sich in dieser Stunde eine Flotte von Invasoren aus der Dritten Welt auf das Kap zu. Ihre Waffen sind die Schwäche, die Armut und das Mitleid, das sie erwecken, sowie das ungeheure moralische Gewicht, das ihnen in den Augen der Weltmeinung zukommt. Man sieht in ihnen ein Symbol der gerechtfertigten Rache der Dritten an der Ersten Welt. Wir anderen, die Afrikaaner, fragen uns verständnislos, welcher masochistische Teufel die weiße Welt reitet, daß sie diese Rache geradezu herbei ersehnt. Das heißt: Eigentlich verstehen wir es nur allzu gut. Darum erkennen wir dieses Symbol nicht an, um so mehr, als es sich dabei nur um ein Symbol und nichts weiter handelt. Daher wird kein einziger Einwanderer vom Ganges lebend den Boden Südafrikas betreten, ganz egal, was er für Gründe hat. Ihre Fragen, bitte.«

Frage: »Herr Präsident, verstehe ich Sie richtig, daß Sie keine Bedenken haben, auf waffenlose Frauen und Kinder zu schießen?«

Antwort: »Diese Frage habe ich erwartet. Selbstverständlich werden wir gegebenenfalls den Schießbefehl erteilen. In diesem Rassenkrieg ist die Gewaltlosigkeit die Waffe der Massen. Die Gewalt dagegen ist die Waffe der angegriffenen Minderheiten. Wir werden uns verteidigen. Wir werden Gewalt anwenden.«

Frage: »Nehmen wir an, die Gangesflotte will an der Küste Südafrikas an Land gehen. Würden Sie den Befehl erteilen, sie völlig zu vernichten?«

Antwort: »Eine Drohung wird wohl genügen, um die Flotte abzuschrecken. Im übrigen glaube ich, daß sie es eher auf Europa abgesehen hat. In einigen Wochen werden Sie sich dann selbst diese Frage stellen müssen. Aber Sie wollen eine prinzipielle Antwort, nicht wahr? Nun, wenn es sein muß, werden wir diese Flotte mit Bomben vernichten. Denken Sie an Hiroshima, Nagasaki, Dresden, Hamburg und andere zerstörte Städte, und an die Millionen von waffenlosen Zivilisten, die Mehrheit von ihnen Frauen und Kinder, die verschüttet, verbrannt und zerfetzt wurden. Damals hat sich auch keiner gefragt, ob der Sieg diesen Preis wert ist. Krieg ist eben Krieg! Ich war damals noch ein Kind, aber ich erinnere mich sehr gut: Man spendete sogar noch Beifall! Heute hat sich nur die Form des Krieges geändert, das ist alles! Ich möchte noch hinzufügen, daß wir sehr traurig wären, wenn wir wirklich Krieg führen müßten ...«

Das war der einzige unbedachte Satz, der dem Präsidenten entschlüpfte. Er schien seine demonstrative Aggressivität zu relativieren. Aber er war aufrichtig gewesen. So aufrichtig wie ein empfindsamer Mensch, der gezwungen ist, seinen tollwütigen Hund zu töten. Der Satz ging um die Welt. Clunch, eine besonders derbe satirische Wochenzeitung aus England, veröffentlichte ihre beste Zeichnung seit Jahren. Sie zeigte den südafrikanischen Präsidenten, wie er sich mit einem Schlachtermesser in der Hand über einen bis auf die Knochen abgemagerten, nackten Hindu beugte, dessen gespreizte Arme und Beine an eine Folterbank gekettet waren. An den Mauern des Verlieses hingen riesige Zangen, neunschwänzige Katzen, Halseisen mit inwendigen Stacheln, Daumenschrauben, ein großer elektrischer Apparat und ein Schweißbrenner. Auf dem Boden standen noch eine Badewanne, ein Rad und ein eiserner, mit Ratten gefüllter Käfig. Der Gefangene war blutüberströmt. Seine schreckgeweiteten Augen waren auf den Weißen mit dem Messer gerichtet. Über das Gesicht des Präsidenten liefen Tränen. In einer Sprechblase stand: »Krieg ist eben Krieg, nicht wahr, mein armer Freund? Wenn du wüßtest, wie traurig ich bin ...« Als Farbdruck hing diese Zeichnung eine Woche lang an allen Kiosken Frankreichs und erschien auf dem Deckblatt von La Pensée nouvelle. Überboten wurde sie allerdings noch von La Grenouille. Ihre Titelseite zeigte den Präsidenten als Burengeneral, in Gestalt eines bärtigen, biederen Bauers mit dickem Bauch, behängt mit Patronentaschen und Pistolen, mit einer Pfeife im Mund und einem Filzhut auf dem Kopf, dessen Rand seitlich hochgestülpt war. Er saß am Ufer und betrachtete gemütlich das Meer. Um ihn herum war die Landschaft mit Leichen gepflastert. Überall standen Galgen, an denen Gehenkte baumelten. Hinter Stacheldraht kauerten Massen von schwarzen Gestalten. Der massige Präsident saß auf einem Haufen lebender Körper, die er mit seinem Gewicht zu erdrücken schien. Draußen auf dem Meer zogen die Schiffe vom Ganges vorbei, stilisierte Silhouetten, auf denen gestikulierende Arme zu sehen waren. Der Begleittext lautete: »Wir sind ehrlich traurig, daß wir euch nicht aufnehmen können! Aber wir haben schon genug glückliche Neger...«

Als schwarzumrandete Poster tourten diese beiden Zeichnungen durch die südafrikanischen Botschaften aller westlichen Hauptstädte. Demonstranten, die ihrer Gewaltlosigkeit ein anklagendes Schweigen hinzufügten, hielten sie als Transparente hoch. Ihre Kundgebungen wurden zu stillen Trauermärschen, ohne Parolen und ohne Geschrei. Viele hatten sich die Arme und Beine mit Stricken zusammengebunden, und liefen herum wie Kettensträflinge aus alten Filmen. In der Hauptstadt verweigerte Minister Jean Orelle auf einem Empfang dem Botschafter von Südafrika die Hand und drehte ihm ostentativ den Rücken zu. »Sieh mal einer an«, murmelte der Botschafter, »jetzt üben sich schon die Minister im ungeschlachten Benehmen.« Der Satz wurde von einem Berichterstatter aufgeschnappt und ging wie ein Lauffeuer durch Paris. Von der Presse wurde er groß aufgeblasen und führte zu einem diplomatischen Eklat, als Albert Durfort schrieb: »Sieh mal einer an, jetzt üben sich schon die Botschafter im Schlachten!« Boris Vilsberg meinte dazu: »Wir sollten vor Scham erbleichen!« - »Erröten, nicht erbleichen«, sagte Marcel. »Kann der Typ kein Französisch?« Nach ein paar Denksekunden war Josiane ein Licht aufgegangen: »Nein, er meint, bleich vor Scham, weil wir uns schämen müssen, Weiße zu sein!« Da haben wir's wieder einmal...

Drei berühmte Salons im 16. Bezirk, dem vornehmsten Teil der Stadt, verschlossen den südafrikanischen Diplomaten fortan die Tür. Eine Gastgeberin erklärte voll Nonchalance: »Ach was! Wir ersetzen sie einfach durch ein paar Neger. Sie müssen nur arm genug sein. Diese schwarzen Diplomaten sind viel zu gut gekleidet. Sie sollten mehr auf ihr Äußeres achten. Momentan finde ich sie richtig geschmacklos.« Die gute alte Esther Bacouba tauchte wieder aus der Versenkung auf, aufgebrezelt im altmodischen Outfit ihrer Glanzzeiten. Ihre goldene Stimme war deutlich vom Alter angeschlagen. Sie konnte eigentlich nicht mehr richtig singen, nur trällern. Aber

mit ihren weißen, gekräuselten Haaren und ihrem edlen und schönen Gesicht wirkte sie immer noch. Der Sportpalast war gerammelt voll, als sie auftrat. Clément Dio holte für sie einige seiner alten gesellschaftskritischen Chansons aus der Mottenkiste. In seinen Anfangszeiten hatte er sich nämlich als Songtexter einen Namen gemacht. Auf sein Konto gingen unsterbliche Hits wie »Paris, ich hasse dich!« oder »Ich bin ein alter Bock namens Ahmed«, nicht zu vergessen der kesse Samba »Mein milchweißer Busen, deine kaffeebraunen Schenkel« ... Zur Feier von Esthers Comeback hatte er extra für sie »Die Ballade von der letzten Chance« geschrieben. Fünfundzwanzig Strophen, begleitet von einem bekannten indischen Sitarspieler.

Das Lied dauerte eine gute Viertelstunde. Im Sportpalast herrschte andächtige Stille. Alle waren zutiefst ergriffen. Der Saal war in vollkommene Dunkelheit gehüllt. Auf dem Podium stand, von einem Lichtkegel angestrahlt, die alte schwarze Sängerin und trällerte mit andächtig gesenkten Augenlidern und gefalteten Händen: »Buddha und Allah begrüßten / den kleinen Gott der Christen, / nahmen ihn von seinem Kreuz / und trockneten sein trauriges Gesicht. / Sie nahmen ihn sodann in ihre Mitte. / Du verdankst uns dein Leben, kleiner Gott. / Was gibst du uns dafür? / Ich gebe euch mein Königreich, / denn die Zeit der tausend Jahre erfüllt sich, / und es erfüllt sich die Zeit der tausend Jahre ... / Sie nahmen den kleinen Gott bei der Hand / und führten ihn rund um das leere Kreuz. / Dann machten sie sich an die Arbeit. / Da sie alle drei Zimmerleute waren, / bauten sie aus dem Holz des Kreuzes ein großes Schiff. / Denn die Zeit der tausend Jahre erfüllt sich, / und es erfüllt sich die Zeit der tausend Jahre.«

Und so erfüllte sich die Zeit der tausend Jahre, und ihre Winde bliesen die Armada der Hungernden gen Westen, begleitet von einer Sitar und dem Hauch einer großen, brüchig gewordenen Stimme. Hunderttausend Jukeboxen spielten das ebenso eingängige wie seichte Liedchen, das umgehend zum Welthit wurde und eine Goldene Schallplatte nach der anderen gewann. Es ertönte unter den Neonleuchten der Supermärkte und aus den Hi-Fr-Anlagen der müden Bürger. Sein Echo klang von den Gewölben der Kathedralen wider, wo es ungläubige Gospelchöre zur Gitarre sangen, während alte Priester unterwürfig auf die schwarzen Engel blickten. Man tanzte dazu auf sentimentalen Schlagerabenden und hörte es beim Kiffen. Junge Straßenmusiker gaben es in den Fußgängerzonen und U-Bahnen zum besten. Mindestens zehnmal pro Tag und Nacht wurde es im Radio gespielt. Die Fernfahrer summten es ebenso wie die Kinder beim Einschlafen und die Ehepaare, die sich nicht mehr anschauten, wenn sie sich auszogen. »Und die Zeit der tausend Jahre erfüllt sich ...« Oh! Was für eine Macht hat doch ein schönes Lied! Und was für ein Text! Verfaßt von einem Großen Unbekannten, denn Clement Dio war nur der ausführende Empfänger. Vielleicht ist dies eine Erklärung...

Wer vermag in einer solchen Lage in seinem Herzen noch einen letzten Rest jenes geächteten Mutes aufzubringen, der ihn vor dem Ansturm des Mitleids schützen könnte? Wo soll er im Labyrinth der vorgekauten Gedanken und der vorgefertigten Gefühle noch nach Widerstandskräften suchen? Es schien zwecklos, sich gegen all die bischöflichen Hirtenbriefe oder die klugen Leitartikel oder die Flut der Petitionen und Initiativen aufzulehnen; oder gegen die Schulaufsätze, die Predigten der Professoren, die multiplen Gewissensappelle, das verantwortungslose Geschwätz, das Dampfgeplauder der Salons und Wohnzimmer und die allgegenwärtigen tränenreichen Klischees. Sie überfluteten alles, sie beherrschten alles. Das Tier wachte jedoch darüber, daß sich die Öffentlichkeit dabei möglichst passiv verhielt. Zuviel Aktivität hätte sie unsanft aus ihrer Trance reißen können. Der südafrikanische Skandal konnte abgehakt werden. Er hatte seinen Zweck erfüllt. Ebenso wie in den Affären Notaras und Australien hatte man die Tatsachen verzerrt, verfälscht und

aus dem Zusammenhang gerissen. Die Diener des Ungeheuers triumphierten hinter den Kulissen. Die Welt schien reif für den letzten Akt.

In dieser gut geölten Maschinerie kam es indessen doch noch zu einer kleinen Panne, einer Irritation, die dem Tier jedoch Gelegenheit gab, seine außerordentliche Geschicklichkeit unter Beweis zu stellen. Nach den drastischen Worten des südafrikanischen Präsidenten wunderte sich die Welt, wieso sich die Afrikaaner wenige Tage später entschlossen, die barmherzigen Schwestern zu spielen. Die Gangesflotte war zu diesem Zeitpunkt dabei, das Kap der Guten Hoffnung zu umschiffen, und steuerte Kurs Nord-Nordwest auf den Atlantischen Ozean zu. Sie hatte sich bereits erheblich von der afrikanischen Küste entfernt, als ein Geschwader von Lastkähnen der südafrikanischen Kriegsmarine vor ihrer Nase aufkreuzte - offenbar in friedlicher Absicht. Journalisten und Kameraleute, die von der Regierung bestellt waren, verfolgten aufmerksam den Vorgang. Die Operation dauerte nur eine Viertelstunde. Auf strikten Befehl des Admirals durfte niemand den Boden eines der Schiffe betreten noch irgendein Wort mit den Passagieren wechseln. Diese verharrten apathisch in hartnäckigem Schweigen und hätten ohnehin jeglichen Kontaktversuch abgeblockt. Südafrika war jedoch lediglich gekommen, um den Ganges zu versorgen! Alles war bis ins letzte Detail vorbereitet worden. Reissäcke, Trinkwasserbehälter und Kisten mit Medikamenten wurden in Rekordzeit an Bord gehievt. Danach fuhr die Armada weiter Richtung Senegal, das Geschwader der Lastkähne zum Hafen am Kap. Und dann geschah etwas Atemberaubendes. Die Offiziere und Journalisten klebten fassungslos an ihren Ferngläsern. Sie konnten kaum glauben, was sie sahen: Die Flotte warf ins Wasser, was ihr eben geschenkt worden war. Der Ameisenhaufen war aufgewacht und tobte wie wahnsinnig. Auf den Decks bildeten sich Menschenketten. Die Reissäcke gingen von Hand zu Hand und flogen in hohem Bogen in den Ozean, wo sie reihenweise dahinschwammen. Gruppen von fünfzig Mann stemmten sich mit ihren Schultern gegen die Wassercontainer und stießen sie ins Meer, einen nach dem anderen. Ebenso die Medikamentenkisten. Diese stiegen wegen ihres geringen Gewichts wieder an die Wasseroberfläche, tanzten im Kielwasser der Flotte und hinterließen eine punktierte Linie. Dann riß die Spur plötzlich ab; cs war nichts mehr zum Wegwerfen da. Auf den südafrikanischen Lastkähnen verfolgte man dieses Schauspiel mit offenem Mund. Hat man jemals Verhungernde gesehen, die sich so verhielten? Von allen spontanen Erklärungen schien die des südafrikanischen Admirals die hellsichtigste zu sein. Als er am Kap an Land ging und von einer Meute von Journalisten mit Fragen überhäuft wurde, steckte er zu Antwort die Hände in die Taschen und zuckte angewidert mit den Schultern.

Laßt uns an dieser Stelle der Intelligenz und der Geschicklichkeit des Tieres Beifall zollen! Da wird es für einen kurzen Moment in seinem Elan gebremst, weil es etwas wittert, was ihm ganz und gar nicht schmeckt: einen konkreten Akt der Nächstenliebe. Er kam zwar verspätet, als Folge eines schlechten Gewissens und möglicherweise durch ein gewisses Kalkül getrübt, aber trotzdem hatte es sich bei ihm um eine menschliche Tat gehandelt, denn er stellte einen Kontakt her, zumindest ansatzweise. Eine reale, hilfreiche Hand hatte sich ausgestreckt. Nicht auszudenken, wenn nun die wankelmütige Öffentlichkeit auf den gefährlichen Gedanken käme, daß die Afrikaaner vielleicht doch ganz sympathische Leute sein könnten! Sympathische Rassisten? Höchste Alarmstufe! Das wäre ja noch schöner, wenn das Abendland trotz fünfzigjähriger Gehirnwäsche seine Identität wiederfinden und sich angesichts einer Gefahr hinter neuen Mauern verschanzen würde! Das wäre eine wahre Katastrophe für das Tier! Schon sah es seine Beute entschlüpfen. Aber leider haben wir es nicht mit einem Phönix zu tun, der sich aus der Asche des Abendlands erhebt. Eher mit einer verirrten, schwachen Fliege. Mit einem Prankenhieb schlägt das Tier zu und macht sie platt. Sympathisch, die Südafrikaner? Das Tier wird euch was husten!

Die Presse feuerte aus allen Rohren. Es ist müßig, auf die Einzelheiten einzugehen. Ein paar exemplarische Schlagzeilen sollten genügen. »Südafrikanische Barmherzigkeit? Fünf Fragen und Antworten« (London, gemäßigt). »Pretoria: Gute Reise und auf Nimmerwiedersehen!« (Paris, gemäßigt). »Erpressung mit menschlichem Elend« (Den Haag, links). »Waren die Lebensmittel vergiftet?« (Paris, linkes Boulevardblatt). »Almosen geben ist keine Lösung« (Turin, gemäßigt). »Nächstenliebe à la Südafrika: Ein Schlag ins Gesicht« (Paris, linksradikal). »Laßt euch woanders retten, Leute!« (Frankfurt, links). »Armada: Giftanschlag vereitelt« (Rom, linksradikal). »Ein Snack von Pontius Pilatus« (Brüssel, gemäßigt). »Südafrikanischer Reis im Wasser: Die Armada bekräftigt ihre Menschenwürde« (New York, gemäßigt). »Die Menschen vom Ganges lehnen jeglichen Kompromiß ab« (Paris, linksradikal). Die zuletzt zitierte Schlagzeile zierte einen Leitartikel von Clément Dio. Über die absurde Hypothese von einer versuchten Vergiftung fand sich in seiner Zeitung kein Wort.

Das war nicht sein Stil. Wenn man damit die Hinterwäldler aufscheuchen konnte, sollte es ihm aber auch recht sein. Für seinen Teil begnügte er sich, der Wahrheit nahe zu kommen, aber nicht zu sehr, nicht zu unverblümt, denn das hätte seiner Agenda geschadet. Gleichzeitig wollte er sein journalistisches Ethos nicht allzu sehr verletzen. Diesen Balanceakt vollbrachte er inzwischen mit Bravour. Um so gefährlicher war er, wenn er die Zügel schießen ließ. Er war der Wahrheit sehr nahe gekommen, beinahe im Alleingang. Das war ihm nicht schwergefallen, denn er erkannte denselben Haß wieder, der auch ihn selbst antrieb. Nichts anderes war es nämlich: Die Armada der letzten Chance nährte sich auf ihrem Weg in den Westen vom Haß. Einem gleichsam philosophischen Haß, so rein und tief, daß er mit Begriffen wie Rache, Tod oder Blut allein nicht zu fassen war. Er schleuderte einfach diejenigen, die er traf, ins absolute Nichts, im vorliegenden Fall die Weißen. Für die Menschen vom Ganges existierten sie nicht mehr. Sie hatten aufgehört zu sein. Das Paradies in Europa hatte bereits den Besitzer gewechselt. Haß stärkt zudem den Glauben. Dies versuchte Clément Dio anzudeuten, ohne das dunkle Geheimnis zu verraten: »Die Menschen vom Ganges lehnen jeglichen Kompromiß ab.«

Am gleichen Tag erhielt Jules Mâchefer eine weitere anonyme Sendung von hunderttausend Francs. Am ersten Bündel Banknoten war ein weißer Zettel angeheftet, auf dem fünf mit Schreibmaschine getippte Worte standen: »Warten Sie nicht zu lange!« Diesmal war mit einem Füllhalter noch hastig hinzugefügt worden: »Ich bitte Sie darum!« Unterirdisch gab es noch weitere Vorstöße dieser Art. Dem Direktor von Radio Ost, wo Albert Durfort auftrat, wurden zweihunderttausend Francs zugeschickt - was ihn übrigens keineswegs überraschte. Der Geldsendung lag eine Frage bei: »Muß man die blinden Halsabschneider erst bezahlen, wenn man einen anderen Glockenton hören will?« Auch er konnte nichts tun. Zumindest jetzt noch nicht. Dies gab er unter der Hand zu verstehen. Mâchefer hielt an seinem Schlachtplan fest, verschanzte sich weiterhin in seinem Schützengraben und stellte sich tot. Nach wie vor erschien auf der ersten Seite von La Pensée nationale die Karte, auf der täglich der aktuelle Standort der Flotte zu sehen war: eine durchgehende Linie zeigte den bereits zurückgelegten und eine punktierte den vermutlich geplanten Weg an. Darüber stand eine fette Überschrift: »Nur mehr 10000 km bis zur Stunde der Wahrheit!« Zehntausend Kilometer ... Ist das weit? Oder ganz nahe? Kommt die Wahrheit morgen? Oder nie? Was gibt es heute Lustiges im Fernsehen?

23.

Zwei Wochen später hatte sich lediglich die Schlagzeile geändert: »Nur mehr 5000 Kilometer bis zur Stunde der Wahrheit!« Sonst gab es keine Neuigkeiten. Völlige Funkstille. Das Wetter war immer noch schön. Weit entfernt schwamm die Armada auf einem einsamen Meer. Niemand hatte sie bisher gesehen, aber alle Welt glaubte, sie zu kennen wie einen alten Freund. Die öffentliche Meinung befand sich immer noch in Kreuzzugsstimmung. Im Bann des Mythos von der Brüderlichkeit sang sie »Die Ballade von der letzten Chance«. Im Rundfunk gab Rosamunde Réal die Ergebnisse des großen Wettbewerbs »Kinder zeichnen das Weltgeschehen« bekannt. Thema: »Wir und die Gäste vom Ganges«. Unter der Schirmherrschaft des Herrn Jean Orelle, seines Zeichens Nobelpreisträger für Literatur, Minister für Information und offizieller

Sprecher der Regierung, wurden die besten Zeichnungen an keinem geringeren Ort als dem Petit Palais ausgestellt. Sie wurden eingerahmt, angestrahlt und mit Bildlegenden auf goldenen Tafeln versehen. Der Ausstellungskatalog war vom Feinsten. Die Bilder wurden thematisch geordnet: »Die Gäste vom Ganges« bei uns zu Hause, in der Schule, im Krankenhaus, in der Fabrik, auf dem Feld, auf der Straße ... Das kostete Unsummen an Geld. Eine riesige Werbekampagne wurde ins Rollen gebracht, und alles, was in Paris Rang und Namen hatte, begehrte nichts sehnlicher, als sich ganz vorne aus dem Fenster lehnen zu dürfen.

Die Vernissage wurde zum Event des Jahres erklärt. Überall wimmelte es von Prominenz. Fünf berühmte Maler, millionenschwere Humanisten, die normalerweise jegliche öffentliche Ehrung verschmähten, hatten für diesen Abend ihre Elfenbeintürme im sonnigen Süden verlassen. Die Gewölbe des Petit Palais hallten von dem rauschhaften Beifall der Heerscharen von Journalisten mit ihren Mikrophonen wider. Die kleinen Künstler hatten sich angeblich selbst übertroffen. Nie zuvor hatte das sorglose Kindesalter so viele Talente hervorgebracht. Niemand wagte es auszusprechen, daß die Meisterwerke dieser halb verrückten Gnome in Wahrheit eher ein Fall für die Psychiatrie waren. Der Minister blieb vor einer besonders gräßlichen Wasserfarbenmalerei stehen. Vor einem roten Hintergrund gestikulierte eine Art Harlekin, bei dem abwechselnd ein Fuß schwarz, der andere weiß, eine Wade schwarz, die andere weiß, ein Schenkel schwarz, der andere weiß war und so weiter bis zum Gesicht, das in vier Felder eingeteilt war.

»Was für ein hervorragendes Gemälde«, sagte der Minister. »Es gibt kein Talent, das nicht aus dem Herzen kommt, und kein Genie ohne Seele ... Laßt uns über die Lektion, die uns diese Kinder erteilen, nachdenken.«

Und Jean Orelle dachte nach. Orelle, der Nobelpreisträger und Minister, der Berater der Großen dieser Welt. Und dachte über den diffusen Druck in seinem Magen und die schmerzliche Angst nach, die ihn überkam, als er sich an seinen Bauernhof in der Provence erinnerte, mit den zwölf möblierten Zimmern, dem blühenden Garten, der großen Liege unter Tamarisken, und sich dann vorstellte, wie eine Million herumfuchtelnder Skelette vor seinem Tor stand ... Er sagte kein Wort mehr. Man war seine Ticks gewöhnt. Die Presse beschrieb ihn als »von Gefühlen überwältigt und sich selbst treu.« Treu, gewiß. Aber unter welchen Qualen! Schon lag ihm ein großes »Nein« auf den Lippen, aber seine Vergangenheit verpflichtete ihn dazu, wie ein bewaffneter Grenzsoldat den engen Pfad, der vom Gehirn zur Zunge führt, scharf zu kontrollieren und jedes unbotmäßige Wort zu verhaften ...

Was das Gemälde angeht, so wurde es für hunderttausend Francs zugunsten der Aufnahme der Einwanderer vom Ganges verkauft. Zwanzig Sammler stritten sich darum. Gott weiß, wo es jetzt ist und mit welchen Augen es sein glücklicher Besitzer betrachtet...

Ansonsten gab es, wie gesagt, nicht viel zu berichten. Erst die Luftbrücke von Säo Tomé brachte wieder Abwechslung ins Spiel. Luftbrücken sind eine Spezialität des Westens. Besonders, wenn er mal wieder Lust bekommt, so zu tun, als würde er sich für seinen Nächsten interessieren. Sie haben den enormen Vorteil, daß man mit ihrer Hilfe zwei weit entfernte Ufer provisorisch miteinander verbinden kann, ohne sich dabei allzu sehr zu involvieren. Auf der einen Seite steht der Nächste in seiner Notlage und ist außer sich vor Freude, daß sich jemand seiner annimmt, auf der anderen steht man selber, winkt seinen Flugzeugen hinterher, sendet freundschaftliche Gesten, hält sich jedoch im allgemeinen aus der Sache heraus. Im Ernstfall ist dies sehr praktisch, denn es verschafft ein gutes Gewissen. Unternehmen dieser Art können sogar hin und wieder zu etwas nütze sein, obwohl dies keineswegs im Sinne der Erfinder war. Die Luftbrücke von Säo 'Lomé war zu gar nichts nütze, es sei denn, daß sie die Öffentlichkeit am Ende in eine tiefe Ratlosigkeit stürzte. Sie war das Werk der Kommission von Rom, die nach einigen fruchtlosen Sitzungen glaubte, endlich Taten riskieren zu müssen. Es war auch höchste Zeit. Schon sprach die UNO davon, die Sache in die Hand zu nehmen, und wer weiß, zu welchem Unfug diese Leute, die sich mehrheitlich aus Vertretern der Dritten Welt zusammensetzten, fähig gewesen wären, wenn man sie erst an Spielzeuge wie Imperialismus, Rassismus und ähnlichen Kram heranließe! In der Kommission von Rom waren die westlichen Regierungen wenigstens noch unter sich. Sie sollten also Zusehen, daß sie am Drücker blieben. So gerne man dem Problem ausgewichen wäre, so entschieden wollte man seine Lösung lieber nicht der Dritten Welt überlassen. Die Luftbrücke von Säo Tomé verdient auf jeden Fall einen Eintrag in den Geschichtsbüchern, als Denkmal der Nutzlosigkeit, etwa wie der Eiffelturm.

Nachdem sie den Äquator überschritten hatte, war abzusehen, daß die Gangesflotte auf die Küste Afrikas zusteuern würde, genauer gesagt auf die Insel Säo Tome, eine frühere portugiesische Kolonie, die jetzt eine unabhängige Republik ist. Noch bis vor kurzem hatte die Insel den Amerikanern als Luftwaffenstützpunkt gedient, weshalb sich dort ein noch recht brauchbarer Flughafen befand. Die Kommission von Rom beschloß, von dieser Basis aus die Armada zu versorgen. Was den Südafrikanern nicht gelungen war, wollte man erneut versuchen - diesmal jedoch mit guten Menschen mit guten Absichten für die gute Sache! Man wollte den Unglücklichen und der ganzen Welt das wahre Gesicht der weißen Rasse zeigen! Bald entstand auch auf dem Flugplatz von Säo Tomé ein ziemlicher Wirbel. Im Karussell der Nächstenliebe drehten sich hundert Flugzeuge am bleiernen Himmel des Äquators und warteten auf ihren Einsatz. Ein üppiges Buffet erwartete die Teilnehmer des Karnevals. Wahre Leckerbissen an edlen Gefühlen. Die Zuckerbäcker der selbstlosen Ideale hatten ganze Arbeit geleistet. Exquisite humanitäre Tortenpyramiden, gefüllt mit sahnigem Antirassismus, glasiert mit einem egalitären Schokoguß, gefüllt mit der Vanille der Gewissensbisse, geschmückt mit Karamelgirlanden und einer graziösen Aufschrift aus Marzipan: Mcaculpa! Eine ganz besonders herzerweichende Kreation. Jeder wollte als erster hineinbeißen. Nicht drängeln! Es ist genug für alle da! Eine tolle Party. Die Hauptsache war, dabei zu sein und gesehen zu werden.

Lange vor allen anderen war das weiße Flugzeug des Vatikans eingetroffen. Es war immer und überall als erstes vor Ort. Man hielt es wohl Tag und Nacht startbereit, beladen mit Medikamenten, Dominikanern in Jeans und frommen Botschaften. Wahrscheinlich flog es mit der Überschallgeschwindigkeit der Symbole. Um es auszurüsten, hatte Papst Benedikt XVI. seine Besitztümer verkauft und sich der letzten Reste des pontifikalen Luxus entledigt. Da es aber auf der

ganzen Welt, gerade in besonders ärmlichen und rückschrittlichen Pfarreien, immer noch viele beschränkte und aber gläubische Katholiken gab, die sich einen Papst ohne Tiara und Nobelkarosse nicht vorstellen konnten, so flössen alsbald die Spenden. Ihre Beharrlichkeit war deprimierend. Sie bestanden darauf, ihn wieder reich zu machen, wo er doch arm bleiben wollte! Ein Glück, daß jetzt das weiße Flugzeug da war und ihm aus der Verlegenheit half! Ein sympathischer Papst ganz auf der Höhe der Zeit, der die Presse für sich gewonnen hatte! Und eine großartige Titelfigur für die Zeitungen! Man beschrieb ihn als bescheidenen und anspruchslosen Mensch sehen, der in einem kleinen Eßzimmer im Dachgeschoß des Vatikans mit einer eisernen Gabel Ölsardinen aus Konservendosen verzehrte. Wenn man bedenkt, daß er in Rom lebte, einer kraftstrotzenden Stadt, die vor jahrhundertealtem Reichtum aus allen Nähten platzt, dann kann man wohl sagen, daß dieser einzige schlecht ernährte Römer der Welt tatsächlich ein strammer Idealist war, der alles für die gute Sache gab. Trotzdem gab es einige Römer, die ihn dafür aus irgendeinem Grund verachteten.

Auf jeden Fall kam sein Flugzeug, wie gehabt, als erstes in Säo Tomé an. Kurz darauf landete der ewige Zweite, der graue (et des Ökumenischen Weltrats der protestantischen Kirchen. Im Gegensatz zu ihrem vatikanischen Gegenstück waren die Protestanten ziemlich wählerisch, was ihre Reiseziele betraf. Darüber stritten sie sich ununterbrochen. Und auch der eben gelandete Stoßtrupp von Pastoren brachte einen heiligen Haß gegen die westliche moderne Gesellschaft mit, sowie eine komplementäre, überschwengliche Liebe zu allem, was ihr schaden konnte. In einer unlängst veröffentlichten, milde umstrittenen Verlautbarung hatte der Ökumenische Weltrat betont, »daß die westliche Gesellschaft unreformierbar sei und man sie daher vernichten müsse, um mit Gottes Hilfe auf ihren Trümmern eine neue, gerechte Welt für alle zu errichten«. Die Nächstenliebe ist eine sehr bequeme Waffe, wenn man versteht, sie selektiv zu verwenden. Nie sah man das Flugzeug der Pastoren aufkreuzen, wenn es um unpolitische Nebensachen ging, wie etwa ein Erdbeben in der Türkei oder eine Überschwemmung in Tunesien. Aber wenn die Versorgung von Palästinenserlagern, südamerikanischen Rebellen oder der Befreiungsheere der Bantus auf dem Programm stand, waren sie natürlich sofort zur Stelle. Mehr noch als der Stimme des Notleidens folgten sie der ebenso mächtigen Stimme des Hasses. Und wenn die Mehrzahl der Pastoren ihren Lebensmittelpaketen schon lange keine Evangelien mehr beilegte, so tat das nichts zur Sache. Sie lebten ja nach ihrem eigenen Evangelium.

»Christus hat in seinem ganzen Leben gegen die Herrschaft und die etablierten Religionen gekämpft«, erklärte der Ökumenische Weltrat. Und so zogen die Pastoren unter dem Vorwand des Kampfs gegen die Armut gegen die weiße Herrschaft und die christliche Religion ins Feld. Draußen vor Säo Tomé wartete auf hoher See bereits eine ganze verbündete Armee auf sie. Bis zum Rand mit Lebensmitteln vollgestopft, plumpste das protestantische Flugzeug auf die Landebahn wie ein voller Sack. Ihm folgten einige neutrale Flugzeuge, die im Namen des Weltgewissens unterwegs waren, allen voran das Rote Kreuz, dann die Schweden und die Schweizer (Rundumschläge der Nächstenliebe bilden das goldene Bollwerk der Neutralität), des weiteren große Frachtflugzeuge aus den wichtigsten europäischen Staaten. Deren Flugpersonal hatte stets den gleichen Geheimauftrag: zu erkunden, wohin die Flotte steuerte (hoffentlich zum Nachbarn).

Den Abschluß bildeten einige Flugzeuge, die einen etwas burlesken Eindruck machten. Den Preis gewann die Boeing des Souveränen Malteserordens. Sie glänzte wie eine Ritterrüstung mit ihrem weißen Pfeilspitzenkreuz auf dem Heck und den Tragflächen. Dazu trug sie das farbenprächtige Wappen des Großmeisters, das auf beiden Seiten des Bugs wie ein Schnurrbart angebracht war. Während die schwarzen Zöllner der Republik Säo Tomé, die den ungewohnten Rummel durchaus genossen, noch argwöhnisch die Ladung des Flugzeugs begutachteten, stiegen mehr oder weniger

flink die Passagiere aus. An der Spitze ein Generalleutnant, der gerade frisch aus dem Jockey-Klub kam, ein Ehrenritter, der heroisch auf das Golfturnier am Wochenende verzichtet hatte, drei Balliste, allesamt spanische Granden, darunter ein waschechter Herzog, und schließlich eine Prinzessin, welche die Haube einer Krankenschwester trug, eine fromme Ehrendame des Ordens mit einem strahlenden Dauerlächeln auf den Lippen. Kaum hatte sie ihren zarten Fuß auf die afrikanische Erde gesetzt, als sie eine sympathische Ungeduld an den Tag legte: »Führen Sie mich auf der Stelle zu den armen Kleinen, auf daß ich sie umarmen kann!«

Man mußte ihr erklären, daß die armen Kleinen irgendwo draußen auf dem weiten Ozean schwammen. »Ach du meine Güte! Ich hoffe, daß die armen Dinger nicht seekrank werden«, sagte sie und wandte sich an den alten Herzog: »Georges, immer vergessen wir etwas! So viele Medikamente und keine einzige Schachtel Antihistamin-Bonbons!«

Ihr goldenes Herz war weltberühmt. Wo auch immer das Leid sein ächzendes Haupt erhob, war sie zur Stelle und stürzte sich auf die jeweiligen »armen Kleinen« wie ein Großwildjäger auf der Safari. An ihrer Seite wußten die rührenden Ritter wenigstens wieder, wozu es den Malteserorden überhaupt noch gab: für mehr Nächstenliebe natürlich! Ein Grund, der es wohl wert war, zu kämpfen, lieber Georges! Sie hatten immerhin acht Jahrhunderte Tradition und die Rettung einer Kaste zu legitimieren. Ja, die Einfältigen und die Narren sind das Salz der Menschheit. Wenn von ihr noch etwas übrig bleiben sollte ...

Apropos Narren: Neben der Maltesermaschine stand ein weiteres bizarres Flugzeug, das eine Erwähnung wert ist. Es war mit Blumen und Hinduweisheiten bepinselt wie die Ente eines Hippies aus der Vorstadt. Es handelte sich um die zweimotorige Maschine einer steinreichen englischen Popgruppe, die ihre Kisten eigenhändig auslud. Ihr Inhalt war äußerst kurios. »Andere bringen das Lebensnotwendige, wir bringen Freude!« hatten sie gesagt, als sie London verließen. Am Rand des Flugplatzes von Säo Tomé lagen nun zwei Kisten mit Spielen und Scherzartikeln, eine Kiste mit Mundharmonikas, fünfzig indische Sitars, haufenweise Plattenspieler, literweise Parfüm für die Frauen, Säcke mit Räucherstäbchen, dreißig Kilo Marihuana, Schokolade der Londoner Firma Candies & Co., eine Kiste mit erotischen Fotobänden, eine weitere mit Comics sowie ein Set Feuerwerkskörper inklusive einer Gebrauchsanweisung in Hindi: »Aufzusparen bis zum Freudentag der Ankunft in Europa!« Die Popidole liefen mit vor Glück strahlenden Gesichtern von Kiste zu Kiste. War das alles nur ein juveniler Publicitygag? Oder ein schlau eingefädeltes Theater? Man erfuhr nie, was sie zu diesem Auftritt bewogen hatte. Die westliche Welt hatte sehr bald ganz andere Sorgen.

Über den Höhepunkt der Flugzeugshow sollte der Vollständigkeit halber auch noch berichtet werden. Als Schlußlicht landete auf dem Flugplatz von Säo Tomé ein vierstrahliges Düsenflugzeug der Air France, geschmückt mit dem Logo des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Ah! Dieses Flugzeug war in aller Munde! Das Geld für den Flug und seine Ladung war an einem einzigen Benefizabend aufgetrieben worden. Und was für ein Abend das war! Ein wahres Massendelirium. Zweihundert Filmstars, Sänger, Musiker, Schriftsteller, Schauspieler, Ski-Asse, Modeschöpfer, Playboys, Tänzerinnen zogen lärmend wie eine Zirkusparade durch die Straßen der Hauptstadt und der Regionen. Bataillone von hübschen Mädchen wurden ausgeschickt, um Spenden zu sammeln, wobei man gezielt an die patriotischen Gefühle des Publikums appellierte: sie spannten eine Trikolore wie eine große Plane auf, um den herunterplätschernden Geldregen aufzufangen. Seit dem Sturm auf die Bastille hat man sich auf den Straßen von Paris nicht mehr so amüsiert wie an diesem Tag. In einem von allen Sendern gleichzeitig ausgestrahlten Programm gab Leo Béon, der

begnadete Schauspieler und Schönling der Nation, die Vorstellung seines Lebens. Seine Startschußrede lautete etwa so; »Die Regierung unseres Landes sendet ihre Flugzeuge nach Säo Tomé. Das ist ihre Pflicht. Das ist gerecht. Also insgesamt eine eher trockene Angelegenheit! Wo aber ist die Solidarität der Herzen? Wo die Liebe zum Menschen? Das ist unsere Aufgabe! Wir, das französische Volk, werden unser eigenes Flugzeug nach Säo Tomé schicken! Ein Flugzeug des Volkes! Wir haben genau zwei Stunden Zeit, um es zu finanzieren. Zwei Stunden, um zu zeigen, wer wir sind. Egal, wie bescheiden euer Beitrag sein mag: Ich wünsche mir, daß ihr ihm ein Kärtchen beilegt, in welchem ihr mit wenigen Worten eure Gefühle zum Ausdruck bringt! Der Verfasser des schönsten Kärtchens gewinnt eine Reise nach Säo Tome (wie er sich von seinen eigenen Reden mitreißen ließ, der wunderbare Leo Béon!) und darf den Menschen vom Ganges persönlich die Sammlung eurer besten Texte übergeben, die wir zuvor natürlich übersetzen lassen. Geben ist gut. Aber sagen, warum, ist besser!« Trommelwirbel, Tusch! Die Rede war ein Triumph. Eine Million Menschen ging auf die Straßen. Die Hauptstraßen von zwanzig Städten waren verstopft. Der schöne Leo bediente seine zehn weißen Telefone: »Ja? An der Bastille? Eine Riesenmenge? Das ist ja herrlich! Die Leute zertrampeln einander buchstäblich? Großartig! Das Herz von Paris schlug immer schon bei der Bastille! Hallo, Marseille? Die Canebière übervoll? Wunderbar! Das Herz von Marseille schlug immer schon im Rhythmus der Zeit!« Zwischen den Anrufen las er einige der schönsten Texte vor. Er weinte dabei. Echte Tränen. Diese Kanaille! Auch Mâchefer weinte in seiner Mansardenwohnung. Aber vor Lachen!

Um zehn Uhr abends war der Spuk vorbei. Typisch französisch! Leo Béon, der an die fünf Kilo verloren hatte, schickte mit heiser gewordener Stimme das Volk ins Bett und bedankte sich herzlich, daß es ihn nicht enttäuscht hatte. Ihn persönlich, denn inzwischen hielt er sich für das personifizierte Gewissen der Franzosen - was in diesem Augenblick leider auch noch stimmte! Auf dem Bildschirm erschien der glückliche Gewinner des Wettbewerbs, Herr Stéphane-Patrice Poupas, ein Frisör aus Saint-Tropez. Der preisgekrönte Satz lautete: »Es gibt keine Hindus mehr, es gibt keine Franzosen mehr, es gibt nur noch den Menschen, und er allein zählt!« Bravo! Genial!

Armer Depp. Am Morgen des Ostermontags werden die Hände des Herrn Stéphane-Patrice Poupas derart heftig vor Angst zittern, daß er nicht einmal imstande sein wird, den Zündschlüssel in sein Auto zu stecken. Er wird zu Fuß aus Saint-Tropez flüchten und nach zwanzig Kilometern auf der Straße nach Norden zusammenbrechen, während Tausende von Kraftwagen achtlos über seinen Körper hinwegrollen werden, gesteuert von Tausenden Franzosen in heller Panik, für die es zwei Wochen vorher nur noch »den« Menschen gab, der allein zählt...

Marcel und Josiane fielen erschöpft ins Bett. Sie hatten alles gesehen, waren durch ganz Paris gerannt und hatten für die fünfzig Mäuse, die sie in das Fahnentuch geworfen hatten, hundert Stars die Hand drücken dürfen. Nachdem jetzt Ruhe eingekehrt, der Fernseher abgeschaltet und das Licht ausgelöscht war, lagen sie unbeweglich und nachdenklich da und wunderten sich über das vage Gefühl, daß irgendetwas nicht stimmte. Zuviel Lärm! Zuviel Tamtam! Zuviel Gequatsche! Zuviel »Liebe«, die ständig wie Honig von den Lippen der Promis tropfte! Hatte man diesmal den Bogen überspannt? Bahnte sich so etwas wie ein gesunder Menschenverstand seinen Weg durch einen undurchdringlichen Wald aus Lügen und Illusionen? Nicht wirklich. Josiane und Marcel kuscheln sich aneinander und warten auf den Schlaf. Noch wissen sie es nicht, aber dieses vage Gefühl wird sich bald in Panik verwandeln.

In Säo Tomé schwang Herr Stéphane-Patrice Poupas sal hadernde Reden für die Presse. Auch die Popmilliardäre waren anwesend. Zum zwanzigsten Mal wiederholte er: »Es gibt keine Hindus mehr, es gibt keine Franzosen mehr, es gibt nur noch den Menschen, und er allein zählt!« Applaus. Er baute seinen Schlager weiter aus: »Es gibt keine Engländer mehr, es gibt keine Schweizer ...« Und so weiter. Er war wie berauscht. Unterdessen küßte Leo Béon die Hand der Prinzessin. Vor den Zelten, die inzwischen den gesamten Rand des Flugplatzes säumten, sagte er: »Dies ist das Lager der goldenen Herzen.« Zwanzig Sonderberichterstatter übernahmen diesen Spruch. Die Apostel der Nächstenliebe klopften einander anerkennend auf die Schultern. Man einigte sich auf ein gemeinsames Abzeichen, ein gelbes Stoffstück in Form eines Herzens. Fünfhundert gelbe Herzen wurden auf fünfhundert Brustseiten aufgenäht. Bald trug jeder eines, sogar die geheimen Beobachter, die mit dem Fernglas den Horizont absuchten oder um die wenigen noch freien Fischerboote feilschten. Die Kommission von Rom hatte alles beschlagnahmt, was schwimmen konnte und einen Motor besaß. Nun wartete man ab. Die Stimmung war aufgeladen. Dominikaner und Pastoren beschlossen, einen gemeinsamen Gottesdienst abzuhalten. Die Schwarzen von Säo Tomé wackelten ökumenisch mit den Hintern, als die englische Popgruppe Kirchenlieder improvisierte. Stéphane-Patrice Poupas las aus den Evangelien vor. Er wurde gebeten, sie auszulegen, und so zog er die originelle Schlußfolgerung: »Es gibt keine Hindus mehr blabla ... es gibt nur noch den Menschen, und er allein zählt!« Die Menge sang: »Aus dem Holz des Kreuzes bauten sie ein großes Schiff, denn die Zeit der tausend Jahre erfüllt sich, und es erfüllt sich die Zeit der tausend Jahre.« Der alte Herzog, die Prinzessin und die meisten anwesenden Katholiken empfingen die Kommunion aus den Händen eines Methodistenpredigers, für den die heilige Hostie nur ein Symbol war. Aber was machte das schon aus, wenn sich alle Herzen himmelwärts zu Gott erhoben und Tränen die selig lächelnden Gesichter hinabliefen? Unter der Hitze des Äquators schwoll die Rührung wie eine fette Frucht. Und als ein Beobachter am Strand rief: »Die Flotte ist da! Die Armada ist da!«, antworteten alle wie mit einer Stimme: »Dank sei Gott!«

Was jetzt folgte, glich einem Alpdruck oder zumindest einem schlechten Traum. Das ersehnte Zusammentreffen fand zwei Meilen von Säo Tomé entfernt auf dem Meer statt. Es war sofort erkennbar, daß die Gangesflotte keinerlei Anstalten machte zu stoppen. Die India Star schien sogar absichtlich ihren Kurs zu ändern, um eines der Versorgungsschiffe zu rammen! Die Malteserritter verdankten ihre Rettung nur der Geistesgegenwart ihres Steuermanns, der rasch den Rückwärtsgang einlegte, als sich der Bug des Dampfers bedrohlich näherte. Der alte Herzog glaubte sich für einen Augenblick in die Zeiten zurückversetzt, in denen die Galeeren seines Ordens auszogen, um gegen die Türken zu kämpfen. Was die »lieben Kleinen« anging, so meinte die Prinzessin tot Umfallen zu müssen, als sie an ihrer Stelle nur einen zwergenhaften, deformierten, spasmisch zuckenden Fleischkloß sah, der eine Kapitänsmütze auf dem Kopf trug und mit seinen ausgestreckten Stummeln die Pforten der Hölle zu öffnen schien. Sie murmelte gerade noch: »Meaculpa«, dann sank sie graziös in Ohnmacht.

Da sich unter den Aposteln der Nächstenliebe noch niemand das Unmögliche vorstellen konnte, das heißt einen offenen Akt der Feindseligkeit seitens der Gangesflotte, so glaubte man an einen unbeabsichtigten Unfall, dem man glücklicherweise gerade noch entgangen war. Man schickte daher weitere Versorgungsboote von Säo Tomé mit Auftrag aus, bei den Schiffen der Flotte anzulegen. Der Versuch wurde allerdings rasch wieder aufgegeben. Drei Sack Reis, die man irgendwie auf ein altes Torpedoboot hatte hieven können, blieben keine zehn Sekunden liegen. Hunderte von Armen schossen hervor, griffen zu und warfen sie ins Wasser. Es konnte kein Zweifel bestehen, daß sie es mit voller Absicht getan hatten. Auf einem anderen Schiff erhob sich ein Wald aus Fäusten und gezückten Messern, als einer der geheimen Beobachter versuchte, es zu betreten.

Er hatte sich mit der Kraft seiner Arme an einem Tau, das von der Schiffswand herabhing, auf die Brücke geschwungen. Allein das Training, das er bei einem Sonderkommando erhalten hatte, rettete ihm das Leben. Mit einem Hechtsprung nach rückwärts ins Wasser entkam er der Gefahr. Die Kisten mit dem Feuerwerk regneten auf die Köpfe der englischen Popgruppe herab. Der Schlagzeuger verlor das Bewußtsein, der Sänger wurde an der Schulter verletzt. Nur das päpstliche Versorgungsboot widerstand länger als die anderen. Es glich einem Hund, der sich starrköpfig in eine Wade verbissen hatte. Bordwand an Bordwand mit der Calcutta Star versuchte es zum dritten Mal anzulegen. Da flog eine nackte Leiche, die vom Oberdeck heruntergeworfen wurde, mit einem schrecklichen, dumpfen Geräusch vor die Füße der Dominikanermönche. Der Körper war noch warm und biegsam. Der Mann hatte eine weiße Hautfarbe, blaue Augen und blonde Bart- und Kopfhaare. Er war erdrosselt worden. Nachdem man den tief in das Fleisch des Halses gepreßten Strick gelöst hatte, konnte er identifiziert werden. Die Bestürzung war enorm: Er war einer der bedeutendsten katholischen Schriftsteller des letzten Jahrzehnts gewesen, zugleich einer der reformfreudigsten, gefeiert vom gesamten Milieu der religiösen Intellektuellen. Am letzten Vatikanischen Konzil hatte er auf persönliche Einladung des Papstes als Laienberater teilgenommen. Als er plötzlich zum Buddhismus übergetreten war, verschwand er von der Bildfläche der westlichen Welt, ohne die leiseste Erklärung für seine Entscheidung abzugeben oder auch nur jemals wieder eine Zeile zu schreiben. Fortan nannte man ihn »den Abtrünnigen«. Der letzte Weiße, der ihn lebend gesehen hatte, war Konsul Himmans vom belgischen Generalkonsulat in Kalkutta, kurz vor dem Auslaufen der Flotte. Weisen wir kurz darauf hin, daß er nach Anbruch der Nacht heimlich an einem verlassenen Ufer der Insel beerdigt wurde. Nur ein paar Dominikaner waren zugegen. Die Nachricht von seinem Tod wurde nie bekannt gegeben, weder in Säo Tomé noch anderswo. Dies hatten die wenigen Zeugen seiner Ermordung beschlossen, und der davon unterrichtete Vatikan billigte dieses Vorgehen vorbehaltlos. Zweifellos war der Papst der Ansicht, daß ein derart scheußliches und sinnloses Verbrechen, begangen an einem der intelligentesten Männer des Jahrhunderts, leicht dazu führen könnte, daß sich die Meinung der westlichen Welt ändern und sein bedauerlicher Tod als Kollektivverbrechen angesehen werden könnte. Dies lag nahe, da die Welt die gewaltige Suche dieses Mannes nach Wahrheit stets leidenschaftlich verfolgt hatte. Eine spontane Empörung hätte womöglich zu einer pauschalen Verdammung der elenden, verantwortungslosen Massen geführt, hätte die Welt gelehrt, sie zu hassen statt christlich zu lieben, sie ihrem Schicksal zu überlassen statt ihnen zu helfen, sie davonzujagen statt sie willkommen zu heißen. Und der Papst hatte doch so lange und so viel für die Erleuchtung des Abendlandes gebetet! Das durfte doch nicht um sonst gewesen sein! Vielleicht ist dies eine Erklärung.

Als das letzte Schiff der Armada am Horizont verschwunden war und Säo Tomé südwestlich seiner Route hinter sich gelassen hatte, breitete sich im Zeltlager der goldenen Herzen ein betretenes Schweigen aus. Ein jeder versuchte verzweifelt, eine Erklärung für die schmerzliche Niederlage zu finden. Man kann an dieser Stelle deutlich erkennen, wie sehr das allgemeine Denkvermögen bereits verfallen war. Denn niemand war imstande, die bittere Wahrheit zu erkennen, auch wenn sie ihm unmißverständlich ins Gesicht starrte. Keinem einzigen kam der auf der Hand liegende Gedanke, daß die Gangesflotte der weißen Welt das erste Gefecht in einem gnadenlosen Rassenkrieg geliefert hatte und daß nun nichts mehr den Triumph ihrer Schwäche aufhalten konnte. Von nun an würde sie kein Pardon mehr geben. Die endlosen Diskussionen in den Zelten von Säo Tomé drehten sich im Kreis und mündeten schließlich in eine lähmende Ratlosigkeit.

Aber dann kam endlich eine Erleuchtung. Wahrscheinlich hatte einer der Pastoren den erlösenden Geistesblitz gehabt. Oder auch einer der katholischen Priester. Endlich hatte die Qual der fruchtlosen Grübeleien ein Ende. »Aber ja! Das ist es! Na klar! Sie hatten kein Vertrauen in uns! Sie

haben geglaubt, wir wollen sie vergiften! Diese armen Menschen! Was für eine Tragödie!« Man unterließ es, den Südafrikanern die Schuld dafür in die Schuhe zu schieben, aber viele dachten so und einige flüsterten es hinter vorgehaltener Hand. Und wenn auch viele von ihnen im Innersten spürten, daß sich ein klaffender Abgrund in ihrem schönen guten Gewissen auftat, so einigten sie sich doch auf eine gemeinsame, miteinander abgestimmte Version, die sie in ihren jeweiligen Heimatländern erzählten. Natürlich, der Vorgang hatte sie irritiert. Soviel gaben sie zu. Aber sie betonten ausdrücklich, daß es ein bedauerliches Mißverständnis gewesen war, das die Verbrüderung verzögert habe.

Im Flughafen von Roissy gab Leo Béon vor versammelter Presse ein weiteres Bonmot zum Besten. Er hatte sein berühmtes Lächeln wiedergefunden und sagte, etwas traurig, wie es sich schickt: »Wir müssen das Vertrauen dieser armen Teufel gewinnen.«

Durch diesen Schwachkopf, der wie immer nur die Hauptrolle spielen wollte, erhielt das Tier unschätzbare Verstärkung. Wir werden bald sehen, warum. Clément Dios spontane Reaktion war indes: »Was für ein Idiot!« Aber immerhin hatte er nun eine Schlagzeile für die Titelseite der nächsten Woche: »Wir müssen ihr Vertrauen gewinnen!«

24.

Mâchefer unterbrach sein Schweigen für zwei Tage. Am ersten Tag erschienen zwei Seiten, bewußt nüchtern gehalten, aber vollgepackt mit Fakten und Details. Die Schlagzeile lautete: »Franzosen, man belügt euch! Die Wahrheit über Säo Tomé. Bericht eines Augenzeugen. Der Herzog von Uras war persönlich vor Ort...«

Der alte Herzog war einer der ältesten Stammabonnenten von La Pensée nationale. Vierundzwanzig Stunden nach seiner Rückkehr platzte er in Machefers Büro, einen Stapel Zeitungen unter dem Arm, die Morgenpresse und die vom Abend zuvor.

»Das ist eine Unverfrorenheit!« sagte er, zitternd vor Wut. »Was haben diese Leute mit uns vor? Ich habe in meinem ganzen Leben nie etwas derart Tendenziöses gelesen. Sie haben ganze Arbeit geleistet. Es klingt alles plausibel, ist aber ein einziger Schwindel. Ich selbst mußte es zweimal lesen, um es zu begreifen. Passen Sie auf: Ich war auf dem Boot der Malteser. Ich hatte sogar das Kommando, ich bin schließlich Kapitän zur See im Ruhestand! Und was lese ich hier? Unser Boot sei infolge eines falschen Manövers meines Steuermanns beinahe vom Leitschiff der Flotte gerammt worden, wenn dieses nicht rechtzeitig seinen Kurs geändert hätte! Dabei war es genau umgekehrt! Die India Star fuhr direkt auf uns zu und auf der Brücke stand dieser gottverdammte, herumfuchtelnde Zwerg und neben ihm alle diese Typen, die uns an-starrten, als wollten sie uns totschlagen! Ich habe das alles doch nicht geträumt! Und was ist mit den Messern? Und den erhobenen Fäusten? Wieso steht da nichts über die Messer? »Wir müssen das Vertrauen dieser armen Teufel gewinnen«, ha! So ein Quatsch! Ich habe diese »armen Teufel« selbst gesehen. Ich traute meinen Augen nicht. Sie hassen uns! Ganz einfach. Und dann der Unfug mit der »Angst« vor einem »Vergiftungsversuch«. Wofür halten die uns eigentlich? Keiner von uns hatte die leiseste Chance, mit ihnen auch nur ein Wort zu reden. Wer versuchte, an Bord zu steigen, wurde auf der Stelle ins Wasser geschmissen wie ein Reissack! Ich habe das alles noch am selben Abend im Zeltlager von Säo Tomé lang und breit erzählt, aber keiner wollte mir zuhören. »Sie sind übermüdet, Herr Herzog, ruhen Sie sich doch etwas aus«, haben sie mir gesagt! Ich kannte einen der Dominikaner aus der päpstlichen Entourage. Als ich Marineattaché in Rom war, war er der

Beichtvater meiner Frau. Ein Mönchlein, wie es im Buche steht, boshaft wie ein Affe, mit einem Namen wie ein Schaf: Hamei. Er hat es seither weit gebracht! Wissen Sie, was er zu mir gesagt hat? »Gott hat uns diese Prüfung geschickt, um uns in unserer Nächstenliebe zu stärken. Der göttliche Plan ist sonnenklar. Wenn wir nicht alles geben, ist es, als ob wir gar nichts gegeben hätten. Unsere christliche Pflicht ist genau vorgezeichnet. Natürlich kann nicht jeder verstehen, was das bedeutet. Man muß manche Wahrheiten verschweigen, weil sie in Wirklichkeit von Gott gewollte Erscheinungen sind, damit wir unser Heil verdienen ...< Kann man die Dinge noch übler verdrehen? Ich war sprachlos und habe nichts geantwortet. Bevor er uns am nächsten Morgen verließ, hat er uns noch eine Moralpredigt zu demselben Thema gehalten, und alle haben sie aufgesogen wie Nektar. »Göttlicher Plan*? Wer auf Erden oder im Himmel hat ihm denn einen solchen Unfug eingeblasen? Allmählich begriff ich, was hier faul war. Aber noch fehlte mir ein Stück im Puzzle. Gestern früh habe ich auf dem Flughafen von Roissy Pater Hamei auf die Seite genommen. Ich sagte zu ihm: »Ehrwürdiger Vater! Was ist eigentlich mit dem hübschen Geschenk, das man Ihnen auf die Birne geworfen hat? Diese weiße, nackte Leiche mit dem langen blonden Bart?* Das hat ihm einen Schock verpaßt. Ich wußte genau, was ich gesehen hatte. Ich habe mir immer noch meinen Seemannsblick bewahrt und hatte außerdem einen erstklassigen Feldstecher dabei. Aber er faßte sich schnell. »Sie haben Halluzinationen, Herr Herzog! Ich versichere Ihnen, daß nichts dergleichen passiert ist.* Soso! Dabei guckt er mich mit großen Unschuldsaugen an, als könne er kein Wässerchen trüben und wäre schon auf dem Weg in den Himmel. Ich habe ihn dann gefragt: »Können Sie das beschwören?* Jetzt habe ich ihn, dachte ich. Weit gefehlt! »Ich will Ihnen gern Ihre Kapriolen verzeihen, Herr Herzog. Das ist das Vorrecht Ihres Alters. Ich schwöre es Ihnen, wenn Sie das wünschen.* Mehr war nicht aus ihm herauszukriegen. Aber nun war mir alles klar. Denn die Leiche, Herr Mâchefer, habe ich ein zweites Mal gesehen. In der Nacht, am Rande des Strandes. Sie waren gerade dabei, sie zu beerdigen. Der Hammel murmelte irgend etwas in seinen Bart, segnete das Grab, und dann haben sich alle eiligst aus dem Staub gemacht. Ich bin zum Grab hingegangen. Sie hatten es gut versteckt. Ich habe kurz gebetet und mich dann auch verzogen. Ich bin ja kein Aasgeier. Was ich um diese Stunde dort gemacht habe? Ich wollte irgendwo in Ruhe pinkeln gehen, das ist alles. In meinem Alter muß ich nachts oft aufstehen. So aber konnte ich das letzte Puzzlestück eindeutig dingfest machen: Dieser Priester, ein echter Dominikaner, log mit voller Absicht! Seither zähle ich eins und eins zusammen. Unter all den Priestern, die in die Irre gehen und uns dort hinlocken - wieviele davon lügen uns willentlich ins Gesicht? Herr Mâchefer, ich habe Angst...!«

»Also los, Kinder!« sagte Mâchefer zu seiner jungen Mannschaft, »schreibt die Geschichte des Herrn von Uras auf. Löchert ihn ruhig mit Fragen. Deshalb ist er ja gekommen. Ich möchte einen klaren, nüchternen Text, ohne Kokolores. Wir werden davon hunderttausend Exemplare drucken lassen ...«

»Hunderttausend!« stieß kurz darauf der Chef der Druckerei von La Grenouille hervor. »Wie wollen Sie das bezahlen? Ich habe strenge Anweisungen.«

»Im voraus!« erwiderte Mâchefer. Er zog einen Beutel aus der Tasche. Die hunderttausend Exemplare wurden, wie in alten Zeiten, durch Zeitungsjungen unters Volk gebracht. Das war nicht viel, aber immerhin ein Anfang. Mâchefer schöpfte Hoffnung. Am nächsten Tag sollte der zweite Teil des Berichts erscheinen, diesmal mit einer schockierenden Überschrift: »Weißer erdrosselt, von der Calcutta Star ins Wasser geworfen! Motiv? Rassenhaß!«

Nach einer Viertelstunde stand die Druckerpresse von La Grenouille still. Mâchefer wurde benachrichtigt. Er kam herunter. »Was ist los? Was geht hier vor? Arbeiten Sie nicht mehr?«

»Ich bedaure, Herr Mâchefer, ein unerwarteter Streik«, sagte der Werkmeister.

»Streik? Wirklich?« sagte Mâchefer.

Er ging von einem Arbeiter zum anderen und bohrte in jedes einzelne Auge einen fragenden Blick. Alle blieben stumm und unbeweglich. Keiner antwortete.

»Aber ihr arbeitet ja gegen eure eigenen Interessen, ihr Blödmänner! Habt ihr meinen Artikel nicht gelesen? Versteht ihr denn gar nichts?«

»Es ist Streik!« sagte nochmals der Werkmeister. »Tut uns leid. Sie kennen ja die Gewerkschaftsbestimmungen.«

»Gewerkschaft? Wo soll die sein? Im zweiten Stock? Im Büro der Direktion?«

»Es ist Streik, und dabei bleibt's«, wiederholte der Werkmeister. »Jammern Sie nicht, Sie haben doch Ihre zehntausend Exemplare bekommmen, wie jeden Tag. Was wollen Sie mehr?«

»Und morgen?«

»Genauso wie heute. Die lokale Abteilung der Gewerkschaft, die von den Mitarbeitern von La Grenouille vertreten wird, hat beschlossen, immer nach jeweils zehntausendeins Exemplaren Ihrer Zeitung zu streiken.«

»Dazu haben Sie kein Recht. Das ist ein politischer Streik.«

»Politisch? Keineswegs. Ihre Enten wurden mit zehntausend Stück Auflage täglich gedruckt. Damit waren wir einverstanden. Aber wir weigern uns, Überstunden zu machen. Das ist alles. Überstunden versklaven den Proletarier.«

»Ich frage mich«, sagte Mâchefer, »ob ihr Dummköpfe oder Arschlöcher seid.« Er zuckte die Schultern und fügte im Hinausgehen hinzu: »Ich fürchte, ihr seid Dummköpfe! Leider!«

»Tja, meine Kinder!« sagte Mâchefer kurz darauf zu seinen Mannen, »es wäre zu schön gewesen. Man hat uns wie die Anfänger vorzeitig aus der Deckung geholt. Wir hätten bis zuletzt warten müssen, wie ich es von Anfang an gesagt habe. Ich hätte mich nicht hinreißen lassen sollen. Jetzt haben sie uns fast zum Schweigen gebracht. Wir müßten eine andere Druckerei finden, wenn es überhaupt eine gibt, die nicht gewerkschaftlich erfaßt ist. Warten wir Gibraltar ab. Bis dahin übliches Programm. Überschrift für die morgige Aus gäbe: »Nur noch 4000 Kilometer bis zur Stunde der Wahrheit!<« Vielleicht ist dies eine Erklärung ...

Diesmal stürzte sich das Tier brüllend auf seine Beute, ohne jegliche Hemmungen. Das ganze Land war erfüllt vom Widerhall seines Geheuls: »Ein seniler Greis erzählt Schauergeschichten ... Die Clowns von Malta ... Die Aristokratie fordert Rassenprivilegien ... Exklusivinterview mit Pater Hamei ... Der Erzbischof von Paris rügt den Herzog von Uras ... Schweigemarsch vor der Botschaft

des Malteserordens.« Am gleichen Tag wurde eine Unzahl von Petitionen gestartet, die allesamt forderten, »die Gangesflotte willkommen zu heißen«. Tausende von Unterschriften wurden von Hunderten von Komitees gesammelt. Angefangen bei den »Christlichen Müttern« über die »Schwule Befreiungsfront« bis zum »Verband ehemaliger Befehlsverweigerer«, beteiligten sich sämtliche intellektuellen, politischen und religiösen Lager an der Kampagne. An der Spitze der Listen standen als Erstunterzeichner die vertrauten Namen all derer, die seit Jahren das Gewissen der westlichen Welt vergifteten. Albernes Getue, dachten viele, das wird ohnehin nichts bringen! Und? Tröpfchenweise wirkt das Gift zwar schmerzlos, aber zuletzt tötet es doch.

Am Morgen des Karsamstags, als die Gangesflotte sich der Küste Frankreichs näherte, wo sie in der folgenden Nacht stranden sollte, war die Presse immer noch dabei, solche Listen zu veröffentlichen. Das Ulkigste daran war, daß einige, die sich noch in letzter Sekunde eingetragen hatten, anschließend zu Hause den Schlüssel doppelt umdrehten, oder, falls sie im Süden wohnten, wenig später drauf und dran waren, mit ihren Autos nach Norden zu flüchten. Und als sie die Nachrichten im Radio hörten, bimmelte plötzlich ein kleiner, schlichter Gedanke in ihren Hirnen, der sie jedoch wie der Schlag einer Totenglocke erschütterte: »Oh, wenn ich das gewußt hätte!« Postume Unterzeichner sozusagen. Todkranke, denen ihr eigenes Testament den Rest gab.

25.

Hilfsaktionen wie jene von Säo Tomé wurden nie mehr wiederholt. Die Berichte der Geheimagenten waren wahrheitsgetreuer als die der Zeitungen und außerdem frei von jeglicher Sentimentalität. Sobald die Herren der Kommission von Rom über die Lage aufgeklärt waren, verzichteten sie auf weitere Maßnahmen. Unterdessen ließen sie die Zeit absichtlich ungenutzt verstreichen, mit Billigung ihrer jeweiligen Regierungen, die hofften und hofften ... Auf was eigentlich? Die hellsichtigsten unter den Kommissionsmitgliedern wußten es, hätten sich aber eher vierteilen lassen, als es zuzugeben. Wer in einer Organisation arbeitet, die sich mit den Problemen der Dritten Welt beschäftigt, verbaut sich mit der Wahrheit nur seine Karriere.

Am Tag vor Palmsonntag trafen sie sich hinter verschlossenen Türen. Die Flotte, die vor der Küste Senegals gesichtet worden war, glitt über ein vollkommen ruhiges und windstilles Meer. Sie hatte Kurs nach Norden aufgenommen. Das bedeutete, daß nur zwei Routen in Frage kamen: zum einen über den Atlantik und den Golf von Biskaya entweder nach Portugal, Spanien oder Frankreich, vielleicht noch nach England über den Ärmelkanal, oder zum anderen, was wahrscheinlicher schien, über das Mittelmeer, nach einer Rechtsschwenkung durch die Straße von Gibraltar. In beiden Fällen war Westeuropa das Ziel. Es sei denn ... Der britische Delegierte erhob sich von seinem Sitz. Er hüstelte diskret, wie es die Briten zu tun pflegen, wenn sie signalisieren wollen, daß sie das Folgende sehr ernst meinen.

»Gentlemen«, sagte er, »ich weiß, daß unsere Kommission ausdrücklich den Namen »Kommission für internationale Zusammenarbeit zur Rettung und Aufnahme der Gangesflüchtlinge* trägt. Wir alle sind uns dieser Verantwortung bewußt. Was die Rettung betrifft, dazu... äh... gibt es nicht viel zu sagen. Die Frage nach der Aufnahme dagegen ... nun (hüstel, stotter)... Es scheint mir, daß ... Also, bevor wir diese große Familie in unserer viel zu kleinen Wohnung aufnehmen, müßte man ihr begreiflich machen, daß wir ihr momentan weder Kost noch Logis bereitstellen können und daß sie bis auf weiteres wieder in ihr Land zurückkehren muß, damit wir genug Zeit haben, einen besseren Empfang zu organisieren, ganz so, wie ihn die öffentliche Meinung von unserem blühenden Land erwartet. In der Tat sind wir bereits dabei, ein angemessen großes Willkommensfest vorzubereiten.

Wir haben bisher allerdings noch keine Zeit dafür gehabt, da wir... äh ... niemanden eingeladen haben. Ich schlage daher vor, wir formulieren eine feierliche Einladung, innerhalb eines ausreichenden Zeitraums natürlich, um die Interessen unserer mit denen jener Staaten abzugleichen.«

Da der Sprecher Großbritannien bei der Dauerkonferenz für atomare Abrüstung vertrat, hatte er eine besondere Vorstellung davon, wann ein Zeitraum als »ausreichend* einzustufen war. »Da wir also günstigere Umstände abwarten wollen - die wir uns natürlich von ganzem Herzen herbeiwünschen -, schlagen wir vor, die Gangesflotte höflich zu bitten, wieder nach Hause zu fahren. Durch den Suezkanal über den Indischen Ozean ist der Weg nicht weit. Selbstverständlich werden wir ihr mit allen unseren Kräften helfen. Verpflegung, Begleitschiffe, medizinische Versorgung, technische Hilfe, Ersatz unbrauchbar gewordener Schiffe aus eigenem Bestand: All dies läßt sich effizient lösen ...«

Die Kommission war einverstanden. Einige Regierungen jedoch, vor allem die am meisten bedrohten wie Spanien oder Frankreich, bekamen es nun insgeheim mit der Angst zu tun. Bis Senegal hätte man noch auf einen Schiffbruch hoffen können. Die Öffentlichkeit hätte diese tragische Schicksalsfügung tränenreich hinnehmen müssen, hätte hernach den Opfern bewegende Gedenkfeiern gewidmet, die Überlebenden nach Hause geflogen und verstärkte Hilfeleistungen gelobt. Es hätten sich noch einige Zeit lang Gewissensbisse geregt, dann wäre das Leben weitergegangen, wie immer ... Aber dieses verflixte Meer blieb unfaßbar ruhig, Tag für Tag, ein meteorologisch einmaliges Phänomen in den Annalen der Seefahrt. Damit erübrigte sich jegliche Illusion. Bald würde sich die Gangesflotte mit der Flut der Worte vereinen, und dann würden die Schwätzer zur Kasse gebeten werden. Es sei denn...

»Die Hauptaufgabe«, fuhr der englische Delegierte fort, »ist, unsere Gäste zur Einsicht zu bringen. Gestatten Sie mir einen Vergleich. Wenn bei uns in England in den Schulen der besseren Gesellschaft ein tobendes Kind nicht folgsam sein will, dann wendet man durchaus kernige Mittel an, um die Sache zu beheben. Wie oft hat man mich als Kind auf den rechten Weg gebracht, indem man mich an den Ohren zog! Mangels anderer Alternativen schlage ich deshalb vor, gegebenenfalls ein entsprechend kerniges Mittel anzuwenden.«

Endlich wurde Tacheles geredet! Aber mit welch scheinheiligen Verrenkungen! Die weiße Rasse wird an dem Tag verdammt sein, an dem sie nicht mehr fähig ist, gewisse essentielle Wahrheiten offen auszusprechen, und sei es nur in den eigenen Bart gemurmelt. Dieser Tag begann anzubrechen.

Ein Delegierter fragte: »Was heißt das in unserem Fall konkret? »An den Ohren ziehen«?«

Der Engländer hustete nicht mehr. »Man hält die Schiffe zu Kontrollzwecken an, notfalls mit in Stellung gebrachten

Kanonen. Bewaffnete Einheiten lösen anschließend die Besatzung auf, ob diese das will oder nicht.«

»Und wenn sich diese Kinder nicht an den Ohren ziehen lassen?« fragte der französische Delegierte. »Wenn sie sich geschlossen auf den Lehrer stürzen und ihn niederzuschlagen versuchen? Darf der Lehrer dann zum Revolver greifen?«

»Vermutlich ja«, erwiderte der Engländer.

»Und wenn der Lehrer nicht den Mut aufbringt, Kinder zu verletzen?«

Langes Schweigen.

»Ich sage nicht, daß es so weit kommen wird«, meinte der Engländer. »Ich sage, daß es einen Probelauf wert ist. Damit wir in einer Woche wissen, zu was wir noch fähig sind.«

»Und wer soll diesen »Probelauf* durchführen?«

»Großbritannien wünscht, davon Abstand zu nehmen. Ich bin zwar ermächtigt, Ihnen unseren Vorschlag zu unterbreiten, aber wir müssen auch die besonderen Beziehungen bedenken, die wir traditionsgemäß zu den Regierungen vom Ganges, zu Indien, Bangladesch und Pakistan unterhalten ...«

Ein anderer Delegierter sagte: »Italien muß das Urteil des Heiligen Vaters berücksichtigen...«

Es erübrigt sich, auf die Einzelheiten der chiffrierten und fieberhaft ausgetauschten Telegramme zwischen der Kommission von Rom und den westlichen Regierungen einzugehen. In Frankreich faßte der Präsident einen ebenso geheimen wie schnellen Entschluß. Nur der Stabschef der Marine und Staatssekretär Jean Perret wurden unterrichtet. Um die Gründe dieser Geheimnistuerei zu verstehen, muß man sich nur an die Sitzung der Minister erinnern, die unmittelbar nach dem Auftauchen der Flotte im Gangesdelta abgehalten wurde ...

»Wir werden den »Probelauf* übernehmen«, kündigte der französische Delegierte an.

»Natürlich bleibt die Aktion ein Geheimnis. Niemand außer Ihren Regierungschefs wird über das Ergebnis unterrichtet werden. Dem Zerstörer 322 der französischen Marine, der bei den Kanarischen Inseln kreuzt, wurde befohlen, in einem streng geheimen Auftrag Kurs nach Süden zu nehmen. In diesem Augenblick erhält er genaue Anweisungen.«

»Und wenn der Versuch mißlingt?« fragte einer.

»Ich sehe schon«, erwiderte der Engländer phlegmatisch, »wir werden wohl bald wieder Zusammenkommen. Aber am Ende werden wir uns einigen müssen ...«

Am Karsamstag, als sich die Kommission von Rom zum letzten Mal zusammenfand, war von einer Einigung keine Rede mehr. Für wen auch? Und für was? Alles brach zusammen. Rette sich, wer kann! Jeder für sich!

26.

Am Palmsonntag lief der Zerstörer 322 in den Hafen von Dakar ein. Es war gegen vier Uhr nachmittags. Der senegalesischen Behörde gegenüber wurde seine Mission als »Routineauftrag« ausgegeben. Sein Aufenthalt dauerte keine fünf Minuten. Fregattenkapitän de Poudis wurde mit einem Vorpostenboot an Land gebracht, dann drehte der Zerstörer wieder ab und erreichte schnell die offene See. Vier Tage später tauchte er in Toulon auf. Merken wir der historischen Vollständigkeit halber an, daß dort der Mannschaft Ausgangssperre erteilt) jeder Besuch an Bord verboten und absolute Funkstille angeordnet wurde. In Dakar brachte ein unauffälliger Kraftwagen, gesteuert vom Marineattache in Zivil, den Kommandanten de Poudis zum Flughafen, direkt zur Abflugpiste, wo ihn eine Mysterien 30 der französischen Luftwaffe er wartete. Um achtzehn Uhr stieg de Poudis, auch er nun in Zivil, in Villacher aus dem Flugzeug und verschwand zehn Meter weiter in einem weiteren unauffälligen Auto. Neben ihm saß der Staatssekretär Perret. Dann ging es über die Autobahn, durch den Wald von Boulogne, über die Avenue Foch und die Champs-Elysées bis zum Büro des Präsidenten. Sie betraten das Gebäude durch eine Hintertür und vermieden den üblichen Weg, der an den Arbeitsräumen der Regierung vorbeiführte. Der Präsident empfing de Poudis stehend. Er war allein.

»Herr Kommandant, ich erwarte Sie schon voller Ungeduld. Ich habe Sie aus Dakar abholen lassen, weil ich den Bericht aus Ihrem eigenen Munde hören will. Irgendein verschlüsseltes Telegramm hätte mir nicht genügt, und wenn es noch so faktengesättigt gewesen wäre. Ich interessiere mich nämlich nicht so sehr für die Tatsachen an sich, sondern vor allem für ... wie soll ich es sagen ... die Atmosphäre, in der sie sich zugetragen haben.«

»Das habe ich wohl verstanden, Herr Präsident.«

»Nun denn. Dann reiße ich mich jetzt zusammen und konzentriere mich strikt auf das, was Sie mir zu sagen haben. Nehmen Sie sich genügend Zeit für Ihre Antworten und reden Sie vor allem nicht um den heißen Brei herum. Vergessen Sie außerdem die in diesen Hallen üblichen Phrasen und Schleimereien. Setzen Sie sich, bitte. Dort in den großen Sessel. Machen Sie es sich bequem. Möchten Sie einen Scotch?«

»Gern, das macht mir die Sache leichter.«

»Sie haben recht. Sobald die Probleme der Dritten Welt in Sichtweite kommen, kann die Regierung nichts Vernünftigeres tun, als einen Whisky zu kippen. Jedenfalls ist mir noch nichts Besseres eingefallen. Diese Leute schwingen große Reden vor der UNO, leisten sich Düsenflugzeuge, Staatsstreiche, Kriege und vermehren sich dabei auch noch wie die Ameisen. Selbst die schlimmsten Hungersnöte und Epidemien können diesem wuchernden Leben keinen Einhalt gebieten. Also trinken wir auf ihre Gesundheit! Das meine ich natürlich ironisch. Aber ich fürchte, daß wir nach Ihrem Bericht alle drei ein Glas nötig haben werden. «

»Das befürchte ich auch.«

»Herr Perret wird während unserer Unterhaltung ein paar Notizen machen. Er ist mein einziger Vertrauter in dieser Gangesgeschichte. Die anderen ... (der Präsident machte mit der Hand eine undeutliche Bewegung). Kurz, wir sind hier allein.«

»Mehr noch, als Sie denken, Herr Präsident«, sagte der Kommandant trocken.

»Bevor Sie beginnen, bitte ich um genaue Angaben über einen Punkt, der mir sehr wichtig erscheint, nämlich die Zusammensetzung Ihrer Mannschaft. Als ich den Entschluß zu diesem Auftrag faßte, war Ihr Schiff das einzige, das in der besagten Gegend einsatzfähig war. Der Admiral versicherte mir, daß wir keinen besseren Griff hätten tun können: eine Elitebesatzung aus Offizieren mit steilen Karrieren. Stimmt das?«

»Mehr oder weniger. Unter 165 Maaten und Matrosen sind nur 32 Wehrpflichtige, denen 48 Freiwillige für fünf Jahre gegenüberstehen. Der Rest besteht aus spezialisierten Berufssoldaten. In der Mehrzahl Bretonen. Eine erstklassige Mannschaft mit überdurchschnittlichem Schneid. Natürlich alles kein Vergleich mit den Standards meiner eigenen Kadettenzeit. Aber heutzutage kann auch der Kommandant eines Kriegsschiffes nicht mehr verlangen.«

»Wissen Sie, warum ich Ihnen diese Frage stelle, Herr Kommandant? Weil mir gerade wieder Dutzende Gründe eingefallen sind, warum wir den Krieg in Algerien verloren haben. Der fatalste war, daß wir eine Armee aus Wehrpflichtigen eingesetzt haben. Abgesehen von den Fallschirmjägern und der Legion haben wir ein Heer aus Schattenfiguren in den Kampf geschickt, allesamt von Zweifeln befallen und von unterirdischen Einflüssen zermürbt. Nicht mehr als eine Scheinarmee. Als ich noch ein ganz junger Minister war, hat einer meiner Vorgänger einmal zu mir gesagt: »Die Armee? Pah ... Gibt es überhaupt noch einen Krieg, den sie führen will? Ein ideologischer Krieg? Von vornherein verloren. Ein Volkskrieg oder Bürgerkrieg? Sicher nicht. Ein Kolonial- oder Rassenkrieg? Noch weniger. Ein Atomkrieg? Da braucht man keine Armee mehr. Da braucht man überhaupt niemanden mehr. Ein klassischer Krieg zwischen Nationen? Vielleicht, aber das würde mich doch sehr wundern. Diese Art Krieg wird es ohnehin nicht mehr geben. Wozu also noch die Wehrpflicht, frage ich Sie? Sie fördert den Antimilitarismus und die Kriegsdienstverweigerung, liefert Vorwände und Anreize für subversive Agitation. Wenn Sie eines Tages meinen Posten einnehmen, so wünsche ich Ihnen, daß Sie die Armee nicht brauchen werden, es sei denn für die Parade am 14. Juli. Und selbst die sieht von Jahr zu Jahr lausiger aus.< Leider fürchte ich«, sagte der Präsident abschließend, »daß ich die Armee sehr wohl brauche ...«

»Mir ist völlig klar, worauf Sie hinauswollen, Herr Präsident. Meine Mannschaft bestand zum Großteil aus Berufssoldaten und nicht aus Wehrpflichtigen. Und die paar jungen Einberufenen fügten sich der Gesamtheit. Es gab nicht mehr und nicht weniger Leser von La Grenouille oder La Pensée nationale als in anderen Truppenteilen. Auch unter dem Sanitätspersonal gab es keine verkappten Wehrdienstverweigerer. Keine militanten Anarchisten. Wenigstens keine, die mir bekannt geworden sind, und wenn, dann können es nicht mehr als anderswo gewesen sein. Und vor allem gab es keine Priester an Bord. Nun gut: Trotz dieser günstigen Voraussetzungen haben wir uns nicht gerade mit Ruhm bekleckert, Herr Präsident.«

»Erzählen Sie.«

»Mit dem Radargerät war es ein Kinderspiel, die Flotte zu finden. Es war heute morgen um fünf nach acht. Sie befand sich auf dem zwanzigsten Breitengrad, hundertzweiundvierzig Meilen von der Küste von Mauretanien entfernt. Ich hätte sie allerdings genauso gut mit der Nase aufstöbern können. Es schien, als würde das ganze Meer verfaulen. Ich habe mich gleich an die Ferse dieses eigenartigen Geschwaders geheftet. In den Anweisungen, die ich bekommen hatte, lautete der erste Befehl: »Konfrontation der Mannschaft mit der Flotte vom Ganges«. Ich habe zunächst nicht

verstanden, was genau von mir verlangt wurde. Also habe ich im Wörterbuch nachgesehen. Bei der Marine ist es immer sehr nützlich, eines dabei zu haben. Es hilft einem, sich mit wenigen Worten auszudrücken. Ich las: »Konfrontation: Sich gegenüberstellen, um sich zu vergleichen. Sich auf prüfende Art vergleichen.« Damit waren alle Zweifel ausgeräumt. Ich begriff, was der eigentliche Sinn meines Auftrags war. Mit meinem Feldstecher konnte ich Details ausmachen, die sogar mich überraschten, obwohl es kaum eine Rasse und eine Misere auf dieser Erde gibt, die ich noch nicht gesehen habe. Ich habe dann die ganze Mannschaft auf der Brücke steuerbords antreten lassen. Im Innern des Schiffs blieben nur unabkömmliche Dienstgrade und Matrosen zurück, die zur Überwachung der Maschinen, der elektrischen Anlagen und der Sicherheitseinrichtungen nötig waren, insgesamt nicht mehr als zweiundzwanzig Mann.

Nachdem ich mich dem Konvoi rechts neben mir auf fünfzig Meter genähert hatte, fuhr ich die ganze Flotte entlang, bis zur Spitze, bis zu einem alten Flußdampfer mit dem Namen India Star. Der Konvoi fuhr zehn Knoten. Ich ließ unsere Geschwindigkeit auf sechzehn reduzieren. Trotzdem haben wir über eine Stunde gebraucht, um die Parade abzufahren. Die ganze Gangesflotte zog an uns vorbei wie auf einem Laufsteg. Und wir sahen uns das Panorama genau an. So habe ich den Satz verstanden: »Sich auf prüfende Art vergleichen*.«

»Sie haben das richtig interpretiert. Auch ich bin ein fanatischer Anhänger des Wörterbuchs. Fahren Sie fort, bitte.«

»Was wir gesehen haben, war schlichtweg unbeschreiblich. Sowohl im Ganzen als auch im Detail. Wo soll ich anfangen? Zuerst mit dem Zählen. Mein Erster Offizier zum Beispiel hat unaufhörlich die Köpfe gezählt. Bei jedem Tausender hat er auf einem Zettel einen Strich gemacht. Nach einer Stunde war er fast verrückt: neunhundert Striche. Dann die Details. Wie in den alten Filmen von Pasolini. Ausgezehrte Gesichter, nur noch Haut und Knochen, mit glasigen oder apathischen Blicken. Ab und zu waren hochgewachsene Gestalten mit edlen Zügen zu erkennen, die aus der Menge herausragten. Sie standen aufrecht und betrachteten uns schweigend, während sie sich seelenruhig die Haut blutig kratzten. Asketische Athleten. Neben mir hörte ich den wachhabenden Offizier murmeln: »Lauter nackte Spartakusse ...< Nackt waren sie alle. Aber nicht vollständig. Es war weder ein Leichenhaus noch ein Badestrand. Keine Scham, aber auch keine Schamlosigkeit, kein Exhibitionismus. Vielmehr so etwas wie das Ergebnis einer jahrtausendealten, elenden Promiskuität. Dann wieder ein entblößter schwarzer Busen, der über dem Boden baumelte, wenn eine Alte sich bückte. Ein eitriger Verband verrutschte und gab ein völlig zerfressenes Knie frei. Schultern ohne Alter. Gehörten sie einem Greis oder einem Knaben? Zwei Gestelle mit vorspringenden Knochen. Knaben oder Mädchen? Aber da fingen sie an, zu pissen: ein Knabe und ein Mädchen. Ihre Gesichter waren sehr schön. Sie lächelten einander zu und legten sich wieder hin.

Eine Frau bewegte sich durch die Menge. Nur hin und wieder tauchten ihre großen Brüste über der Oberfläche der Körperflut auf: Sie war eine Zwergin. Dann wieder zwei rachitische Schenkel, krumm wie Baumwurzeln. Ein Typ, der einfach nur auf dem Boden saß, ohne sich zu rühren. Ich fragte mich, wie lange er schon in dieser Position ausharrte. Seit der Abfahrt? Eine andere Frau lag flach auf dem Boden, starrte in den Himmel, ohne zu blinzeln. Sie war tot. Ich weiß es genau. Als wir nämlich später dieses Schiff bestiegen, wurde sie gerade von zwei Männern an Armen und Beinen gepackt und ohne Zeremonie über Bord geworfen. Sie kann nicht schwer gewesen sein. Ich sah, wie sich meine Bretonen auf der Kommandobrücke bekreuzigten. Und dann: Geschlechtsteile und Hintern überall. Viele Geschlechtsteile. Ich erinnere mich an diese junge Frau, die in ihrer

dichten, schwarzen Schambehaarung herumzupfte und ich weiß nicht was suchte. Vermutlich Läuse.

Sprechen wir nicht von all denen, die auf ihren Fersen hockten, mit hochgezogener Tunika und nacktem, hochgerecktem Hintern. Für sie existierten wir gar nicht. Und für alle anderen an Bord genau sowenig. Es gab auch makellose Körper in großer Zahl, von denen ich einzelne flüchtig und bruchstückhaft gesehen habe. Es war also nicht ausschließlich ein Bild des Grauens, das sich uns darbot. Vielleicht war ihre Schönheit um so ergreifender, eben weil sie von einem Nimbus des Elends umgeben und von soviel Häßlichkeit umringt war. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das erklären soll. Auf der Calcutta Star, fast an der Spitze des Konvois, erblickte ich einen herrlichen nackten Rücken. Glänzende schwarze Haut, bedeckt mit langen, fächerartig ausgebreiteten Haaren, abgesondert von der liegenden Menge. Eine weiße Tunika um die Hüften geschwungen. Sie fiel plötzlich herunter und das Mädchen drehte sich um, um sie aufzuheben. Es schien sich um eine Art Spiel zu handeln, denn neben ihr stand eine häßliche, kleine Mißgeburt und lachte. Das Mädchen stand auf, und fünf Sekunden später war sein Körper vollständig mit diesem weißen Tuch verhüllt. Aber in diesen fünf Sekunden war ich nicht imstande, meine Blicke von dieser schönsten Frau abzuwenden, die ich je bewundern durfte. Sie war auch die einzige unter den Tausenden von Menschen, die mich direkt angeschaut hat, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick. Aber als ich ihren Gesichtsausdruck sah, wünschte ich mir tausendmal, sie hätte sich lieber nicht umgedreht...

Der Gesamteindruck war aber noch viel stärker, tiefer und auch unheimlicher, als ich Ihnen überhaupt vermitteln kann. Ich vermag es nur mit abgedroschenen Worten auszudrükken: Massen, Massen, Massen. Massen und Dreck. Unzählbare Menschenmassen. Abgründe des Elends und der Not. Alptraumhafte Szenarien. Ein wimmelnder Fleischmarkt aus Geschlechtsteilen. Wuchernde Vermehrung der Schönheit. Wenn man sagen würde, da sei eine ganz andere Welt an uns vorbeigezogen, dann wäre das noch viel zu schwach ausgedrückt. Mir schien, daß wir jegliches Urteilsvermögen verloren hatten ... Nun denn, Herr Präsident, Sie ahnen wohl das Ausmaß des Schadens: Wenn schon der Kommandant derart perplex ist, wie muß es dann erst der Besatzung ergangen sein, ob Berufssoldaten oder nicht? Hier habe ich ein paar Fotos. Sie wurden an Bord entwickelt. Wollen Sie sie sehen?«

Schnell überflog der Präsident die etwa zwanzig Stück. Dann sagte er: »Ein Jammer, daß die Zeit der Studentenstreiche vorbei ist! Sonst würde ich dies alles einem motorisierten Boten der Nationalgarde übergeben, damit er es unserem Freund Jean Orelle persönlich in die Hand drückt, mit einem Begleitschreiben von mir: »Freuen Sie sich schon mal auf Ihre Gäste ...< Sieh mal an! Sie haben auch dieses schreckliche Lebewesen fotografiert? Das Ungeheuer mit der Mütze von der India Star'. Vor sechs Wochen hat man mir ein ähnliches Foto zukommen lassen. Es wurde von der Associated Press am Ausgang der Meerenge von Ceylon gemacht. Leider haben es nur wenige Zeitungen veröffentlicht.«

Er nahm das Foto und steckte es in den Rahmen des großen Louis-Quatorze-Spiegels über dem Kamin. Das verlieh der Mißgeburt ein ganz neues Ansehen, als ob sie gerade offiziell ins Büro gekommen sei und nun als vierter im Raum stünde.

»So«, sagte der Präsident, »das ist also mein Kollege vom Ganges! Man erzählt, daß Marschall Montgomery in der Cyrenaika ständig ein Foto seines Gegners Rommel vor Augen hatte. Vor jeder größeren Entscheidung betrachtete er es lange. Diese Methode hat ihm offenbar zum Erfolg verholfen. Ob das bei mir auch noch funktioniert? Was zum Teufel soll ich denn aus einem solchen

>Gesicht< herauslesen? Die Mütze hilft mir jedenfalls nicht weiter. Glauben Sie mir, ich habe schon unzählige Typen mit weitaus imposanteren Mützen und häßlicheren Visagen in meinem Wagen über die Champs-Elysées kutschiert. Aber so etwas wie ihn habe ich noch nie gesehen.«

Dann wechselte er den Ton und stieß hervor: »Mein Gott, wie entsetzlich! Fahren Sie fort, Herr Kommandant. Ihre Mannschaft? Wie hat sie reagiert?«
»Schlecht, Herr Präsident. Zumindest in unserem Sinne. Ich hatte alle meine Offiziere und Maate auf die Brücke befohlen, wo schon die Matrosen versammelt waren. So konnte ich mir ein sehr genaues Bild von ihren Reaktionen machen. Nach dem ersten Schiff, das wir überholten, war zunächst alles still. Ein Mann sagte halb im Scherz: >Mein lieber Scholli, die genieren sich ja für überhaupt nichts/ Kurz darauf sagte der gleiche Mann mit völlig veränderter Stimme: >Diese armen Kerle!* Eine Stunde lang war dann nichts anderes mehr zu hören als Bemerkungen wie »Unglaublich!* oder »Mein Gott, diese armen Menschen!* oder auch »Herr Oberleutnant, auf was warten wir noch? Wir müssen ihnen etwas zu essen geben!* oder »Was soll aus all diesen Kindern werden?* Die einzige Reaktion, die aus dem Rahmen fiel, war die eines alten Matrosen. Ich habe in seiner Personalkartei nachgesehen: Er hatte den niedrigsten Intelligenzquotienten von allen an Bord. Er sagte: »Herr Oberleutnant, ist es wahr, daß sich diese Leute bei uns wieder aufpäppeln wollen?* Er konnte sich das kaum vorstellen. Als wir dann die India Star erreicht hatten, welche von allen Schiffen am dichtesten belegt war, hörte man kein Wort mehr. Die Mannschaft war wie gelähmt. Damit war die Konfrontation beendet. Nun kam der zweite Teil meines Auftrags: ich gab den Befehl, die Gefechtsposten zu beziehen. Sie wissen, wie das abläuft, Herr Präsident. Stoßweise kurze Sirenentöne über Bordlautsprecher. Das hat einen dramatischen, aufrüttelnden Effekt. Nun, ich habe noch nie zuvor eine derart fassungslose Mannschaft gesehen. Etliche fluchten. Andere stellten Fragen. Meine Offiziere hatten Befehl, keine Antwort zu geben. Schließlich ging alles automatisch. Da stand ich nun, auf einem unserer herausragendsten Kriegsschiffe, aber ich war mir fast sicher, daß die Mannschaft ihren Kommandanten, ihre Uniform, die Marine, sich selbst und den Rest der Welt haßte!«

»Fahren Sie fort, Herr Kommandant«, sagte Staatssekretär Perret. »Die Idee zu diesem Einsatz stammt übrigens von mir. Ich entsinne mich genau der nächsten Anweisung: »Vortäuschung einer Vorbereitung zum Kampf, bis kurz vor dem Feuerbefehl.*«

»Auch diesmal«, sagte der Kommandant, »glaubte ich begriffen zu haben, was man von mir verlangte. Wie befohlen habe ich meiner Mannschaft ein großes Schauspiel bereitet. Wenn man einen Helm auf dem Kopf hat und einen Rettungs-gürtel auf dem Rücken, wenn man fieberhaft die Torpedos in die Rohre schiebt, wenn sich die Hände fest um die Hebel der Raketenwerfer klammern oder die Augen auf die Gucklöcher der Zielfernrohre gepreßt sind, all dies, während das Schiff in allen Fugen bebt und mit mehr als fünfunddreißig Knoten durch die Gegend rast - dann wird man ein anderer Mensch. Das wollten Sie doch wissen, nicht wahr?«

»Richtig«, sagte der Präsident. »Wissen ...! Aber wissen bedeutet nicht hoffen. Was erhoffen wir uns? Wahrscheinlich nichts. Was dürfen wir noch erhoffen?«

»Sie sagen es: nichts«, antwortete der Kommandant. »Zunächst lief alles wie geschmiert, wie eine gut geölte Maschine. Ein perfekt durchgeführtes Manöver. Wir sind ja schließlich ein Elitezerstörer! Aber auf einem Kriegsschiff ist die letzte Operation, die dem Feuerbefehl vorausgeht, die Zieleinstellung der Geschütze, der Raketenwerfer und so weiter. Ob nun die Operation automatisch oder nicht abläuft, bei naher Entfernung zum Ziel kann die Bedienungsmannschaft genau erkennen,

auf was sie schießt. Herr Präsident, genau ab diesem Moment kommandierte ich nur mehr ein Schiff aus Meuterern. Gewiß: weinende, respektvolle, niedergeschlagene Meuterer, wie man will, aber eben doch Meuterer. Ich hatte den Ernstfall täuschend echt vorgespielt! Die ganze Mannschaft glaubte mir. Eine Lawine von Anrufen aus allen Gefechtsständen prasselte auf mich ein. Unmißverständliche Sätze, wie sie nie zuvor der Kommandant eines Kriegsschiffes zu hören bekommen hatte. »Hier ist der Geschützturm. Herr Kommandant! Herr Kommandant! Wir werden nicht schießen! Wir können es nicht! Hier ist das vordere Maschinengewehr. Es geht, nicht, Herr Kommandant! Ziehen Sie diesen Befehl zurück! Wir verweigern den Gehorsam!« Wenn man mit einem Maschinengewehr schießt, sieht man tatsächlich sehr gut, wen man tötet... Ein einziger Trost: Der ängstliche Ton der Stimmen. Wie verlorene Kinder! Ich trat an das Mikrofon, drückte auf den Knopf, der mich mit dem ganzen Schiff verbindet, und sagte: >Die Übung ist beendet, Kinder, die Übung ist beendet.* Das war nicht gerade nach Vorschrift. Aber, um ehrlich zu sein, war ich genauso bestürzt wie sie ...«

»Und was ist mit dem dritten Teil Ihres Auftrags, Herr Kommandant?«

»Davon wollte ich als nächstes berichten, Herr Präsident. Leider! Eine Viertelstunde später habe ich gemäß Ihrer Anweisung erneut das Wort ergriffen. Diesmal hatte ich einen größeren Spielraum. Ich tat mein Bestes. Ich sagte etwa folgendes: >Hier spricht der Kommandant. Sie haben an einer Übung von psychologischem Charakter teilgenommen. Dergleichen hat es in unserer Marine bisher noch nie gegeben. Darum werden auch die vorgefallenen Insubordinationen nicht weiter verfolgt. Sie sind hiermit vergessen. Sie müssen vergessen bleiben. Sie waren sozusagen ein Teil der Übung. Verstehen Sie mich richtig: Wir stehen einem Phänomen gegenüber, das es in der Geschichte ebenfalls noch nie gegeben hat. Nämlich der friedlichen, aber von unseren europäischen Heimatländern weder erlaubten noch erwünschten Ankunft dieser Flotte voller Einwanderer. Ihr habt Zeit gehabt, sie aus der Nähe zu betrachten und euch ein eigenes Urteil zu bilden. Nun: Sie, wir, der Zerstörer 322, wir waren Versuchskaninchen. Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine neue Art der Kriegführung, bei welcher ein waffenloser Feind seine Armut wie einen Schild vor sich her trägt. Dieser Art von Krieg müssen wir uns anpassen. Das ist die Aufgabe des Zerstörers 322. Stellen Sie sich vor, diese Flotte hätte die Absicht, bei uns in Frankreich zu landen. Aus Gründen, die Ihnen vielleicht soeben klar geworden sind, die aber die Regierung noch abwägen muß, könnte es sein, daß unsere Marine den Befehl bekommt, diese Schiffe in ihre Gewalt zu bringen, um sie über den Suezkanal zur Umkehr nach Indien zu zwingen, das sie nie hätten verlassen dürfen.

Natürlich würde diese erzwungene Rückführung unter Wahrung aller humanitären Maßnahmen erfolgen. Zweifellos sind Sie erleichtert, das zu hören. Wir müssen nun allerdings eine weitere, besonders delikate Übung durchführen. Sie dient der Vorbereitung für den Ernstfall, wenn es unsere Regierung für angezeigt halten sollte, die Gangesflotte zum Schutz unseres Landes abzufangen. Daher wird in einer Viertelstunde ein Kommando aus Marineinfanteristen losgeschickt werden, um das friedliche Abfangen an einem der Schiffe zu erproben. Wenn der Versuch gelingt, wird das Schiff sofort wieder geräumt. Es handelt sich also auch diesmal nur um eine allgemeine Übung ...< Ich habe meine Ausführungen etwa mit den Worten beendet: »Ich zähle auf euch.* Das klang vielleicht ein wenig lahm. Aber was hätte ich sonst noch sagen sollen? Hätte ich mich angesichts eines solchen Feindes eines klassisch militärischen Vokabulars bedienen sollen? Stellen Sie sich das einmal vor! Überhaupt können Sie mit der militärischen Ausdrucksform heute kaum mehr etwas erreichen, Herr Präsident. Alle Welt macht sich darüber lustig, bei den Militärs angefangen ...«

»Ich weiß«, sagte der Präsident, »und wenn es nur um das militärische Vokabular ginge! Alles, was einst als einfach, klar und menschlich galt, wird heute als Klischee verhöhnt und zur Groteske verbogen ... Genug! Wie ist die Operation ausgegangen, Herr Kommandant?«

»Schlecht, Herr Präsident! Sehr schlecht! Ich hatte ein nicht zu großes und nicht zu kleines Schiff ausgesucht, ein altes Torpedoboot, das ungefähr unserer Mannschaftsstärke entsprach. Ich dachte, daß ein ausrangiertes Kriegsschiff unsere Matrosen weniger verunsichern würde. Auf diesem Schiff befanden sich etwa zweitausend Menschen. Mein Prisenkommando bestand aus zwei Motorschaluppen mit drei Offizieren und vierzig für den Nahkampf bewaffneten Männern. Abgesehen vom Fall der Selbstverteidigung war es strikt verboten, jemanden zu töten oder zu verletzen. Ich bin übrigens sicher, daß die Männer einen solchen Befehl ohnehin verweigert hätten. Eine Minute lang glaubte ich, die Partie gewonnen zu haben. Zunächst lief alles nach Plan. Meine Männer drangen ein wie das Messer in die Butter und besetzten im Nu den Zugang zur Kommandobrücke. Die Menge wich zurück und schaute widerstandslos zu. Als aber meine Männer auf die Türen und Luken zugingen, die zur Brücke und zum Maschinenraum führen, rückte die Masse sofort dicht zusammen und bildete eine »Mauer aus Fleisch«, wie es einer meiner Offiziere nannte. Meine Männer versuchten, einzelne aus der Masse herauszulösen, um sich einen Weg zu bahnen. Vergebliche Liebesmüh. Man hätte dreitausend Arme gebraucht, um durch diese Menschenmenge zu dringen. Der befehlshabende Offizier ließ die Gewehre in Anschlag bringen. Dann gab er die üblichen Befehle, langsam und konzentriert. Das ist eine Sprache, die normalerweise jeder versteht. Aber der Haufen wich keinen Millimeter vom Fleck. Kindergesichter glotzten mit großen, runden Augen in die Mündungen der Maschinenpistolen und zeigten dabei nicht einmal Furcht. Die Mannschaft hatte bereits zu diesem Zeitpunkt das Wesentliche ihres Auftrags erfüllt, denn sie war bis an die Grenze des Möglichen gegangen. Es bedurfte nur noch des Schießbefehls. Natürlich sollte nur über die Köpfe hinweggeschossen werden. Dennoch war ein Risiko dabei. Herr Präsident (der Kommandant lächelte etwas traurig), Sie können auf Ihre Kriegsmarine stolz sein. Hervorragend ausgebildet und hochdiszipliniert. Wenn es darum geht, ihr Ziel ins Visier zu nehmen und ihm zu drohen, sind sie unschlagbar. Eine hübsche Marine, prima geeignet zum Zweck der Abschreckung.

Aber eine erfolgreiche Abschreckung spielt sich immer unter Parteien ab, die einander verstehen. Die Menschen vom Ganges kümmerten sich jedoch nicht um die Spielregeln. Nicht einmal der Ansatz einer Panik war zu erkennen. Nicht das leiseste Zurückweichen. Im Gegenteil. Die Fleischmauer rückte immer weiter vor, bis das Prisenkommando eingeschlossen war. Meine Männer mußten sich mit Fußtritten, Fäusten und Gewehrkolben gegen Menschen wehren, die nicht kämpften, sondern einfach nur schoben und drängten. Es waren Zweitausend, die schoben und drängten. Zweitausend! Gegen dreiundvierzig. Wenn es unseren Männern gelang, einen niederzuschlagen, trat sofort ein anderer an seine Stelle. Um weiterhin den Posten zu halten, hätten sie wirklich schießen und töten müssen. Wie durch ein Wunder konnte sich das Kommando auf die Boote retten. Zwei Mann fehlten, beide Matrosen. Ihre Körper hat man uns ausgeliefert. Man warf sie über Bord. Sie zeigten keinerlei Verletzung durch Messer oder Dolch. Keine Würgemale. Sie waren einfach totgetrampelt worden. Nicht von irgendjemand bestimmtem, sondern von allen zusammen. Wenn alle die Täter sind, dann ist es keiner. Sie waren ertrunken in einem Meer aus Fleisch und Knochen. Ja, ertrunken. Das ist das passende Wort. Ich habe nichts mehr hinzuzufügen, Herr Präsident. Den Zerstörer 322 können Sie von nun an vergessen. Er ist nutzlos geworden. Er ist nur mehr ein krankes Vehikel, ein Körper ohne Seele.«

»Und sein Kommandant?«

»Ist auch nichts mehr wert, Herr Präsident. Ich werde verrückt, wenn ich daran denken muß. Es gibt nur eine Alternative. Entweder wir nehmen diese Menschen bei uns auf oder wir versenken ihre Schiffe. Am besten in der Nacht, wenn man keine Gesichter mehr erkennen kann und man nicht sieht, wen man tötet. Und dann hauen wir ab und lassen sie krepieren, um der Versuchung zu entgehen, die Überleben den retten zu wollen. Und am Ende jagen wir uns eine Kugel in den Kopf. Schnell und gezielt. Mission erfüllt.«

»Der Pilot von Hiroshima ist mit dreiundachtzig Jahren friedlich in seinem Bett gestorben.«

»Das waren andere Zeiten, Herr Präsident. Seitdem haben die westlichen Armeen gelernt, ein schlechtes Gewissen zu haben.«

»Herr Kommandant«, fragte der Präsident, »wenn ich diesen Befehl erteilen würde, würden Sie ihn befolgen?«

»Ich habe lange darüber nachgedacht, Herr Präsident. Meine Antwort lautet: Nein. Ich nehme an, auch das ist »sozusagen ein Teil der Übung*?«

»So ist es. Ich danke Ihnen. Nehmen Sie ein paar Tage Urlaub und kehren Sie dann zu ihrem Schiff nach Toulon zurück. Selbstverständlich zu niemandem ein Wort.«

»Glauben Sie mir, dies alles durchgemacht zu haben, genügt mir. Ich habe keinerlei Bedürfnis, darüber zu sprechen. Einer der beiden Matrosen hieß Marc de Poudis. Er war mein Sohn.« Der Kommandant ging hinaus.

»Was halten Sie davon, Herr Perret?«

»Der Kampf hat noch nicht einmal begonnen, und Sie haben keine Marine mehr. Und da Sie die Heimatfront schon lange im Stich gelassen hat, bleibt nur noch die Armee übrig. Vielleicht besteht eine Hoffnung, wenn man die Regimenter der Berufssoldaten zusammenfaßt.«

»Berufssoldaten! Berufssoldaten! Sie haben doch das Ergebnis gesehen?«

»Wir brauchen nur zehntausend Mann zu finden, die definitiv nicht geneigt sind, sich weichklopfen zu lassen. Im Heer und in der Polizei sind gewiß noch ein paar Hartgesottene übrig. Das reicht für ein paar Bataillone. Und außerdem wird die Konfrontation unter ganz anderen Bedingungen stattfinden. Wenn Sie feierlich und offiziell den Einwanderern den Zugang verbieten, dann wird schon dadurch ihre Landung, ob bewaffnet oder unbewaffnet, als ein Akt der Feindseligkeit erscheinen. So wird es wenigstens die Armee sehen. Ein potentieller Feind wird ein reeller Feind, sobald er seinen Fuß unerlaubt auf fremdes Land setzt. Auf dem Meer und ihren Schiffen sind sie vielleicht noch einigermaßen sicher, denn dort befinden sie sich auf ihrem eigenen Terrain.«

»Glauben Sie das?«

»Kaum, aber man kann es versuchen.«

»Ich lasse Ihnen freie Hand, Herr Perret. Suchen Sie sofort den Generalstab auf. Entwerfen Sie Pläne. Wählen Sie die besten Korpskommandanten aus. Aber es darf kein Sterbenswörtchen davon

in die Presse oder in die Öffentlichkeit durchsickern. Nach Schätzung des Admirals bleibt uns kaum noch eine Woche übrig. Halten Sie mich auf dem laufenden. Meine Tür steht Ihnen Tag und Nacht offen...«

27.

Am Karfreitag, um drei Uhr nachmittags, passierte die Armada der letzten Chance die Meerenge von Gibraltar und drang ins Mittelmeer vor. Die Küsten Europas lagen lieblich ausgebreitet im Sonnenlicht. Als sie in Sichtweite kamen, gerieten die Passagiere auf allen Schiffen in heftige Erregung. Tausende von Armen schwangen wie Äste im Wind hin und her, während ein langsamer, machtvoller Gesang anschwoll und wie eine Dankeshymne oder eine magische Beschwörung zum Himmel emporstieg. Die Arme und Stimmen sollten erst am Morgen des Ostermontags zur Ruhe kommen. Am gleichen Tag, ebenfalls um genau drei Uhr nachmittags, durchzuckte die Mißgeburt auf den Schultern des Kotkäfers ein schrecklicher Krampf, der ihren Rumpf und ihre Armstümpfe zusammenkrümmte und sie wie leblos zurückließ. Zweifellos nichts weiter als ein spontaner Anfall von Katalepsie. Der Kopf auf dem halslosen Körper neigte sich unmerklich zur Seite. So unglaublich es erscheinen mag, aber diese Bewegung wurde von der ganzen Flotte wahrgenommen, in derselben Sekunde, in der sie geschah. Von allen Brücken ertönte ein triumphaler Gesang. In der ersten Minute des Ostersonntags werden sich neunundneunzig Vordersteven krachend in den Sand und die Felsen der französischen Küste bohren. Dann wird das zwergenhafte Ungeheuer aus seiner Starre erwachen und einen gewaltigen Schrei ausstoßen. Der alte Herr Calguès wird ihn in seinem Haus auf den Hügeln deutlich hören. Er wird sich bekreuzigen und murmeln: »Vade retro, Satanas ...«

28.

Die Meldung, daß die Flotte die Meerenge von Gibraltar passiert hatte, ging rasch durch ganz Europa. Den ersten Schock erlitt Spanien. An diesem Karfreitag zogen wie immer die berühmten Prozessionen durch die Straßen der Städte. Von der alten Tradition war nicht viel mehr als ein folkloristisches Spektakel übriggeblieben. Wie gehabt paradierten Büßer in Mönchskutten, Militärkapellen und Pfarrer im Kostüm der Pfarrer früherer Jahrhunderte, allerdings nur mehr zum höheren Ruhm und zum größeren Profit der Touristikunternehmen. Man brachte die Kinder mit und machte Fotos, aber nur noch einige alte Frauen beteten und sanken auf die Knie, wenn die Holzkreuze vorbeigetragen wurden.

Als an diesem Karfreitag die Nachricht von der Durchfahrt über alle Sender ging, fanden die Prozessionen merkwürdigerweise für einen kurzen Augenblick ihre Seele wieder. Es dauerte zwar nicht lange, aber die Menschenmenge begann plötzlich, die alten Litaneien zu singen, und wer die lateinischen Worte vergessen hatte, genierte sich nicht, mitzusummen. Die Rosenkränze in den gefalteten Händen der Büßer mit den schwarzen Kapuzen hörten auf, bloße Schmuckstücke zu sein. Perle um Perle glitt durch die zitternden Finger. Dann leerten sich die Straßen in Blitzgeschwindigkeit, die Familien eilten nach Hause, schlossen die Fensterläden und versammelten sich um die Funk- und Fernsehgeräte. Bischöfe riefen zur Barmherzigkeit auf. Die herrschenden linken Parteien wetterten im Namen der globalen Solidarität und der Menschheitsverbrüderung; die spanische Regierung sprach dagegen hauptsächlich von Ruhe und Frieden. In allen Städten der Mittelmeerküste, von Malaga, Almeria und Cartagena, bis Alicante, Valencia und Barcelona füllten sich die Ausfallstraßen mit Autos, vollgestopft mit Kindern und Gepäck. Zwei gegenläufige Ströme rollten nun durch Spanien. Der eine bewegte sich Richtung Meer, der Gangesflotte entgegen. Er

bestand jedoch nur aus leeren Worten. Der andere zog das Leben von den Küsten ins Landesinnere ab. Am Freitagabend versiegte er wieder, denn die Flotte war vorbeigezogen. Dafür schwoll nun der Strom der Worte um so mächtiger an, steigerte sich zur Sintflut, die erst am Ostermontag abebbte, als eindeutig feststand, daß Frankreich das Ziel der Invasion war.
Am gleichen Abend entdeckten andalusische Fischer des kleinen Dorfes Gata, in der Nähe von Almeria, am Strand etwa zwanzig nackte Leichen. Um ihre Hälse wanden sich noch die verknoteten Schnüre, mit denen man sie erdrosselt hatte. Bekamen die Fischer Angst und flohen sie, weil sie eine Epidemie befürchteten? Oder stand der Polizei, die wegen der Überwachung der Küsten alle Hände voll zu tun hatte, kein Personal mehr zur Verfügung, das sich um Gata hätte kümmern können? Jedenfalls kamen die Untersuchungen auffallend schleppend in Gang. Es gab unerklärliche Verzögerungen. Ehe sie eine offizielle Erklärung abgaben, wollten die spanischen Behörden das Urteil der beauftragten Gerichtsmediziner abwarten. Einige mußten sogar aus dem fernen Madrid anreisen. Dies alles nahm natürlich viel Zeit in Anspruch. Erst am Morgen des Ostersonntags rückten sie mit der Wahrheit heraus. Die Leichen waren keine Inder. Nach dem Gutachten der Experten gehörten die meisten der weißen Rasse an, aber es waren auch drei Chinesen und ein Mulatte darunter. Einer der Weißen wurde durch ein Kettchen, das er am Handgelenk trug, identifiziert. Seine Mörder hatten wohl vergessen, es abzunehmen. Der Tote war ein Franzose, ein junger Mann, der als Laienmissionar und landwirtschaftlicher Berater tätig gewesen war, in einem Dorf am Ganges, dessen gesamte Bevölkerung er persönlich an Bord geführt hatte. Der letzte Weiße, der ihn lebend gesehen hatte, war Konsul Himmans im Büro des belgischen Generalkonsulats in Kalkutta, ein paar Tage vor der Abfahrt der Flotte. Aber dies wußte niemand. Er hatte das gleiche Schicksal wie der Philosoph Ballan erlitten, der auf dem Kai des Ganges von der Menge getötet worden war. Oder wie der abtrünnige katholische Schriftsteller, den man vor Säo Tomé erdrosselt und ins Meer geworfen hatte. Vor den Toren des Westens hatte sich die Armada der ausgedienten Verräter und Handlanger entledigt. Ganz im Stil jener Besatzungstruppen, die eingeborene Hilfskräfte zuerst benutzen und ausbeuten, um sie später zu richten und zu beseitigen. Ein klassischer Vorgang, bei dem stets die primitivste Form der menschlichen Justiz die Feder führt. Die Armada stand nun ganz für sich allein, unabhängig und souverän, gestählt gegen Illusionen, kompromißlos gegenüber allen Vermittlungsversuchen, der Diamant ihrer Rasse gesäubert von allen Verunreinigungen.

Lupenreiner Rassismus: Einmal ausgesprochen, machte dieses Wort in Publikationen aller Art die Runde. Endlich war es den Gegnern des Tieres gelungen, ihrer Stimme Gehör zu verschaffen. Es war Pierre Senconac, nicht Albert Durfort, der am Ostersonntag hinter dem Mikrophon von Radio Ost stand. Der Wechsel hatte sich reibungslos und ohne Einmischung höherer Stellen vollzogen. Seit dem Vorabend war Albert Durfort spurlos verschwunden. Sein Telefon antwortete nicht mehr. Seine Freunde wußten nicht, was geschehen war. Merken wir der historischen Vollständigkeit halber an, daß der einstige Publikumsliebling, der Zorro des Mikrophons, sich mit Sack und Pack und einigen Zehntausend Francs in Gold auf den Weg in die Schweiz gemacht hatte. Er nahm seine junge Freundin aus den Antillen mit, der er verfallen war und die nicht minder an ihm klebte, seit er sie aus der Botschaft von Martinique abgeholt hatte, als sie gerade dabei war, das letzte Siegesfähnchen auf die Landkarte zu stecken. Da die Schweiz, diskret wie üblich, ihre Truppen mobilisiert hatte, fuhr Durfort Richtung Süden, in der Hoffnung, Genf vor der Schließung der Grenzen zu erreichen. Er war indessen nicht der einzige, der an diesem Tag in diese Richtung hastete, wenn auch aus anderen Gründen ...

Jetzt sprach Pierre Senconac an seiner Stelle, mit trockener, schneidender, ironischer, fast unangenehm wirkender Stimme: »Es ist Zeit, der Toten zu gedenken«, sagte er. »Besonders einem

will ich die Ehre erweisen, der vor zwei Monaten für uns gestorben ist, nämlich dem belgischen Generalkonsul Himmans in Kalkutta. Er war angeblich verrückt. So hat man es uns damals flächendeckend eingetrichtert. Frischen Sie nun bitte Ihr Gedächtnis wieder auf. Was war geschehen? Am Kai des Ganges hat er versucht, sich gegen die Einschiffung der Menschenmenge zu stemmen, und diese Menge hat ihn getötet. War Konsul Himmans also verrückt? Wenn ja, dann sollten wir besser alle verrückt werden. Er war jedoch nicht der einzige Tote. Andere hat man vor Gata aus dem Meer gefischt. Boris Vilsberg hat sie eben auf einem anderen Sender als »Märtyrer der Menschlichkeit* bezeichnet. Hier zeigt sich das ganze Ausmaß unserer Verblendung. Die Kollaborateure des Feindes haben sich eures Spatzenhirns bemächtigt. Hört nicht mehr auf sie! Erkennt sie, wie sie wirklich sind, und jagt sie fort, wenn ihr noch die Kraft dazu habt! Das Ungeheuer ist da. Es ist an unserer Küste gestrandet, aber es hat überlebt. Man beschwört euch, ihm die Tore weit zu öffnen. Dies tat soeben auch der Papst einer kranken Christenheit. Ich aber sage euch, ich bitte euch, schließt sie, schließt sie schnell, solange noch Zeit ist! Seid hart und unnachgiebig. Hört nicht auf eure weichen Herzen. Denkt an Konsul Himmans und an Loukas Notaras ...«

Ostersonntag, mittags. All dies nach so vielen Worten und Phrasen, die sich seit so vielen Jahren angehäuft haben ... Als wolle man einen Fluß an der Mündung zwingen, zur Quelle zurückzukehren. Zu spät! Zu spät! Auch das ist eine Erklärung. Und wer hat Senconacs Worte denn wirklich verstanden? Ehren wir das brave Volk, das es zumindest versucht hat. Es stemmt sich gegen ein niederdrückendes Gewicht, wie ein lebendig Begrabener, der plötzlich erwacht ist. Für einen kurzen Augenblick sieht er einen Lichtstrahl durch den Spalt der Grabplatte, ehe sie sich endgültig über ihm schließt und die ewige Nacht beginnt.

»Hast du die arabische Familie im fünften Stock gesehen?« sagt Josiane zu Marcel. »Sie leben zu acht in zwei Zimmern. Ich frage mich, wie sie es trotzdem schaffen, daß ihre Buben immer so sauber aussehen. Nun, seit heute morgen schleichen sie so seltsam im Treppenhaus herum. Sobald ich die Tür öffne, ist einer da und schaut mich mit großen Augen an, als würde er uns einen Vorwurf machen, uns, die wir zu zweit in drei Zimmern leben. Glaubst du, daß Senconac so etwas gemeint hat, als er aufrief, die Türen zu schließen? Marcel! Wenn wir es nicht schaffen, die Türen zu schließen, werden wir nie wieder allein sein! Es sei denn, wir ziehen in den fünften Stock in die beiden Zimmer der Araber. Aber was sollen wir dann mit all unseren Möbeln machen? Die passen dort niemals rein...!«

Der Lichtstrahl, der durch einen Spalt der angehobenen Platte ins Innere dringt, ehe sie sich wieder mit all ihrem Gewicht über dem Grab schließt. Zu schwer, Marcel! Viel zu schwer!

29.

Es ist wahr, daß auf den Schiffen der Einwandererflotte sehr viele Menschen starben. Aber im Grunde genommen waren es nicht mehr, als in den Dörfern des Ganges ohnehin am laufenden Band ums Leben kommen, sei es durch Kriege, Seuchen, Hungersnöte oder Überschwemmungen. Die Armada der letzten Chance hatte die übliche Sterblichkeitsrate des indischen Subkontinents einfach mit an Bord genommen. Seit das Brennmaterial zur Einäscherung der Körper ausgegangen war, hatte sie ab der Meerenge von Ceylon wie ein tragischer Däumling ihren Pfad mit Leichen bestreut. Bei Gata waren es nur noch zwanzig, allesamt Ausländer, denn seit der Durch fahrt durch die Meerenge von Gibraltar behielt die Flotte die Toten ihres Volkes an Bord. Es wurden täglich mehr. Während der letzten drei Tage vor der Landung gab es vor allem auf den großen, am dichtesten

besetzten Schiffen wie der India Star oder der Calcutta Star ungeheuer viele Tote, als Folge der Unterernährung und der physischen wie psychischen Erschöpfung. Vielleicht haben diejenigen, die nur noch die Hoffnung am Leben erhielt, in genau dem Moment ihren Geist aufgegeben, als sie endlich die Küsten Europas erblickten: Sie sahen ihre Träume in Erfüllung gehen und hatten nun keinen Grund mehr, zu leben. Andere starben schlicht an Hunger und Durst. Es erwischte die Schwächsten: Greise, Gebrechliche und kränkliche Kinder. Ausgenommen waren Mißgeburten und Zwerge, denen eine besondere Fürsorge zuteil wurde. Vermutlich war der Mangel an Reis und Trinkwasser am Ende der Reise so groß, daß eine gewisse Auswahl getroffen werden mußte. Vielleicht gab es etliche, die sich aufopferten und freiwillig starben. Gewiß hat man auch nicht wenige im Interesse der Allgemeinheit umkommen lassen. So grausam das erscheinen mag, es hatte einen guten Grund. Man sagt, daß jene Rassen am kräftigsten sind, bei denen seit eh und je eine natürliche Auslese stattfindet. Wenn es dann soweit ist (und es wird nicht mehr lange dauern) werden jene Individuen den Boden Frankreichs betreten, die zwar mager und ausgehungert, sonst aber durchaus bei Kräften sind; sie werden stark genug sein, um das Ufer zu erreichen. Aber auch die Toten der letzten Tage werden am Ende das Paradies erreichen; die Wogen werden sie sanft an Land spülen. In den Augen ihrer überlebenden Gefährten werden sie nichts Wesentliches versäumt haben. Da es die Ideen sind, die den Menschen am Leben erhalten, macht der Tod nach einer erfüllten Mission nur wenig Unterschied.

An Bord der Flotte blieb nur ein einziger Weißer übrig. Er wurde wahrscheinlich wegen seiner Verrücktheit, aber auch wegen seiner Vergangenheit verschont. Er hatte sein ganzes Leben im Dienst der Nächstenliebe zugebracht, unter einer Bevölkerung, die gelernt hatte, ihm zu vertrauen, ja sogar ihn zu lieben. Auf der Brücke der Calcutta Star, wo er seine wacheren Stunden im Schatten eines Schornsteins verbrachte, kannte ihn jeder. Trotz seiner stetig fortschreitenden Umnachtung und Selbsterniedrigung vergaßen die Mitreisenden nicht, wer er einmal gewesen war. Aber wer außer ihnen hätte in diesem halbnackten, in schmutzverkrustete Lumpen gehüllten, wahnsinnig gewordenen Sadhu den Mann erkennen können, der noch vor zwei Monaten Monsignore, katholischer Bischof und apostolischer Legat vom Ganges gewesen war? Er selbst erinnerte sich kaum noch daran. Gelegentlich erhob er sich von seiner erbärmlichen Schlafstelle und segnete die um ihn herum stehende Menge. Diese lachte über ihn. Auch seine alten Anhänger lachten, schlugen aber ihm zuliebe das Kreuz. Dann legte er sich wieder hin. Mit dem Rest seines Verstandes grübelte er über die seltsamen lateinischen Silben nach, die er in einer Blutlache am Kai des Ganges zu lesen geglaubt hatte. Sonst fehlte es ihm an nichts. Man brachte ihm zu essen und zu trinken. Liebenswürdige Kinder leisteten ihm Gesellschaft und ermunterten ihn zur Nahrungsaufnahme, aus Furcht, er könne diese vergessen und daran sterben. Manchmal brachten sie ihm auch Essensreste, wenn er bei der Reisverteilung übergangen worden war. Im Laufe der Zeit wuchs in diesem Narren ein stilles Glück heran, als ob ihn eine geheimnisvolle innere Harmonie erfüllte und ihm Frieden schenkte. Manchmal murmelte er morgens Bruchstücke eines Breviers oder Verse aus dem Veda; er war schließlich ein heiliger, toleranter Mann gewesen, der stets betont hatte, daß sich die Wahrheit in vielen Formen offenbare. Und nachts, wenn die Menge auf der Brücke unter der Decke einer feuchten Hitze schlummerte, krochen alte Frauen zu ihm hin. Durch eine offene Falte seiner Lumpen griff eine Hand sachte nach seinem Glied und streichelte es langsam, bis es steif wurde und zwischen die Finger eines Schattens ejakulierte. So wurde Glück gespendet und Glück empfangen. Indien ist damit verschwenderisch, und die alten Frauen hielten es für ganz natürlich, daß auch der arme Kerl seinen Teil abbekam. Eine Alte ging. In der Stille und Dunkelheit der Nacht folgte bald darauf die nächste. Dies geschah so oft, daß der Bischof schon bei Einbruch der Abenddämmerung eine Erektion bekam, was ihm beinah zur religiösen Pflicht wurde. Das Lingam des Bischofs wurde zuerst Gesprächsstoff, dann Gegenstand der Neugierde und schließlich geradezu der Anbetung.

Man näherte sich ihm scharenweise unter dem Sternenhimmel, um es aus nächster Nähe bewundern zu können. Es war wie in diesen geheimen Tempeln, wo steinerne Lingams seit Jahrhunderten von den Volksmengen verehrt werden. Zu dem Zeitpunkt, als die Flotte durch die Meerenge von Gibraltar fuhr, war der Bischof vom Ganges bereits ein heiliger Mann geworden. Zum zweiten Mal im Laufe seines Lebens. Auf daß Gottes Wille geschehe ...!

30.

Am späten Nachmittag dieses Karfreitags traf Jean Perret, Staatssekretär im Außenministerium und persönlicher Berater des Präsidenten, im Élyséepalast ein. Er wurde sofort direkt zum Präsidenten geführt. Dieser war allein in seinem Büro und tat offensichtlich nichts weiter, als eine Zigarre zu rauchen und genüßlich an einem leichten Whisky zu nippen. Auf einem kleinen Tisch häuften sich die Telegramme. Alle Viertelstunden kam ein Adjutant und brachte ein neues. Einige Stellen waren rot unterstrichen. Auf dem gleichen Tisch stand ein Radio, aus dem leise das Requiem von Mozart ertönte.

»Setzen Sie sich, Herr Perret«, sagte der Präsident. »Man könnte meinen, daß die Zeit dränge und ich daher pro Minute Tausende von Entscheidungen treffen müßte. Wenn es nach den kopflosen Mitgliedern meines Kabinetts und all den anderen Nervenbündeln in der Regierung ginge, dürfte ich überhaupt nichts anderes mehr tun. Darüber würde ich gar nicht merken, wieviel unwiederbringliche Zeit ich verliere. Aber so funktioniert das nicht. Eine einzige Entscheidung wird genügen. Und bis dahin hat es noch Zeit. Die Weltgeschichte ist voll mit Staatsoberhäuptern, die ähnliches erlebt haben, und die nie eine größere Seelenruhe empfanden als in dem Moment, in dem sie das folgenschwere Wort >Krieg< aussprachen. Ein Wort, das so umfassende Konsequenzen hat und über so viele Schicksale entscheidet, daß seine Bedeutung letzten Endes mehr auf einer philosophischen als auf einer moralischen oder materiellen Ebene liegt. Es gibt nichts Nüchterneres als dieses Wort, wenn man das Wesentliche daran begriffen hat. Wir haben also noch Zeit. Hören wir jetzt gemeinsam die Nachrichten. Obwohl sie weder Ihnen noch mir etwas Neues bringen werden.«

Mit einer lässigen Handbewegung zeigte er auf die Telegramme. »Ich würde mich mal gern in die Haut eines Durchschnittsbürgers versetzen, dem nach sechs Wochen humanitärer Besoffenheit plötzlich klar wird, daß sein Osterwochenende ruiniert ist und er vermutlich auch die kommenden Wochenenden vergessen kann, wie überhaupt sein ganzes Leben nie mehr so sein wird wie zuvor. Ich möchte denselben Schock verspüren wie der kleinste meiner Wähler. Spätestens am Sonntag werde ich mich an das Volk wenden, und dann muß ich den richtigen Nerv treffen. Ihnen ist sicher aufgefallen, daß wir seit heute morgen im Radio mit Mozart ertränkt werden. Das bedeutet, daß Jean Orelle offenbar endlich begriffen hat. Ein herrlicher Besitz im Süden, am Meeresstrand, mitten in der am meisten bedrohten Gegend ... Das kann einen schon ins Grübeln bringen! Aber ich will nicht ungerecht sein. Er war gerade eben bei mir. Er ist ein gebrochener Mann.«

»Ich bin ihm im Grauen Salon begegnet, Herr Präsident. Wir haben kurz miteinander gesprochen. Ich erkannte ihn nicht wieder. Er schien im Delirium zu sein. Er fabulierte von einer »allgemeinen Mobilmachung ohne Waffen*, mit Frauen und Kindern! »Wir müssen friedliche Bataillone in den Süden schicken! Wir brauchen einen gewaltlosen Krieg!* Vollkommen irre!«

»Der arme, alte, vornehme Guérillero!« sagte der Präsident. »Versetzen Sie sich in seine Lage. Er wollte immer Kämpfer und Ästhet zugleich sein. Sobald irgendwo ein Befreiungskrieg ausbrach,

war er stets an vorderster Front mit dabei. Fünfzig Jahre lang hat er mutig gekämpft. Freilich achtete man in letzter Zeit darauf, ihn nicht allzu großen Risiken auszusetzen - ein lebender Nobelpreisträger dient der Sache schließlich besser als ein toter. Nach jedem Abenteuer, aus dem er zurückkehrte, wurde er noch berühmter. Er schrieb hinreißende Bücher und eroberte die Salons, sammelte Meisterwerke und war ein gern gesehener Gast in den Schlössern seiner Gönnerinnen. Von solch einem Lohn hatte er geträumt! Er ging ganz darin auf. Und nun hat er schlagartig erkannt, daß sich die Welt gedreht hat. Die Spielregeln haben sich verändert. Der Guérillero bringt es nicht fertig, dem Ästheten den Hals umdrehen. Am Ende seines Lebens hat er erkannt, was wirklich zählt. Im Gegensatz zur populären Meinung glaube ich, daß der Mensch erst im Alter zu sich selbst findet, wenn er nämlich endlich die bittere Wahrheit entdeckt hat. So war es jedenfalls mit Jean Orelle. Ich stand vorhin einem aufrichtigen, tieftraurigen Mann gegenüber, der mit seinem Leben abgeschlossen hat. Das erklärt das Requiem. Nach all dem Gift, das er jahrelang über die Ätherwellen verstreut hat, hat er letztendlich entdeckt, daß auch er in seinem tiefsten Herzen ein Abendländer ist. Wir können darauf vertrauen, daß er entsprechend stilvoll abtreten wird. Berlin ist unter den Klängen Wagners untergegangen. Bei Orelle wird dies subtiler vonstatten gehen ...«

In der nun folgenden Stille hörte man eine schwache Stimme: »Neunzehn Uhr neunundfünfzig Minuten und dreißig Sekunden ...« Der Präsident beugte sich vor und drehte das Radio lauter.

»Zwanzig Uhr. Hier ist der französische Rundfunk. Sie hören die Nachrichten. Nach den letzten Meldungen, die uns zugingen, scheinen sich in verschiedenen Ländern der Dritten Welt weitere Emigrantenflotten zu sammeln. Die Regierungen dieser Länder erklären sich außerstande, den offensichtlich spontanen Entwicklungen Einhalt zu gebieten. In Jakarta, der Hauptstadt Indonesiens, hat eine große Menschenmenge den Hafen und zahlreiche ausländische Schiffe auf friedliche Weise besetzt. Die Regierung von Australien, jenes westlichen Landes, das Indonesien am nächsten liegt, hat eine Erklärung abgegeben, wonach, wir zitieren, »die Lage insgesamt als äußerst ernst zu betrachten ist«. In Manila hat die philippinische Polizei die Besetzung dreier Passagierdampfer durch die Menge nicht verhindern können. Darunter befindet sich der französische Riesendampfer Normandie, dessen Passagiere in den Hotels der Stadt Aufnahme gefunden haben. In Algier, Tunis und Casablanca bewegen sich immense Menschenrassen auf die Häfen zu. Im guineischen Conakry, im pakistanischen Karatschi und erneut in Kalkutta wurden die Kais von mehreren Zehntausend Menschen überflutet, die dort ohne erkennbares Ziel kampieren. Um achtzehn Uhr rief in London das Non-European Commonwealth Committee zur friedlichen Demonstration am Montagmorgen auf. Es fordert - ich zitiere - >das britische Bürgerrecht, Stimmrecht, Gleichberechtigung, gleiche Löhne, Arbeit, Wohnungen, Freizeit und soziale Vergünstigungen*. Etwa achthunderttausend Arbeiter aus dem Commonwealth leben in der britischen Hauptstadt. Die Regierung hat bis zur Stunde noch keinen Kommentar dazu abgegeben ...«

»Hoffentlich finden sie in London auch ein paar Papuas«, sagte der Präsident mit halblauter Stimme. »Das würde ich gerne sehen, einen Papua als britischen Staatsbürger!«

»... Wie bereits um fünfzehn Uhr gemeldet wurde, hat die Armada der letzten Chance die Meerenge von Gibraltar hinter sich gelassen und nimmt derzeit Kurs nach Nordosten. Englische, spanische und französische Aufklärungsflugzeuge haben die Flotte überflogen. Das Wetter war ruhig und klar.« Nun folgte der Bericht des Korrespondenten: »Hier ist der französische Rundfunk aus Gibraltar. Ich rufe vom Militärflughafen aus an, wo mich eine Maschine der Royal Navy vor zehn Minuten abgesetzt hat. Was ich beim Überfliegen der Armada gesehen habe, übersteigt jegliche Vorstellungskraft. Das Meer ist bedeckt von fast hundert Schiffen. Obwohl weder Wind noch

Wellengang ihre Fahrt behindern, können sie sich kaum noch über Wasser halten. Kein einziges ist intakt. Sämtliche Schiffswandungen sind vom Rost angefressen, manche sogar unter der Wasserlinie. Es grenzt an ein Wunder, es ist ein Wunder, daß sie so lange durchgehalten haben. Wir haben sie mehrmals in geringer Höhe überflogen, mitten durch einen unerträglichen Gestank hindurch. Die Decks sind mit schwarzweißen Gestalten buchstäblich gepflastert. Schwarz ist die Haut dieser unzähligen armen Menschen, weiß die Tuniken, die sie tragen. Das Gewimmel an den Brücken ist unbeschreiblich. Es ist, als würde man ein Massengrab überfliegen, in dem die Leichen noch am Leben sind, denn man sieht Tausende von Armen, die sich bewegen. Nach den letzten Schätzungen befinden sich momentan etwa achthunderttausend Überlebende an Bord der Schiffe. Die Flotte bewegt sich in nordöstlicher Richtung, das heißt genau auf die Côte d'Azur zu. Wahrscheinlich werden die Schiffe solange fahren, bis sie auf Grund laufen, denn kein einziges besitzt einen Anker. Sämtliche Ankerklüsen sind leer. Nach allem, was ich gesehen habe, ist diese Flotte keinesfalls imstande, zu ihrer Ausgangsbasis zurückzukehren. Sie wird sich keine Woche länger auf dem Meer halten können. Wenn die augenblickliche Geschwindigkeit und das Wetter konstant bleiben, wird sie voraussichtlich in der Nacht vom Karsamstag auf Ostersonntag, also morgen abend, in Frankreich stranden. An der gesamten spanischen Küste herrscht ein Gefühl der Erleichterung. Überall redet man wieder von Mitleid und Solidarität. Dies war der französische Rundfunk aus Gibraltar.«

Die Stimme des Nachrichtensprechers in Paris fuhr fort: »Dieser telefonische Bericht unseres Sonderkorrespondenten erreichte uns um sechzehn Uhr. Seitdem wurde mehrfach bestätigt, daß die Einwandererflotte Kurs auf die Côte d'Azur hält. Unterdessen haben mehrere nordafrikanische Radiostationen Aufrufe in Hindi gesendet, um die Brüder auf den Einwandererschiffen zu ermutigen, das nördliche Mittelmeer anzusteuern, denn dort allein sei - ich zitiere - »das Land, wo reichlich Milch fließe und der Westen beginne*. Ende des Zitats ... Obwohl die Presse und die Behörden die Bevölkerung wiederholt zur Ruhe und Solidarität ermahnt haben, hat sich in den Städten im Süden Frankreichs ein Exodus Richtung Norden in Gang gesetzt. Die Züge und Flugzeuge sind seit heute morgen restlos überfüllt, während die Autobahn A 7 seit sechzehn Uhr verstopft ist. Die Umzugsunternehmen verdienen sich eine goldene Nase und haben jetzt schon keine freien Transportfahrzeuge mehr. Zahlreiche Geschäfte und Villen haben ihre Tore abgeschlossen. Herr Jean Orelle, Informationsminister und Regierungssprecher, hat um siebzehn Uhr der Presse folgende Stellungnahme zukommen lassen, die wir hiermit zum zweiten Mal senden: »Nachdem eindeutig feststeht, daß sich die Gangesflotte auf den Süden Frankreichs zubewegt« - die Stimme des alternden Ministers klang fest, aber gedämpft, als ob er mühsam gegen eine große Müdigkeit ankämpfen müsse - »hat die Regierung eine Anzahl von Maßnahmen getroffen, um die vorläufige Aufnahme der Einwanderer zu organisieren. Die vier Küstendepartements wurden Herrn Jean Perret, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, unterstellt, der außerdem zum persönlichen Beauftragten des Präsidenten ernannt wurde. Im Bedarfsfall wird die Regierung nicht zögern, den Notstand auszurufen. Teile der Armee und der Gendarmerie haben Befehl erhalten, längs der Küste einen Cordon sanitaire, einen Sicherheitsgürtel zum Schutze der Bevölkerung zu errichten und sich jeder unkontrollierten Landung zu widersetzen, die den öffentlichen Frieden einer unserer blühendsten Provinzen gefährden könnte. Die Regierung gelobt feierlich, angemessene humanitäre Lösungen für dieses völlig neuartige Problem zu finden und durchzusetzen. Der Präsident der Republik bestätigt erneut seinen Respekt vor den zahlreichen öffentlichen Stimmen, die ihre Solidarität mit den Einwanderern bekundet haben. Aber er warnt auch vor gewissen Exzessen, die mit der Aufrechterhaltung der Ordnung, der Grundlage unserer Handlungsfähigkeit, nicht vereinbar sind. Privatinitiativen werden nicht geduldet. Im übrigen

fordert er die Bevölkerung im Süden auf, Ruhe zu bewahren, ihrer täglichen Arbeit nachzugehen und der Regierung zu vertrauen«...«

»Als Orelle mich verließ«, bemerkte der Präsident, »glaubte er schon nicht mehr daran. Wir haben die Stellungsnahme gegen sechzehn Uhr gemeinsam verfaßt. Nun wird alles sehr schnell gehen. Die Lage erinnert mich an eine Erzählung eines italienischen Schriftstellers, die ich vor Jahren gelesen habe. Ich glaube, es war Buzzati. Darin schildert er, wie jemand versehentlich einen Fensterladen von einem Haus reißt, woraufhin das ganze Gebäude einstürzt und alle Bewohner unter sich begräbt. So etwas ähnliches haben die Verhungernden mit unserem Haus gemacht. Buzzati hat übrigens nicht weiter erklärt, warum das passiert ist. Er hat einfach nur den Vorgang beschrieben. Ich fürchte, auch wir werden uns damit bescheiden müssen ...«

Die Stimme des Nachrichtensprechers fuhr fort: »Seit der Erklärung des Ministers um siebzehn Uhr haben sich die allgemeinen Fluchttendenzen erheblich verstärkt und zu einer Massenauswanderung ausgeweitet. Gleichzeitig wurde auch eine Bewegung in die entgegengesetzte Richtung, nach Süden, beobachtet. Sie setzt sich aus unterschiedlichen Gruppen zusammen: Organisierte Banden aus den Pariser Banlieues, Gruppen junger Metallarbeiter, Studentenvereinigungen verschiedener Couleur sowie zahlreiche Kleriker und politisch engagierte Christen befinden sich auf der Straße nach Süden. Um neunzehn Uhr gab es einen schweren Zusammenstoß, als die Polizei bei der Mautstelle 3 der A 6 versuchte, eine dieser Gruppen aufzuhalten. Clément Dio, Chefredakteur der Zeitung La Pensée nouvelle erklärte, er wolle gegen eine solche Unterdrückung der Bewegungsfreiheit durch die Polizei aufs Schärfste protestieren. Als Zeichen seiner Solidarität werde er nun ebenfalls in den Süden aufbrechen. Im folgenden hören Sie, was er vor den Büros von La Pensée nouvelle, kurz bevor er in den Wagen stieg, unserem Reporter gesagt hat.«

Man hörte die Stimme Dios, im Hintergrund Straßenlärm und häufigen Applaus: »Daß sich der Süden unseres Landes nun entvölkert, wundert uns im Grunde genommen gar nicht. Die westliche Öffentlichkeit hat ein schlechtes Gewissen. Sie kann den Anblick des nahenden Elends nicht ertragen und macht sich lieber heimlich, still und leise aus dem Staub, statt großzügig ihre Arme zu öffnen. Was soil's! Wenn sich unsere südlichen Departements plötzlich in Einöden verwandeln, dann haben wir um so mehr Platz, um die Unglücklichen aufzunehmen und ihnen ihre letzte Chance zu geben. Ich sage es offen: Nur zu diesem Zweck verlasse ich die Hauptstadt und fahre in den Süden. Ich rufe alle, die wie ich der Ansicht sind, daß der Mensch über den Staaten, Wirtschaftssystemen, Religionen und Rassen steht, dazu auf, mir dorthin zu folgen. Wir müssen viele sein. Denn was soll dieser Militäraufmarsch bedeuten, und was führt dieser frischernannte Gauleiter Perret im Schilde? Auch ich habe vorhin die Erklärung des Informationsministers gehört. Da war von einer »Aufnahme* die Rede ... einer »vorläufigen*, wohlgemerkt! Von »Lösungen* ... die man »durchsetzen* will. Endlösungen etwa? Von einem »Sicherheitsgürtel* ... Was soll das bitteschön sein: ein »Sicherheitsgürtel*? Eine Frontlinie will man ziehen, nichts weiter! Will man etwa unseren Soldaten befehlen, auf Ausgehungerte zu schießen? Will man Konzentrationslager aufmachen? Will man...«

»Genug, er ermüdet mich«, sagte der Präsident und stellte das Radio leiser. »Aber«, fügte er nachdenklich hinzu, »er weiß wenigstens, was er will! «

»Wer hat eigentlich diese Idee mit dem »Quarantänegebiet* gehabt?« fragte der Staatssekretär.

»Ich«, seufzte der Präsident. »Ich habe lange gezögert. Aber als die Abwanderungsbewegung immer mehr anschwoll, wurde mir klar, daß sie nicht mehr aufzuhalten ist. Dergleichen hat in diesem Land schließlich Tradition, besonders in Zeiten des Wohlstands. Da dachte ich mir, es wäre besser, sie noch zu beschleunigen und das Beste daraus zu machen.

Wenn das zivile Hinterland mit all seiner Feigheit geräumt ist, dann hat die Armee vielleicht noch eine Chance, ihre Arbeit ungestört zu verrichten. Der Rest - die Mahnung, Ruhe zu bewahren und der täglichen Arbeit nachzugehen - war nur das rhetorische Sahnehäubchen.«

»Ein »Cordon sanitaire« diente einst der Seucheneindämmung. Aber jedermann weiß, daß es heutzutage keine Seuchengefahr mehr gibt. Wir leben ja nicht mehr im Mittelalter, Herr Präsident.«

»Nun«, erwiderte der Präsident, »wenn die Leute lieber fliehen wollen, als ihr Hab und Gut zu verteidigen, wie es sich gehört, dann gebe ich ihnen eben einen Vorwand, damit sie ihr Gesicht wahren können. Soviel bin ich meinen Wählern noch schuldig, oder?«« Er wandte sich dem Radio zu.

»Unmittelbar nach diesem Interview«, fuhr die Stimme des Nachrichtensprechers fort, »verließ Clément Dio zusammen mit seiner Frau, der Schriftstellerin Iris Nan-Chan, und einigen Freunden die Hauptstadt. Er rief seine Sympathisanten dazu auf, sich mit ihm an der Küste wiederzutreffen ...«

31.

.. Mit Höchstgeschwindigkeit rast Clément Dio über die Autobahn nach Süden. Mit seinem schnellen Schlitten überholt er eine Lastwagenkolonne der Infanterie. Die Planen sind hinten offen. Im Verschlag sitzen dicht gedrängt junge Soldaten auf den Bänken. Die glorreiche Armee hat sich ganz schön verändert. Sie stinkt nach Trübsinn. Die Soldaten wenden nicht einmal die Köpfe, um den protzigen roten Flitzer mit der überproportionierten Motorhaube zu bewundern. Iris

Nan-Chan ist ein wahrer Leckerbissen, aber kein einziger der jungen Soldaten wirft ihr ein Kußhändchen zu, keiner albert herum, um auf sich aufmerksam zu machen, keiner klopft sich prustend auf die Schenkel, keiner macht eine anzügliche Bemerkung. Nicht einmal der gelangweilte Schütze Arsch im letzten Glied läßt sich zu einer obszönen Geste herab, als er den unerreichbaren, elfenbeinfarbenen Braten vorbeifahren sieht.

»Sie macht einen guten Eindruck, unsere Armee«, sagt Dio. »Zieht nicht gerade motiviert in den Krieg, was?« Er freut sich darüber. Das ist schließlich auch sein Werk. Ach! Das waren Zeiten gewesen, als die Armee noch die Verbreitung einer gewissen Presse in den Kasernen untersagte und er deswegen gegen sie vor Gericht zog. Er gewann ihn haushoch, diesen Prozeß! Ein schöner Kampf. Nun las man schon seit über zehn Jahren in sämtlichen Regimentern Frankreichs La Pensée nouvelle, La Grenouille und ähnliche Blätter. Übrigens auch in den Gefängnissen, die von dem Gerichtsentscheid mitprofitiert hatten. »Du bist gerächt, kleiner Ben Souad!«, sagte Dio. Er hatte vor kurzem unter seinen Familienpapieren einen Vertrag gefunden, wonach seine Großmutter, eine schwarze Haremssklavin, an ein französisches Offiziersbordell in Rabat verkauft worden war. Warum eigentlich hat sein marokkanischer Vater, der doch unter dem Protektorat ein braver, loyaler Beamter gewesen war, dieses häßliche Zeugnis aus der Vergangenheit aufbewahrt? Aus Haß, mein Lieber, aus Haß!

An den Mautstellen stehen mobile Einheiten der Gendarmerie, mit Helmen und schwarzen Uniformen. Stämmige Kerle. Auch sie sind nicht gerade gut gelaunt.

»Es wird davon abgeraten, die Straßen in Richtung Süden zu benutzen.«

»Abgeraten! Was soll das heißen, Herr Leutnant?«

»Das ist unsere Sache«, brummt der Leutnant. Sein Blick wandert über die rote Motorhaube und die hübsche Eurasierin, dann über die dunkle Haut und die elegant gekräuselten Haare des Fahrers. »Los, umkehren!«

»Sind Sie ein Rassist, Herr Leutnant?«

»Ich? Ein Rassist? Sie machen wohl Spaß!« Niemand ist heutzutage mehr Rassist. Darauf hat sich glücklicherweise alle Welt geeinigt. Die Polizei neigt allerdings dazu, diesen Konsens zu vergessen; nur gegen gute Bezahlung erinnert sie sich wieder daran.

Dios Presseausweis wirkt wie ein Sesa möffne dich. »Entschuldigen Sie bitte. Sie können weiterfahren!« Seit ein paar Jahren öffnet ein Presseausweis in den richtigen Händen alle nur erdenklichen Türen. Man hat ja auch lange genug dafür gekämpft ... Auf der Gegenfahrbahn wird der Verkehr immer lebhafter. Dio schaut auf die Uhr. Es ist bald Samstag. Karsamstag! Diesmal ist es die Autobahnstrecke von Süden nach Norden, die verstopft ist. Ein seitenverkehrter Wochenendausflug. Dio verachtet diese Hammelherde, die nun vor der Sonne flieht, wie er sie auch schon verachtet hatte, als sie ihr noch entgegenfuhr. Sträflinge, die sich um eine Suppe anstellen! Er lächelt. Seine Frau lächelt. Ihre Hände finden sich einen Augenblick lang. Sie waren es, die den Strom umgekehrt haben. Der stinkende Eimer des selbstgefälligen Südens leert sich. Bis ein anderer Eimer kommt, der bald neues Leben ausgießen wird. Stimmt das überhaupt? Und wenn ja, was darf man konkret erwarten? Eine Apokalypse oder eine Neugeburt? Einen neuen Menschen, neue Klassenverhältnisse, eine neue Gesellschaftsordnung? Oder die Auslöschung jeglicher erträglichen Lebensweise? Dio gestand sich selbst, daß ihm dies alles im Grunde völlig egal war. Der Mensch, der über den' Völkern, den Wirtschaftssystemen, den Religionen und Rassen steht... Ja, das waren seine Worte gewesen. Aber was bedeuteten sie eigentlich? Gar nichts. Über all diesen Dingen ist... nichts. Ein absolutes Nichts. Ein Nichts wie eine Atom Spaltung, eine ungeheure Leere, die mit einer einzigen Detonation freigesetzt wird. Ein solches Spektakel darf man sich nicht entgehen lassen. Dagegen werden die furchtbaren, riesigen Pilzwolken wie Theaterdonner wirken. Der Morvan .. Burgund ... Dio summt am Steuer vor sich hin: »Denn die Zeit der tausend Jahre erfüllt sich, und es erfüllt sich die Zeit der tausend Jahre.« Herr der Welt zu sein, und sei es nur für einen Augenblick, das genügt, um dem Leben einen Sinn und ein Ziel zu geben. Man denke an den Attentäter von Sarajevo. Plötzlich sah er die Zukunft wie in einer Vision vor sich, und es lag in seiner Hand, die Flutwelle auszulösen. Die Faszination überwältigte ihn; leidenschaftlich schritt er zur Tat...

Hinter Mâcon taucht im Licht der Laternen eines Rastplatzes eine Panzerkolonne auf, sie sieht aus wie eine Reihe großer Spielzeuge. Dio drosselt das Tempo, fährt von der Autobahn herunter und hält neben dem Panzer an der Spitze des Zuges.

»Hauen Sie ab!« sagt eine Stimme. Sie stammt von einem Oberst, der alles andere als gute Laune hat. Zweites Husarenregiment von Chamborant. Dreihundert Jahre Tradition. Um ihn herum steht eine kleine Gruppe Offiziere und schweigt betroffen.

Am Fuß der Panzer lagern die Soldaten, die im Gegensatz zu ihren Vorgesetzten lautstark diskutieren. »Stimmen wir ab!« sagt einer. Chamborant! Dreihundert Jahre Glanz und Gloria! Und nun endet alles mit einer schmählichen Kapitulation.

»Presse!« sagt Dio.

»Schwein!« antwortet der Oberst. Der khakifarbene Riese ballt die Fäuste und nähert sich drohend. Ein Offizier tritt beschwichtigend dazwischen.

»Gehen Sie zum Teufel!« ruft der Oberst. Dann besteigt er den Panzer. Aus dem Turm ragt nur noch sein ordengeschmückter Oberkörper hervor. Unter dem Helm blitzt ein wütendes Gesicht. Das Ganze wird vom Schein der Laternen beinahe surreal ausgeleuchtet. Ein sehr hübsches heroisches Gemälde! Der Panzer trägt den Namen »Bir Hakeim«: Siege von gestern, Schnee von gestern. Jetzt heult der Motor auf. Ein Offizier schreit: »Aber sie sind immer noch da, Herr Oberst! Sie dürfen das nicht tun!«

»Und ob ich darf«, ruft der Oberst mit donnernder Stimme. »Wenn sie nicht sofort aufstehen, werde ich sie zermalmen!«

Dio geht zur Vorderseite des Panzers. Dort sind »sie«. Etwa zwanzig Mann. Sie liegen auf der Ausfahrt zur Autobahn. Die meisten tragen Uniform, mit roten Fangschnüren: Chamborant, drei Jahrhunderte, undsoweiter. Fünf von ihnen sind Zivilisten. Einer liegt schon fast unter der Raupenkette des Panzers. Mit seinem langen Bart und seinen Lokkenhaaren sieht er aus wie eine italienische Christusfigur.

»Wer sind Sie?« fragte Dio.

»SBF«, erwidert er. »Schwule Befreiungsfront«.

»Und Sie?«

»Ein einfacher Proletarier.« Die Reinsten der Reinen, nach Dios Maßstäben!

»Er wird Sie zerquetschen«, sagt er.

»Das wird er nicht wagen«, antwortet der Homosexuelle. »Mich vielleicht, das versteht sich von selbst, aber doch nicht die eigenen Soldaten.«

»Bei Gott, hauen Sie doch endlich ab!« fordert ihn ein Offizier auf. »Sie sehen doch, daß er losfährt!«

Die Stahlmasse hat sich in Bewegung gesetzt. Man merkt es kaum, dennoch mahlen sich die Raupenketten Zentimeter um Zentimeter vor.

»Herr Oberst!« schreit der Offizier auf.

»Leck mich!« antwortet der Oberst.

Iris Nan-Chan schließt die Augen. Ihre westliche Hälfte kann den Anblick nicht ertragen. Als sie kurz darauf die Augen wieder öffnet, um ihre östliche Hälfte zufriedenzustellen, ist die italienische Christusfigur bereits unter den Raupenketten des Panzers verschwunden, der Fetzen blutigen Fleisches nach sich zieht. Alles war geräuschlos vonstatten gegangen. Die übrigen waren in letzter Sekunde aufgesprungen, einer nach dem anderen. Wie Toreros, die elegant den Hörnern eines stählernen Stieres ausweichen. Die Soldaten hatten sich schnell und geschmeidig zur Seite rollen lassen, wie sie es bei der Ausbildung im Geländekampf gelernt hatten. Ein Eliteregiment eben!

Der Panzer »Bir Hakeim« ist jetzt schneller geworden und rollt auf die Autobahn zu. Der Oberst hat sich nicht einmal umgedreht. Mit ohrenbetäubendem Gerassel folgen ihm drei weitere Panzer nach. Dann noch einer. Damit war alles vorbei. Als die Husaren von Chamborant 1813 aus dem Rußlandfeldzug heimkehrten, hatten sie doppelt soviel Überlebende wie andere Einheiten.

Dio kann seinen Blick nicht von der Blutlache auf der Straße abwenden. Neben ihm unterdrückt ein Offizier still seine Tränen. »Wie heißt dieser Held?« fragt Dio.

Der Offizier überhört den ironischen Unterton. »Wer, er?« fragt er bestürzt, weil er sieht, daß Dio auf den Blutfleck zeigt. »Ich kenne ihn nicht. Er hat gesagt, er heiße Paul.«

»Nein«, erwidert Dio. »Ich meine nicht Paul, sondern den dekorierten Mörder, der sich gerade aus dem Staub macht!«

»Ach, Sie meinen den Oberst?« sagt der Offizier, »Oberst Konstantin Dragasès.«

»Was für ein seltsamer Name«, denkt Dio. »Konstantinopel, 29. Mai 1453. Konstantin Palaiologos, genannt Dragasès, letzter Kaiser von Byzanz.« Der Offizier hat nicht einmal

protestiert, als Dio das Wort »Mörder« gebrauchte. Mörder, Mörder, Soldaten sind Mörder, warum nicht? Der Gedanke beginnt sich auszubreiten...

Der Offizier springt über die Schutzrampe der Autobahn. Auch seine Geschicklichkeit verrät eine exzellente militärische Ausbildung. Dann verschwindet er in der Landschaft, zu Fuß, im trüben Schein des Mondlichts ...

Dio hat sich wieder ans Steuer gesetzt und gibt ordentlich Gas. Sein Wagen rast dahin. Er macht sich keine Sorgen. Er fühlt sich unsterblich. Das ist keine Nacht, um wie ein Idiot in einem zusammengequetschten Schrotthaufen zu sterben. Denkste! Drei Kilometer weiter überholt er die fünf Panzer des Oberst Dragasès. Er lacht. Er ist glücklich. Da taucht die Mautstation von Villefranche auf. Getaucht in ein grelles, hartes Licht, wirkt sie wie eine Oase in der Nacht. Der Parkplatz ist voll mit Motorrädern. Schattenhafte Figuren mit Helmen und Stiefeln laufen herum. Seltsame Helme für Gendarmen! Weiße, rote, blaue, mit senkrechten, phosphoreszierenden Balken.

»Und wer seid ihr, Jungs?«

»Wir sind der proletarische Widerstand der Rhodia-Chemiewerke.« Die Reinsten der Reinen sind in dieser Nacht aller Nächte unterwegs! Sitzstreiks, Hungerstreiks, Beschlagnahmungen, Sabotage, Zerstörung der Labors, antidiskriminato-rische Säuberungen, Gewalt gegen Rassisten, Plünderung von Geschäften, Kampf gegen jede Art von Unterdrückung, und was sonst noch auf dem Programm steht. Alles, was sie brauchen, sind Motorräder, Mädchen, Tabak und Parolen. Typen, die alles kaputtschlagen, wenn sie in Zorn geraten. Typen, die immer wieder entlassen und trotzdem immer wieder eingestellt werden. Denn sie haben es geschafft, alle Welt einzuschüchtern. Man nennt ihre Taten »politisch«, weil diese Bezeichnung alles entschuldigt und alles erlaubt.

»Was macht ihr da? Wo sind die Polizisten?«

»Vor einer Stunde abgehauen«, sagt ein junger, großer Bursche in Jeans, der mit einem Militärhemd im amerikanischen Stil bekleidet ist. Auf den Schulterklappen steht: »Panama Rangers«. Er bietet einen hinreißenden Anblick. »Es waren ohnehin nur ein paar. Wir« - er deutet auf die ringsum Versammelten - »sind mehr als zweihundert! Außerdem sind das alles Hosenscheißer. Dritte Mobile Kompanie von Mâcon. Alte Freunde von uns. Letztes Jahr haben sie auf uns geschossen. Eine friedliche Kundgebung, aber die Drecksäcke sind ausgerastet, weil wir in der Überzahl waren. Es gab zwei Tote. Dafür war das Begräbnis ein Knüller! Alle Fabriken waren geschlossen, während die Arbeiter hinter den Särgen marschierten. Seither spucken die Leute aus, wenn sie an der Kaserne vorbeikommen. Die Bullen werden von den Verkäufern schlimmer behandelt als die Schwarzen in einem weißen Laden in Südafrika. Ihre Kinder haben keine Spielgefährten mehr. In der Schule spricht keiner mehr mit ihnen. Ihre braven Frauen trauen sich kaum mehr auf die Straße. Es soll sogar einen Pfarrer geben, der ihnen angeboten hat, die Messe bei ihnen zu Hause zu lesen, damit sie nicht durch ihre Anwesenheit seine Pfarre durcheinander bringen. Der befehlshabende Kommandant wurde gefeuert. Arme Schweine! Die warten nur mehr auf ihre Pensionierung. Ansonsten taugen sie zu nichts mehr. Sind gerade noch gut genug für die Straßenkreuzung. Als sie uns kommen sahen, haben sie sich ruckzuck verkrümelt. Sie haben gesagt, sie würden Verstärkung holen. Wir haben uns schiefgelacht!«

Wenn der »Panama Ranger« lacht, strahlt er einen unwiderstehlichen Charme aus. Schön und triumphierend wie ein junger Gott, der dem dunklen Wald der Maschinen entkommen ist. Ein geborener Eroberer! Er macht eine Eroberung nach der anderen. Schritt für Schritt. Zu welchem Zweck?

Egal! Dio hat sich vorgestellt. Er fragt erneut: »Was macht ihr hier eigentlich?«

»Alles mögliche«, antwortet Panama Ranger. »Heute ist Galavorstellung. Heute wird erstmal besetzt, was nur geht. Diese Mautstelle zum Beispiel, um Kohle einzutreiben. Für alle, die aus dem Süden kommen und nach Norden wollen, gilt der zehnfache Tarif, fünfhundert Francs, versteht sich! Und sie zahlen alle, ohne zu maulen. Sie haben es viel zu eilig, wegzukommen. Die nach Süden wollen, bremsen wir, es sei denn, es handelt sich um unsere Kumpels. Wir haben eine aufklappbare Absperrschranke gefunden, die die Bullen vergessen haben. Der erste Militärkonvoi ist vor unserer Nase durchgefahren. Er war zu schnell. Wir hatten keine Zeit, die Straße zu sperren. Den zweiten haben wir stoppen können. Dem Jeep des Offiziers und den ersten drei Lastwagen haben wir alle vier Reifen aufgestochen. Ich habe gesagt: »Mittagspause, kommt alle runter!* Die Soldaten haben gelacht. Aber der Offizier blieb hart. Hat seine Leute in Kampfstellung an-treten lassen und dann geschrieen: »Macht die Bahn frei!* Ich habe darauf gesagt: »Schaut uns gut an, Jungs! Wir sind fast gleich alt. Wenn ihr Arbeiter, Bauern, Studenten oder Proletarier seid, tretet

heraus und kommt zu uns!* Da kam Leben in die Bude. Der Offizier blieb mit fünf armseligen Typen sitzen, die nichts Eiligeres zu tun hatten, als schleunigst das Weite zu suchen. Wahrscheinlich rennen sie immer noch ...«

»Und der Offizier?« fragt Dio.

»Der ist ungefähr einen Kilometer entfernt und versucht, Autos zu stoppen. Viel Glück wird er nicht haben: Wir haben ihn vorher komplett ausgezogen!«

Dio lacht herzhaft auf. Mitten auf dem Parkplatz, vor dem Gebäude des Polizeipostens, sitzt eine Menge junger Leute und trägt bunt durcheinander gemischte Uniformen, Hemden, Helme und Mützen aller Art, die sie brüderlich austauschen. Sie wärmen sich an einem großen Holzfeuer, singen, lachen und scherzen in rabelaisschen Dimensionen über »des Hauptmanns nackten Arsch«. Dies alles klingt nicht gerade bösartig. Wände und Sitzbänke der nicht mehr gebrauchten Lastwagen gehen fröhlich in Flammen auf. »Ich denke, wir sollten nun Richtung Süden aufbrechen. Am besten über die Nebenstraßen«, sagt Panama Ranger. »Angeblich sind die Polizisten weiter unten ziemlich fies. Aber wir hinterlassen hier unser Testament.« Er hebt den Arm und zeigt auf das Dach der Mautstelle, auf dem ein grell beleuchtetes Transparent angebracht worden war:

PROLETARIER, SOLDATEN, MENSCHEN VOM GANGES -GEMEINSAM GEGEN DIE UNTERDRÜCKUNG

»Ausgezeichnet«, meint Dio, »aber seht zu, daß ihr weiterkommt. In kurzer Zeit werden fünf Panzer anrollen, mit einem schießwütigen Oberst, der keine langen Faxen macht, glaubt mir!«

»Gut«, erwidert der Junge. »Ciao! Wir sehen uns an der Küste wieder.«

»Wann?« fragt Dio.

Der andere lacht. »Wir haben es nicht eilig. Nachdem die Schweine nach Norden geflohen sind, wird es uns dort unten nicht an Villen mangeln. Unser Platz an der Sonne ist also gesichert. Ich hoffe nur, daß sie die Swimmingpools nicht geleert haben. Revolution soll ja auch Spaß machen, besonders am Anfang, nicht wahr?«

Genau das hat auch Dio gerade gedacht. Ein fröhliches Durcheinander beginnt, als zwei oder drei Blechkisten ausgelassen aneinanderrempeln und sich deren Fahrer vergnügt beleidigen, wie es unter Franzosen am Steuer üblich ist. Schließlich verschwindet der ganze Haufen in der Nacht. Clément Dio hört nur noch den Refrain, den er selbst geschrieben hat: »Denn die Zeit der tausend Jahre erfüllt sich, und es erfüllt sich die Zeit der tausend Jahre ...«

Eine kurze Stille tritt ein. Sie wird vom bedrohlichen Lärm der Panzer von Dragasès unterbrochen, die jetzt aus dem Dunkel hervortreten und im Licht der Mautstelle auftauchen. Das Kanonenrohr des Panzers an der Spitze hebt sich ein wenig und feuert hintereinander vier Schüsse ab. In einer Wolke aus Staub kracht das Gerüst mit dem hübschen Transparent, dem Testament des Panama Rangers, zusammen. Der Oberst konnte Slogans noch nie leiden. Ohne das Tempo zu verringern, fahren die fünf Panzer über den Schutthaufen und verschwinden in Richtung Süden ...

Am Eingang von Lyon wendet sich Dio der Umleitungsstraße zu, die zu dieser nachtschlafenden Zeit leer ist, während gleichzeitig die Hauptstraßen der Stadt von Militärkonvois erschüttert werden. Dio biegt links in eine Straße Richtung Grenoble ein, die durch das Hinweisschild »Touristenstrecke« gekennzeichnet ist. Auf dieser Straße war einst Napoleon nach Nizza gereist. Iris Nan-Chan findet das äußerst erheiternd und lacht laut auf: »Mein süßer kleiner Adler«, sagt sie, »auch du fliegst siegreich von Turm zu Turm, bis du im Hotel Negresco in der Napoleonsuite landest! Napoleon Dio!« In Grenoble steht eine Vorstadt am Rand der Isère in hellen Flammen.

»Presse! Was ist hier los?« fragt der süße Adler einen Hauptmann der Gendarmerie Mobile, der mitten auf der Straße vor einer Barrikade aus Lastwagen steht.

»Das Zentralgefängnis brennt!«

»Und die Gefangenen?«

»Sind entflohen. Mehr als zweitausend. Seien Sie vorsichtig, wenn Sie weiterfahren wollen. Nach Grenoble können Sie nicht mehr auf unsere Hilfe zählen.«

»Wie konnte das passieren?«

»Oh, das war nicht schwer«, antwortet der Hauptmann. Da steht er, über fünfzig Jahre alt, mit einem grauen und traurigen Bart, ein ordentlicher Beamter, der nun zu seinem tiefsten Unglück erleben muß, wie sich unter seinen großen, bestiefelten Füßen die Falltür der Anarchie öffnet.

»Ich wußte, daß es eines Tages so enden würde«, sagt er.

»Ich auch«, sagt Dio und versucht dabei, wie ein besorgter Bürger zu klingen.

»Nun, da sehen Sie es! Das Gefängnis ist von außen gestürmt worden. Die Türen wurden aufgesprengt, während etwa hundert Jungens schrien: »Proletarier, Gefangene, Menschen vom Ganges, vereinigt euch!* Dann brach Feuer im politischen Block aus. Hierauf haben die Wächter alle Türen geöffnet und sind geflohen. Man muß sie verstehen. Zwanzig Jahre lang wurden sie von der Öffentlichkeit angeklagt und wie Buhmänner behandelt. Wie wir alle. Warum hätten sie also ihre Haut riskieren sollen? Meiner Meinung nach war das alles ein abgekartetes Spiel. Die Häftlinge sprachen in letzter Zeit nur noch vom Ganges. Es ging das Gerücht um, daß mit dem Eintreffen der Armada die Gefängnismauern einstürzen würden. Im Jahr davor war es der Papst. Sie waren wie besessen von der Idee, daß Benedikt XVI. an Weihnachten kommen und alle Kerkertüren öffnen würde. Gut möglich, so verrückt wie unsere Gesellschaft inzwischen geworden ist. Alles steht auf dem Kopf.«

»Ganz meine Meinung, Herr Hauptmann. Man muß bei jedem Schritt aufpassen, wohin man tritt«, antwortet Dio, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Sagen Sie mal«, fragt jetzt der Hauptmann, »wie heißt eigentlich Ihre Zeitung?«

Aber Dio ist schon weitergefahren ... Gap, Sisteron, Dinge-les-Bains. Die Berggarnisonen, die gemächlich aus den alten Festungsanlagen, die Vauban im 17. Jahrhundert hatte bauen lassen, heruntergestiegen waren, kämmen die Talsohlen durch. Am Ende der Nacht, wenn sie zufällig einen

Flüchtigen erwischt haben, kommt es häufig zu seltsamen, geflüsterten Gesprächen. »Wer seid ihr?« »Häftlinge. Kameraden. Drückt ein Auge zu, Jungs!« - »Los, hau ab! Du hast genug gelitten. Feierabend. Es lebe die Freiheit!« »Es lebe die Freiheit! Tausend Dank!« Am nächsten Morgen werden nur vier Häftlinge zur Kantonspolizei gebracht. Einer hat es zu einer lokalen Berühmtheit gebracht: Zwanzig Jahre Kerker wegen Entführung der kleinen Tochter eines reichen Lavendelzüchters. Die Frühaufsteher rufen ihm zu: »Mach dir nichts draus, Bebert! Du kommst bald wieder raus! Diese Schweine vom Militär erledigen die Drecksarbeit der Polizei!« Ein Offizier erbleicht, wirft seine Mütze zu Boden, kehrt um und geht. Er bahnt sich seinen Weg durch die Menge, die still wie auf einer Beerdigung geworden ist.

In Barrême hält Dio an einer Tankstelle. »Sie sind mein letzter Kunde«, sagt der Tankwart. »Nach Ihnen mache ich zu und verschwinde. Es ist zu gefährlich. Zwischen hier und Grasse wurden schon fünf meiner Kollegen ausgeplündert. Die Gendarmerie antwortet nicht mehr. Mein Hund ist seit letzter Nacht buchstäblich verrückt. Als ob er die achthunderttausend Typen riechen würde, die da kommen .. Oh, Sie wollen mich bezahlen? Großartig! Vielen Dank. Der letzte Wagen, der in dieselbe Richtung wie Sie fuhr, ist mir das Geld schuldig geblieben. Das Auto war vollgepfercht mit acht Gammlern, von der Art, wie man sie jeden Sommer zum Meer fahren sieht. Der Fahrer rief mir zu: »Geld? Das kannste vergessen, Mann! Von jetzt ab gehört alles dem Volk!« Verstehen Sie das? Ich verziehe mich jetzt und komme erst wieder zurück, wenn die Luft rein ist.«

Bei Tagesanbruch fährt Dio schneller. Da sieht er plötzlich einen großen Deutschen Schäferhund, der wie eine verlassene Schildwache am Straßenrand steht. Das Tier winselt und zittert am ganzen Körper. Dann dreht es sich Richtung Süden um und stimmt ein langes, klagendes Geheul an. »Nicht gerade begeistert, der Hund«, stellt Iris Nan-Chan mit einem Schaudern fest. »Fahr weiter, Schatz, sonst verdirbt mir das Mistvieh noch den ganzen Tag ...«

Am Paß von La Faye bleibt Dio ein weiteres Mal stehen. Erneut Lastwagen, die die Straßen blockieren. Militär. Dio sieht an den Abzeichen, daß es sich um ein Marinekommando handelt, und zwar um eine berüchtigte Einheit, die man in Frankreich nie zu Gesicht bekam und welche die Reporter von La Pensée nouvelle weltweit verfolgten, mit der Zähigkeit einer Bremse, die sich an einen Stier heftet. Gab es Aufstände im Tschad, in Guayana, in Dschibuti oder in Madagaskar? Die Einheit war stets zu Stelle, um dem bedrängten Präsidenten in Übersee als Speerspitze gegen den Volkszorn zu dienen.

Ein Offizier kommt näher, höflich, schneidig und elegant, wie die Soldaten, die man auf diesen Werbeplakaten sieht, die so häufig zerrissen werden: »Du bist ein junger Mann mit Idealen? Melde Dich zur Armee!« Dio kann kaum glauben, daß solche Menschen tatsächlich noch existieren.

»Ihren Presseausweis, bitte«, sagt der Offizier. »Schau mal einer an! Herr Clément Dio! Jahrelang verachten wir Sie schon, und nun erweisen Sie uns persönlich die Ehre!« Einige Fallschirmjäger treten hinzu, umstellen den roten Wagen und betrachten Dio schweigend. Sie wissen wohl, daß solche Menschen existieren. Auf ihren fernen Einsätzen bekommen sie diese Sorte jedoch selten zu Gesicht.

»Schaut euch diesen Typen gut an«, sagt der Offizier zu seinen Männern. »Falls ihr noch nie so einen richtigen Haufen Dreck gesehen habt, dann habt ihr jetzt Gelegenheit dazu. Wenn die ganze Welt nur noch voller Arschlöcher ist, so wißt ihr jetzt wenigstens warum!«

Sein Ton ist dabei so ruhig, daß Dio, der sich mit Kaltblütigkeit auskennt, befürchtet, daß das Ende seiner Reise gekommen ist. »Das darf doch nicht wahr sein!« denkt er und unterdrückt krampfhaft ein hysterisches Lachen. »Das wäre zu blöd, wirklich zu blöd!«

Seine Frau wendet sich indessen mit süßer Stimme an den Offizier. »Herr Brontosaurus, ich dachte, Sie wären seit der Quartärzeit ausgestorben, dabei stehen Sie hier und können sogar sprechen!«

Die Konfrontation dauert nur kurz, und merkwürdigerweise sind es die Soldaten, die als erste der Sache überdrüssig werden, wie ein lebender Organismus, der einen Fremdkörper abstößt. »Sie sehen«, sagt der Offizier, »die Männer haben kein Interesse an Ihnen. Gut! Sie können gehen. Ich habe bezüglich Ihrer Person keine Befehle erhalten. Ich habe, um es genau zu sagen, überhaupt keine Befehle irgendeiner Art erhalten - und das macht mir Spaß. Mein Kommando ist auf sich allein gestellt. Damit sind wir auch zufrieden. Ich gebe Ihnen jedoch einen Rat. Das Land, das vor Ihnen liegt, ist wie ausgestorben. Diejenigen, die hätten dableiben müssen, sind weg, und diejenigen, welche geblieben oder neu hinzugekommen sind, sollten lieber nicht da sein. In Saint-Vallier, am Fuß des Passes, warten schon Ihre Freunde auf Sie. Ich weiß aber nicht, ob Sie wirklich so viel Freude mit ihnen haben werden, insbesondere Frau Nan-Chan. Es ist ein ziemlich wilder Haufen. Das gesamte Gefängnis von Draguignan ist da, Sexualverbrecher und Kinderschänder inbegriffen, dann streikende Proletarier aus irgendeiner dreckigen Fabrik in Nizza, Araber aus Boumediene, ein paar rabenschwarze Afrikaner, die nur Wolof sprechen können, und, um das Maß voll zu machen, eine intellektuelle Gewerkschaftszelle, deren Tendenz ich jedoch nicht angeben kann. Sie können sie nicht verfehlen. Sie haben das Préjoly besetzt, ein Hotel mit vierzig Zimmern, davon jedes mit Bad und fließend Wasser, Bar, Aufzug, Kochnische und Telefon. Außerdem gibt es ein geheiztes Schwimmbad und einen Tennisplatz. So steht es wenigstens im Guide Michelin. Ob der jetzt noch aktuell ist ... Na ja (seine Geste drückt Zweifel aus). Auf jeden Fall kann ich Ihnen bestätigen, daß Ihre Freunde schön sauber sind. Mit dem Fernglas konnte ich sehen, wie trüb das Wasser im Schwimmbad war, nachdem sie sich darin vergnügt hatten. Eigentlich müßte ich sie ja hinauswerfen, denn sie sind mit Jagdgewehren mit abgesägten Läufen bewaffnet. Das hätte ich nun beinah zu erwähnen vergessen. Im Umkreis von dreißig Kilometern gibt es kein Waffengeschäft mehr, dessen Schaufenster heil geblieben sind. Ich warte, bis sie stockbesoffen sind. Es kann sich nur noch um ein paar Stunden handeln, bis es soweit ist. Man hört sie schon jetzt bis hierher grölen. Mein Herr, meine Gnädigste, unsere Visite ist beendet. Wir wünschen Ihnen gute Reise!«

Welchen Schluß zieht man aus all dem, wenn man Clément Dio heißt? Mutig sein, den Wagen starten und nach Saint-Vallier fahren. Und das tut er auch.

32.

Der Präsident stellte das Radio lauter. »Unmittelbar nach diesem Interview«, sagte die Stimme des Sprechers, »verließ Clément Dio in Begleitung seiner Frau, der Schriftstellerin Iris Nan-Chan, und einigen Freunden die Hauptstadt. Er rief seine Sympathisanten dazu auf, sich mit ihm an der Küste wiederzutreffen. Des weiteren ist eine erhebliche Diskrepanz zwischen der Meinung der Leitartikler der Abendausgaben und der Meinung der Bevölkerung festzustellen, die sich vor allem in Massenabwanderungen Richtung Norden niederschlägt. Während die Straßen der südlichen Provinzen stündlich mehr verstopft werden, fordert die Presse von links bis rechts nahezu geschlossen eine humanitäre Lösung dieses noch nie dagewesenen Problems. Unsere Kollegen von Le Monde berichten, daß ...«

»Diese »erhebliche Diskrepanz« wundert mich gar nicht«, bemerkte der Präsident. »Auch bei uns in der Regierung regen sich bereits Zweifel. Sogar und vor allem unter jenen, die es niemals zugeben würden.«

»Überzeugungen, die in Fleisch und Blut übergegangen sind, lassen sich nur schwer revidieren«, sagte Jean Perret. »Sie sperren unseren Geist in eine Zwangsjacke. Erinnern Sie sich an die große staatliche Meinungsumfrage vor vierzehn Tagen? Die Frage lautete: Um in unserer heutigen Welt das rechte Maß zu halten, erscheint Ihnen der Rassismus a) Als wünschenwert? Vier Prozent, b) Möglicherweise notwendig? 17 Prozent, c) Ist von ihm abzuraten? 32 Prozent, d) Ist er abscheulich und unnatürlich? 43 Prozent, e) Keine Angaben: Vier Prozent. Wären Sie bereit, die Konsequenzen Ihrer Meinung persönlich zu tragen? 67 Prozent antworteten mit Ja, 18 Prozent mit Nein. Dabei wurde auf die befragten Personen, die aus allen Schichten der Gesellschaft stammten, keinerlei Druck ausgeübt. Allenfalls hatte bereits die Fragestellung einen suggestiven Beigeschmack. So etwas ist nicht neu. Neu ist, daß die Meinungsumfragen die Faulheit des Denkens absegnen.«

»Ich weiß«, sagte der Präsident. »Vielleicht bin auch ich faul gewesen. Wir haben bislang unsere ganze Regierungspolitik nach Meinungsumfragen ausgerichtet. Das war sehr bequem. Möglicherweise haben wir ein Nichts regiert ... Wir werden es nie erfahren. Es ist zu spät.«

Die Stimme des Radiosprechers fuhr fort: »In der Tat hat kein einziger Leitartikler konkrete Vorschläge gemacht. Mit Ausnahme von Herrn Jules Mâchefer, Chefredakteur der Zeitung La Pensée nationale, der schrieb - ich zitiere »Wenn es die Regierung unterlassen sollte, der Armee den Befehl zu erteilen, mit allen Mitteln die Landung zu verhindern, so wird es zur Pflicht jedes Bürgers, der sich seiner Kultur, seiner Rasse, seiner althergebrachten Religion und seiner Vergangenheit bewußt ist, sofort die Waffen zu ergreifen. Sogar Paris, unser geliebtes Paris, ist von den Komplizen der Eindringlinge infiltriert worden. Meine Büros wurden heute von blindwütigen Agitatoren verwüstet und besetzt, zu denen sich der schlimmste Bodensatz der Ausländerquartiere dieser Stadt gesellt hat. Austräger und Verkäufer meiner Zeitung sind den ganzen Tag von extremistischen Gruppen durch die Straßen gejagt worden. Die Polizei hat tatenlos zugesehen, und - ich muß es leider sagen - auch die Bevölkerung hat sich völlig gleichgültig verhalten. Unter diesen Umständen sehe ich mich gezwungen, bis auf weiteres das Erscheinen von La Pensée nationale einzustellen und den Kampf anderweitig fortzusetzen. Ich, ein Greis, der sein Lebtag ein friedlicher Mensch gewesen ist, erkläre hiermit, daß ich in den Süden fahren werde, um die zerlumpte Armee des Antichristen mit dem Jagdgewehr in der Hand zu erwarten. Ich hoffe, daß sich mir viele anschließen werden!* Ende des Zitats ...«

»Jetzt haben sie ihn endlich erwischt«, murmelte der Präsident. »Aber das ist jetzt auch schon egal... »Die Bevölkerung hat sich völlig gleichgültig verhalten* ... Ein Nichts. Überall ein absolutes Nichts...«

»... Außerdem hat der Vatikan vor ungefähr zehn Minuten eine Erklärung Seiner Heiligkeit des Papstes Benedikt XVI. veröffentlicht, die derzeit von allen Presseagenturen verbreitet wird. Ihr Text lautet: »An diesem Karfreitag, dem Tag der Hoffnung für alle Christen, beschwören wir unsere Brüder in Jesu Christo, ihre Seelen und Herzen zu öffnen und mit allen ihren materiellen Gütern den Unglücklichen zu helfen, die Gott uns sendet, um an unsere Türen zu klopfen. Es kann für einen Christen keinen anderen Weg als den der Nächstenliebe geben. Nächstenliebe darf kein leeres Wort sein. Sie ist nicht teilbar. Sie mißt nicht ab. Sie gilt als Ganzes oder gar nicht. Für uns alle kommt nun die Stunde, in der wir die Kompromisse, die unseren Glauben verwässert haben, von

uns weisen müssen. Es ist die Stunde des Bekenntnisses zur allumfassenden Liebe, für die Gott am Kreuz gestorben und wiederauferstanden ist.< Ende des Zitats. Des weiteren wurde bekannt, daß Seine Heiligkeit Papst Benedikt XVI. angeordnet hat, alle restlichen Wertgegenstände im Vatikanpalast und dessen Museen zugunsten der Aufnahme und Unterbringung der Einwanderer vom Ganges zu verkaufen. Dies war das Abendjournal. Weitere Nachrichten folgen in einer Viertelstunde ...«

»Was sagt man dazu!« sagte der Präsident und unterbrach das nachfolgende Konzert. »Ich höre schon Gott im Himmel rufen: >Auch Du, mein Sohn?< Von einem brasilianischen Papst kann man wohl nichts anderes erwarten. Die Kardinäle wollten im Namen der globalen Kirche einen progressiven Papst. Jetzt haben sie ihn. Ich habe ihn gut gekannt, als er noch Bischof war und Europa mit aufwühlenden Schilderungen des Elends in der Dritten Welt geißelte. Ich habe ihm einmal gesagt, daß er auf hören solle, auf der unwürdigen Mutter herumzuhacken, er würde damit am Ende nur ihren Kindern schaden. Wissen Sie, was er mir geantwortet hat? Nur die Armut sei es wert, geteilt zu werden! Nun, er hat sein Wort gehalten. Sind Sie Christ, Herr Perret?«

»Ich bin kein Christ, ich bin Katholik. Ich halte an diesem wesentlichen Unterschied fest.«

»Ich glaube nicht viel. Von Zeit zu Zeit eine Messe, wie Heinrich IV. Deshalb brauche ich Sie. Wenn die Stunde der Entscheidung kommt, dann brauche ich Beweggründe. Ich muß also am Ende doch noch an etwas glauben. Meine Entscheidung wird schlecht sein, soviel steht fest... Übrigens, da Sie nun »Gauleiter« des Südens sind, wird der Papst Sie wohl bald exkommunizieren.«

»Das ist mir gleichgültig, Herr Präsident! Im Mittelalter hätte man in solchen Fällen einigen Kardinälen in den Hintern getreten und einen Gegenpapst gewählt. Nichts anderes habe ich in meinem Herzen getan. Im übrigen sind auch das nur Worte. Seit sechs Wochen schwimmen wir in einem Meer von Worten. Ihr Sekretariat ertrinkt darin. Was allein in der letzten Stunde eingegangen ist ... Sehen Sie nur!« Er schwenkte einen Haufen Telegramme.

»Dreißig Nobelpreisträger setzen sich für die Armada ein. Jean Orelle ist nicht dabei, aber wer vermißt ihn schon? Man hat alle anderen Friedensnobelpreisträger beisammen, Pater Hamei an der Spitze! ... Boris Vilsberg und zehntausend Intellektuelle haben eine Petition für soziale Gerechtigkeit unterzeichnet ... Das Komitee zur Förderung der Einwanderung vom Ganges teilt mit, daß es mehr als zwei Millionen Unterschriften gesammelt hat... Der Erzbischof von Aix bietet den Flüchtlingen Schulgebäude an, die er extra für diesen Anlaß räumen lassen will, sowie seine Priesterseminare, wobei diese praktischerweise bereits leerstehen ... Die UNO stimmte einmütig für die Abschaffung des Rassenbegriffs, was natürlich in erster Linie bedeutet, daß sie unsere Rasse abschaffen wollen. Und wir haben allen Ernstes zugestimmt! Wäre ja nicht das erste Mal, daß wir in diesem makabren Zirkus durch den Reifen springen ... In Genf Hungerstreik des Gründers der Organisation »Bruderschaft der Menschheit«: Edgar Wentzwiller, der führende humanitäre Calvinist« - der Staatssekretär las ein Telegramm vor - »verweigert seit dem Desaster von Säo Tome jegliche Nahrungsaufnahme, solange die Emigranten vom Ganges nicht gerettet und in Westeuropa aufgenommen und versorgt werden ... Das ist schon seine dritte Diätoffensive, Herr Präsident. Der hält noch lange durch. Erinnern Sie sich an Gandhi und seine ständigen Hungerstreiks? Er ist uralt geworden, und selbst dann mußte man ihn erschießen ... Zehntausend Personen« - Perret las ein weiteres Telegramm vor - »haben in der Abtei Le Bec den ganzen Karfreitag über gefastet und gebetet, in Anwesenheit von Dom Vincent Laréole, der zu diesem Zweck frühzeitig von einem buddhistischen Kongreß in Kyoto zurückgekehrt ist. Der Abbé hat an ein Wort Gandhis erinnert -

jede Wette ein unsterbliches, Herr Präsident »Kann man sich am göttlichen Sonnenlicht wärmen, wenn so viele Menschen an Hunger sterben?< Am Ende des Tages wurde unter allgemeinem Beifall eine Aufforderung an die französische Regierung verlesen, endlich Farbe zu bekennen und die Grenzen unseres Landes ohne Wenn und Aber den Einwanderern vom Ganges zu öffnen. Das Telegramm enthält keine Angaben, ob die Büßer von Le Bec nach so vielen Kasteiungen nach Hause zum Abendessen gegangen sind ... Ich erspare Ihnen den Rest, Herr Präsident.« Die Telegramme knallten auf den Teppich. »In den Kirchen, Gewerkschaften und allen möglichen Vereinen flattern sie herum wie die Irren. Selbst im Kindergarten von Sarcelles sollen die Knirpse in einen Murmelspielstreik getreten sein, »aus Solidarität mit den Kindern vom Ganges, denen die Freude am Spielen vergangen ist« Noch ein Telegramm, von unendlicher Bedeutung für Ihr Seelenheil. Der Erzbischof von Paris, der Präsident des Konsistorialrats der reformierten Kirchen, der Großrabbiner von Paris und der Großmufti der Moschee Si Hadj-El-Kebir geben bekannt, daß sie sich zu einem »Permanenten Komitee< zusammengeschlossen haben ... «

»Diese Bande habe ich heute schon empfangen müssen« sagte der Präsident. »Der Moslem war der einzige, der sich unter Kontrolle hatte. Ich hatte den Eindruck, daß es ihm etwas peinlich war, bei diesem Verein dabei zu sein. Gewiß hatte er mehr Durchblick als die anderen, aber er hielt den Mund. Der Kardinal dagegen hat mir beinahe ein Ohr abgekaut. Er wetterte gegen die soziale Ungerechtigkeit in der Hauptstadt, gerade so, als ob ich mit der Krise im Süden nicht beschäftigt genug wäre! Angeblich haben Hunderttausende von Fremdarbeitern, die eine menschenwürdige Behandlung fordern, plötzlich entdeckt, daß sie nicht länger warten können. Ausgerechnet er - der römische Kardinal! der katholische Prälat! - zitierte einen Satz von Sartre, der vor einiger Zeit für soviel Wirbel gesorgt und Dutzende von subventionierten Avantgarde-Stücken inspiriert hat: >Die Erde zählt zwei Milliarden Einwohner, das heißt 500 Millionen Menschen und eine Milliarde 500 Millionen Eingeborene/ Ich betrachtete währenddessen das Gesicht des Großmuftis. Er verzog keine Miene. Der Kardinal hat mir dann eine offizielle Erklärung des Permanenten Komitees in die Hand gedrückt...«

Perret fischte ein Blatt Papier aus dem Stapel. »Sie meinen wohl diesen Wisch hier, Herr Präsident. Er ist heute mittag veröffentlicht worden: >Ihr einziges Verbrechen besteht darin, einer anderen Rasse als der unsrigen anzugehören. Es ist also nicht nur eine Frage der elementarsten Nächstenliebe, sondern auch der Gerechtigkeit, daß wir ihnen Respekt entgegenbringen. Jegliche Gewalt, die wir ihnen im Großen und Kleinen antun, jeglicher Mangel an Respekt ist angesichts ihrer schwierigen und schmerzhaften Lage, die sie als Einwanderer erdulden müssen, um so menschenverachtender ...<«

»Ja, genau den meine ich! An diesem Punkt hatte ich Lust, ihm zuzurufen: Und was ist mit unserer eigenen Lage, Eminenz?« - Der Präsident hob normalerweise nie seine Stimme, aber diesmal war er wirklich wütend. - »Ich musterte erneut den Mufti, der sich nicht in die Karten blicken ließ, und sagte mir: Wenn dieser Heuchler die Dreistigkeit besessen hat, eine Deklaration zu unterzeichnen, die feierlich feststellt, daß die Rassen ungleich behandelt werden, dann muß er dabei etwas anderes im Sinn gehabt haben als der Erzbischof. Ich vermute, daß für ihn die Ungleichheit der Rassen vor allem bedeutet, daß immer eine andere Rasse obenauf sitzt und nun eben die nächste an der Reihe ist. Also schlicht eine Frage der Rotation. Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus. Ich habe den Kardinal gefragt, wer die Schutzpatronin von Paris sei. Er stammelte irgend etwas Unverständliches vor sich hin. »Die heilige Genoveva«, habe ich ihn belehrt! »Als die Hunnen vor den Toren von Paris standen, ist sie mit großem Pomp vor die Mauern gezogen, begleitet von Ihrem Vorgänger, dem damaligen Erzbischof, der überglücklich war über diese unverhoffte göttliche Verstärkung.«

Was glauben Sie, was er mir geantwortet hat? Die heilige Genoveva habe es nie gegeben. Das Ganze sei nur ein Märchen. Da fiel mir wieder ein, daß man die Heilige vor Jahren als Legende entlarvt und aus dem offiziellen römischen Kalender gestrichen hatte. Es stimmt, daß das damals niemanden interessiert hat. Der einzige, der Protest einlegte, war ein einsamer, verträumter Spinner im Stadtrat von Paris, dessen Name heute vergessen ist. Ich hatte genug und verabschiedete die vier frommen Männer. Ich war außer mir. Mir blieb zumindest ein schwacher Trost: Das Permanente Komitee tagt im erzbischöflichen Palais. Seit der Kardinal seine Möbel zugunsten irgendeiner edlen Sache verkauft hat, ist das Palais zum ungemütlichsten Ort von ganz Paris geworden. Eine heruntergekommene Absteige, die sogar dem tiefroten Bischof von Bahia viel zu schäbig wäre. Sollen sie doch auf ihren Holzschemeln hocken, bis ihnen der Hintern weh tut. Wie gesagt, ein schwacher Trost. Aber besser als gar nichts. Sonst noch etwas, Herr Perret?«

»Vieles und nichts. Kein Ende vom Lied in Sicht, obwohl eigentlich alles vorbei ist. Sechs Wochen lang haben sich unsere selbsternannten Meisterdenker keinen Millimeter vom Fleck gerührt. Die Regierungen haben fieberhaft eine Konferenz nach der anderen einberufen. Und was ist dabei herausgekommen? Nichts. Wir leben im Jahrhundert der korruptiven Worte. Wir benutzen die Worte, um den Taten auszuweichen, während wir auf das Unabwendbare warten, das jenseits der Worte steht und das Worte nicht abwenden können. Die einzigen Taten, die jetzt zählen, enthüllen eine grundlegende Wahrheit: Alle kapitulieren und ergreifen die Flucht, ob Christen oder Nichtchristen. Und solange auch wir beide uns mit Worten begnügen, sind wir allein, Herr Präsident, Sie und ich.«

»Nicht ganz. Da ist noch der alte, verrückte Mâchefer. Und Pierre Senconac, der jetzt bei Radio Ost spricht, wie mir der Direktor mitgeteilt hat. Jean Orelle versucht gerade in letzter Sekunde zu retten, was ihm noch an Verstand geblieben ist. Im andern Lager stehen intellektuelle Aktivisten wie Clément Dio und all diese Idealisten, die sich in Kneipen und Sakristeien und auf dem Campus sammeln, um nach Süden zu ziehen und ihren Worten Taten folgen zu lassen. Fast beneide ich sie. Und dann haben wir noch die Armee. Eine Berufsarmee mit Eliteregimentern. Seit heute morgen bezieht sie auf meinen Befehl Stellung...«

»Die Armee! Tausende von Soldaten, Offizieren und Generälen. Aber auch das sind alles nur Worte. Wandelnde Worte in Uniformen, die jeder ernsthaften Konfrontation aus dem Weg gehen. Unsere Armee ist doch schon seit langem nichts weiter als eine Theatertruppe. Niemand weiß, was sie wirklich taugt, weil wir uns nicht mehr trauen, sie einzusetzen, aus Angst, sie könnte sich blamieren und aller Welt ihre Nichtigkeit offenbaren. Herr Präsident, Sie werden sehen, daß auch die Armee Sie fallenlassen wird!«

»Letzten Sonntag waren Sie noch anderer Meinung, Herr Perret!«

»Herr Präsident, im Laufe der letzten Woche habe ich die wenigen Generäle aufgesucht, die noch imstande sind, ihr Gehirn zu gebrauchen. Das hat mir die Augen geöffnet. Leider. Ein großer, klaffender Abgrund tat sich vor mir auf. Die westlichen Staaten bilden sich ein, starke Armeen zu besitzen. In Wirklichkeit haben sie überhaupt keine Armeen mehr. Seit Jahrzehnten redet man unseren Völkern ein, ihre Armeen seien ein einziger Schandfleck. Denken Sie nur an all die Filme, die Millionen Menschen gesehen haben. Massaker an Indianern, Schwarzen und Arabern, die längst vergessen waren, wurden aus politischen Gründen aus der Versenkung geholt und kinogerecht aufbereitet. Man hat verlorene Kriege, in denen es um das nackte Überleben des Abendlandes ging, so dargestellt, als seien sie nichts weiter als barbarische Versuche gewesen, eine weiße

Weltherrschaft zu errichten. Die lebenden Soldaten genügten nicht, um ihren Haß zu nähren, darum haben sie Phantomarmeen aus der Vergangenheit beschworen, die den Vorzug haben, daß man sie unendlich erweitern kann. Man zerrt die stummen Toten, die sich nicht verteidigen können, aus dem Grab, um sie risikolos zu bespucken und zu verurteilen. Ignorieren wir all die Romane, Theaterstücke und Oratorien, die nur einen kleinen Kreis von Intellektuellen erreichen. Sprechen wir lieber von den Massenmedien, die mehr als nur Instrumente der Kommunikation sind. Sprechen wir von ihrem skandalösen Mißbrauch durch geistige Terroristen, die sich die Maske der Freiheit aufgesetzt haben. Wir haben die Warnungen der wenigen klaren Köpfe in den Wind geschlagen, haben eine maßlose masochistische Raserei zugelassen, die uns in wahnwitzige Abenteuer gestürzt hat. Indem wir alle Schranken geöffnet haben, sind wir das sinnlose Risiko eingangen, eines Tages alles, was hinter ihnen lauert, auf einmal und ganz auf uns allein gestellt konfrontieren zu müssen. Sie erinnern sich gewiß an all die raffiniert eingefädelten und diabolisch orchestrierten Kampagnen, die darauf abzielten, die Moral der Nation zu untergraben und die Auflösung der Gesellschaft voranzutreiben. Man gab vor, daß man nichts weiter wollte als die Kolonialkriege, inklusive Vietnam, zu beenden. Aber in Wahrheit war das erst der Anfang. So etwas läßt sich nicht mehr umkehren. Man hat die Armee so oft des Völkermords bezichtigt, daß das brave Volk nur mehr tiefen Abscheu Vor ihr empfindet. Und seit die Polizei zur Witzfigur geworden ist, ist auch sie erledigt. Man fragt sich, wie sie so lange durchgehalten hat, ohne sich selbst zum Kotzen zu finden. Die Armee ist schon so weit, gleichgültig, ob es sich nun um Wehrpflichtige, Freiwillige oder Berufssoldaten handelt. Falls Sie einen neuen Völkermord planen, Herr Präsident, auf die Armee werden Sie dabei nicht zählen können.«

»Auf wen dann?«

»Auf niemanden, Herr Präsident. Das Spiel ist aus.«

»Es wird aber dennoch einen Völkermord geben. Wir sind

es, die verschwinden werden.«

»Ich weiß, Herr Präsident. Aber das werden Sie niemand

dem verständlich machen können. Niemand ist mehr in der Lage, die Gründe dafür zu begreifen. Wir werden langsam sterben, weil wir im Innern von Millionen von Mikroben angefressen sind, die unseren Körper infiziert haben. Es wird lange dauern und nicht einmal besonders weh tun. Es wird auch kein Blutvergießen geben. Das ist der ganze Unterschied. Moral und Menschenwürde, das ist alles, was in den Augen der westlichen Homunkuli noch zählt. Versuchen Sie mal, dem Volk oder der Armee - von der Weltmeinung und dem Weltgewissen ganz zu schweigen - beizubringen, daß wir am Ostersonntag oder Ostermontag eine Million Einwanderer mit schwarzer Hautfarbe niedermetzeln müssen, wenn wir nicht später, viel später, selbst sterben wollen ...«

»Ich werde es trotzdem versuchen. Und im Süden werden Sie mir helfen, Herr Perret. Wann reisen Sie ab?«

»Heute nacht, Herr Präsident. Ich habe es geschafft, zumindest einen Düsenjägerpiloten aufzutreiben, der nicht den Priester spielt und sich in schmerzhaften mentalen Exerzitien ergeht, um über das moralische Problem eines Kampfes gegen die Flotte vom Ganges zu meditieren. Mein Pilot hat diesbezüglich noch keine großen Hemmungen. Er wird mich unmittelbar bis zur örtlichen

Präfektur bringen. Der dortige Präfekt hat mich übrigens vorhin angerufen. Er war völlig verstört. Er sei so gut wie allein, seit ihn am Nachmittag nahezu sein gesamtes Personal verlassen habe. Ich nehme den Fregattenkapitän de Poudis als Adjutanten mit. Es scheint, daß er nochmal über alles nachgedacht hat. Ich glaube, daß er nach dem Tod seines Sohnes noch eine Rechnung zu begleichen hat. Hätten wir bloß mehr Männer seiner Art, die es verstehen, ihren Schmerz produktiv werden zu lassen! Leider produziert der Schmerz heutzutage nur mehr Gewerkschaftsforderungen...«

»Auch ich habe nochmal über vieles nachgedacht, Herr Perret«, unterbrach der Präsident. »Ich kann, auf lange Frist betrachtet, unmöglich zulassen, daß die hungernden Massen auf unserem Boden landen. Ob wir sie in Lager stecken oder zu integrieren versuchen, läuft auf dasselbe hinaus: Sie würden hierbleiben. Und wenn wir uns auch nur ein einziges Mal schwach zeigen und unsere Tür öffnen, dann werden weitere und immer weitere nachkommen. Dieser Prozeß hat ja schon begonnen ...«

»Sie werden so oder so kommen, Herr Präsident.«

»Ich weiß. Aber ich will Ihnen etwas sagen. Es klingt wie eine abgedroschene Phrase, die heutzutage nicht einmal mehr der hinterletzte Provinzpolitiker in den Mund nehmen würde. Aber es ist die Wahrheit: Mein Gewissen ist rein. Leben Sie wohl, Herr Perret. Ich weiß nicht, ob wir uns Wiedersehen werden ...«

33.

In der Nacht vom Karsamstag zum Ostersonntag, genauer gesagt: in der ersten Minute des Auferstehungstages, hörte man an der französischen Küste, irgendwo zwischen Nizza und Saint-Tropez, einen Heidenlärm. Die Buge von 99 Schiffen bohrten sich in den Sand oder liefen auf die Felsen auf, während die Mißgeburt erwachte und einen Siegesschrei ausstieß. Danach rührte sich nichts mehr an Bord der Schiffe. So blieb es den ganzen folgenden Tag über und während der ersten Hälfte der nächsten Nacht. Nur Tausende von erhobenen Armen bewegten sich wie ein Wald aus schwarzen Schlangen. Die ins Wasser geworfenen Toten wurden an Land geschwemmt. Und aus dem Mund der Massen drang leise ein nicht enden wollender Gesang, den der Wind ans Ufer trug ...

Gegen halb elf Uhr abends sendete der französische Rundfunk seine x-te Sondermeldung. Von Mal zu Mal klang die Stimme des Sprechers düsterer, als würde er die Nation über seinen sich rapide verschlechternden Gesundheitszustand auf dem Laufenden halten. Jetzt fehlte nur noch die Todesnachricht: »Die vom Präsidenten der Republik einberufene Regierung hat sich den ganzen Tag im Élyséepalast beraten. Im Hinblick auf den Ernst der Lage waren auch die Stabschefs aller drei Teilstreitkräfte anwesend, dazu die Oberhäupter der Polizei und der Gendarmerie und die Präfekten der Departements Var und Alpes-Maritimes. Zusätzlich war der Erzbischof von Paris in beratender Sonderfunktion zugegen, sowie der Apostolische Nuntius und der größte Teil der in der Hauptstadt ansässigen europäischen Botschafter. Zur Zeit ist die Sitzung noch im Gange, aber der Regierungssprecher teilte mit, daß sich der Präsident heute um Mitternacht mit einer feierlichen Erklärung an die Nation wenden werde.«

In der gleichen Minute beendete der Präsident die Sitzung etwa mit folgenden Worten: »Jetzt höre ich Ihnen schon seit fast zehn Stunden zu. Meine Herren Präfekten: Ich kann dieses dumme Gerede über >Willkommensprojekte< nicht mehr hören. Sie schwätzen ununterbrochen davon, den Einwanderern Unterkünfte bereitzustellen und Arbeitsplätze zu verschaffen. Glauben Sie denn im

Ernst, daß wir eine solche Flutwelle mit ein paar leeren Häusern und staatsgesponserten Baustellen auffangen können? Was machen Sie überhaupt in Paris? Wir haben Sie nicht hergebeten. Sie haben freiwillig Ihre Präfekturen verlassen, um sich, Ihre Familien und Ihr kostbares gutes Gewissen in Sicherheit zu bringen. Weit ab vom Schuß kann Ihnen niemand mehr einen Vorwurf machen, nicht wahr? Ich enthebe Sie hiermit Ihrer Funktionen. In spätestens vierundzwanzig Stunden werden Ihre Ämter ohnehin nutzlos sein, weil dann vermutlich sämtliche staatlichen Institutionen zusammengebrochen sind und die Anarchie herrscht...

Und nun zu unseren Herren Generälen! Sie wagen es, mich mit einem Kriegsspielchen zu belästigen, bei dem Sie Geisterdivisionen und Papierregimenter auf der Karte herumschieben, als wäre ich irgend so ein Hitler, der in seinem Berliner Bunker in den Teppich beißt? Haben Sie vergessen, daß von zweihunderttausend Mann, die vor drei Tagen den Marschbefehl nach Süden erhielten, nur zweitausend in ihre Stellungen eingerückt sind? Und ihre Kampfmoral soll ziemlich mies sein! Der Rest hat sich in Luft aufgelöst. Sie waren doch immer so stolz darauf, daß unsere Armee aus dem Volk kam. Nun, dorthin ist sie wieder zurückgekehrt. In den Kasernen von Mâcon tanzt man auf den Tischen. In Montéli-mar ist irgendein meuterndes Regiment mitsamt Waffen und Ausrüstung in die Fabriksbaracken gezogen, um dort, so scheint es, die erste multirassische Proletarierkommune zu gründen. In Romans-stur-Isère haben Studenten und Arbeiter zusammen mit ein paar Soldaten die Unterpräfektur besetzt und eine Räteherrschaft errichtet. Alles ganz friedlich, verstehen Sie? Ganz friedlich! Die meisten aber haben einfach ihre Dienstzeit auf eigene Faust beendet und sind lässig nach Hause spaziert. Hören Sie also bitte auf, von Regimentern »auf dem Vormarsch< zu schwadronieren, als ob Sie mitten in der Götterdämmerung der Nation noch an Ihre eigene Wichtigkeit oder gar Ihre Karriere glauben würden. Ich enthebe Sie hiermit Ihrer Verpflichtungen. Auf Vorschlag von Herrn Jean Perret habe ich Oberst Dragasès zum Oberbefehlshaber der Sicherheitskräfte im gesamten Süden sowie zum Generalstabschef der Restarmee ernannt. Wenn Sie den Mut dazu haben, steht es Ihnen frei, zu ihm zu stoßen und sich mit einer Maschinenpistole in der Hand seinem Kommando zu unterstellen. Denn wir brauchen nur noch kämpfende Soldaten, sonst nichts ...!

Meine werten Herren Minister! Sie haben mich oft aus Gründen kritisiert, die mir inzwischen allzu klar geworden sind. Sie verstecken Ihre Angst und Ihre wahren Ambitionen hinter einer Flut aus sterilen Worten. Ich weiß, daß nicht wenige unter Ihnen bereits die Koffer gepackt und ihr gutes Gewissen mit ihrem Bankkonto in der Schweiz in Einklang gebracht haben. Das zeigt nur, wie kurzsichtig Sie sind. Ich kenne auch etliche, die konspirieren, sich auf den Umbruch vorbereiten und nach allen Seiten ihre Fühler ausstrecken. Unter der Hand wird bereits eine provisorische Regierung entworfen. Wenn der unvermeidliche Zusammenbruch kommt, dann muß doch, so meinen Sie, irgendjemand dafür sorgen, daß wieder eine Art von Ordnung hergestellt wird. Und damit haben Sie nicht einmal unrecht. Sie glauben, daß man Sie dann wegen Ihres Know-hows mit offenen Armen empfangen wird, um den Übergang zu organisieren. Es ist Ihnen im Grunde völlig egal, wer zu welchem Zweck an der Macht ist, Hauptsache, Sie können Ihren Posten behalten. Das könnte Ihnen sogar gelingen. Andere haben es Ihnen vorgemacht: Zuerst haben sie fleißig mitgeholfen, den Brand zu schüren, dann haben sie aus den Flammen gerettet, was noch zu retten war, zuweilen durchaus zum Nutzen der Allgemeinheit. Aber genau an dieser Stelle trennen sich unsere Wege. Ich kann Ihre Vorstellung von einem geretteten, aber deformierten Frankreich nicht teilen. Ich habe allerdings auch keine Karriereambitionen mehr. Dank der Rückendeckung von Oberst Dragasès, Herrn Jean Perret und den Trümmern unserer Armee vertrete ich gegenwärtig weiterhin die legitime Macht, denn nun spielt sich alles weitere im Süden ab. Ihre Rücktrittserklärungen werden ab sofort entgegengenommen, zumindest noch bis morgen früh ...

Nun zu Ihnen, meine Herren Botschafter aus den westlichen Ländern. Ich merke wohl, daß Sie tieftraurig sind. Aber das nützt Ihnen nichts mehr. Die Nachrichten aus Ihren eigenen Hauptstädten sind alles andere als ermutigend. Ihre Regierungschefs werden sich nun gehörig die Köpfe zerbrechen müssen. Ich weiß, daß alle Welt insgeheim darauf hofft, daß Frankreich ein Gemetzel begehen wird. Wenn sich das Land, das die Menschenrechte verkündet hat, derartige Repressalien leistet, dann braucht man selbst auch keine Skrupel mehr zu haben, nicht wahr? Nun wohl, meine Herren! Sie werden sich, wie wir alle, bis morgen früh gedulden müssen, bis die Frage aller Fragen der modernen Welt beantwortet wird: Können die Menschenrechte, die uns so viel bedeuten, auf Kosten anderer Menschen bewahrt werden? Ich überlasse es nun Ihnen, diese Nuß zu knacken ...

Was Sie betrifft, Herr Apostolischer Nuntius, so stelle ich fest, daß Stalins Hohn damals etwas voreilig war, als er mit einem ironischen Lächeln nach der Zahl der Divisionen des Papstes fragte. Ihr Chef hat unzählige Divisionen! Freilich hat er einige Hilfstruppen engagieren müssen ...«

Um elf Uhr abends hörte man im Rundfunk nach Mozarts zweiter Symphonie erneut die Stimme des altbekannten Sprechers. »Nach den neuesten Nachrichten aus dem Süden scheint sich an Bord der Einwandererflotte noch nichts zu rühren. Ein Bericht des Generalstabs der Armee bestätigt, daß angesichts dieser außergewöhnlichen Invasion zwei Divisionen bereitstehen und sich drei weitere Divisionen trotz Transportschwierigkeiten auf dem Marsch Richtung Süden befinden. Außerdem gab der Stabschef Oberst Dragasès vor fünf Minuten bekannt, daß die Armee an der Küste etwa zwanzig Scheiterhaufen angezündet hat, auf denen Tausende von Leichen verbrannt werden, die von den Schiffen ins Wasser geworfen worden sind. Die Regierung hat schließlich mit Befremden von der allgemeinen Flucht der Bevölkerung des Südens Kenntnis genommen. Obwohl sie dieses Verhalten bedauert, fühlt sie sich angesichts einer derart präzedenzlosen Lage nicht befugt, davon abzuraten. Gendarmerie und Armee haben genaue Anweisungen erhalten, damit die Abwanderung ordnungsgemäß verläuft und die vom Norden her anmarschierenden militärischen Kolonnen nicht behindert werden. In den vier Küstendepartements ist der Notstand ausgerufen worden. Herr Jean Perret, Staatssekretär und persönlicher Beauftragter des Präsidenten der Republik, hat die Befehlsgewalt übernommen. Die Armee wird im Rahmen des Möglichen und in den Grenzen, die ihr durch andere Aufgaben gezogen sind, für den Schutz des hinterlassenen Besitzes sorgen. Die Regierung bestätigt, daß sich der Präsident der Republik heute um Mitternacht mit einem feierlichen Aufruf an die Nation wenden wird.«

Das war alles. Wir wir uns erinnern, saß der alte Herr Calguès in diesem Moment einsam auf der Terrasse seines Hauses, das sich wie ein Vorposten des alten Dorfes am Meer an einen Felsen schmiegte. Er fragte sich, ob die Schwätzer nun in aller Stille sterben würden, denn in einer Gesellschaft, die sich gewohnheitsmäßig von Worten einlullen läßt, macht eine solche Kürze einen ziemlichen Eindruck. Dann nahm er ein Buch, schenkte sich genüßlich ein weiteres Glas Rosé ein, zündete seine Pfeife an und wartete auf die Mitternacht…

34.

Abgesehen von den USA und der Sowjetunion berieten sich in dieser Nacht die Regierungen dreier weiterer weißer Länder: in London war man ratlos, in Pretoria kampfbereit, und in Canberra breitete sich das Gefühl einer tragischen Isolation aus. Trotz dieser unterschiedlichen Reaktionen waren sie sich nach stundenlangen, fieberhaften Diskussionen einig, daß man davon ausgehen müsse, daß der Westen seit der Abfahrt der Armada vom Ganges nur mehr einem wackeligen Kartenhaus inmitten des Mahlstroms der Dritten Welt gliche. Wenn die Karte namens »Frankreich« an der Basis des

bedrohten Bauwerks plötzlich wegfiele, dann würden auch alle anderen Karten der Reihe nach Zusammenstürzen. Am Ostersonntag erhielt der Präsident der Französischen Republik abends um elf Uhr dreißig drei pathetische Telegramme aus diesen drei Hauptstädten, die ihn anflehten, hart und unnachgiebig zu bleiben, selbst um den Preis unschuldig vergossenen Blutes. Der historischen Vollständigkeit halber sei vermerkt, daß diese drei Telegramme heute im »Museum des Antirassismus« im neuen Hauptquartier der UNO in Hanoi einen Ehrenplatz einnehmen, gleichsam als letzte Zeugnisse eines nunmehr ein für alle Mal geächteten Hasses. Auf der ganzen Welt kennen die Schulkinder jeglicher Altersstufe und Klasse ihren Wortlaut auswendig und müssen ihn jederzeit vortragen und kommentieren können. Ihre Wachsamkeit darf nicht eine Sekunde nachlassen, sonst besteht die Gefahr, daß sich in ihnen erneut diese verabscheuungswürdigen Gefühle regen, die der Natur des Menschen völlig widerstreben ...

In London hatte die Lage in den letzten drei Tagen eine, wie man damals sagte, »undefinierbare« Veränderung erfahren. Nichts Tragisches, keine Unruhen, keine Schlägereien, keine Rassenkrawalle, weder physische noch verbale Gewalt. Hunderttausende von Arbeitern aus der Dritten Welt waren still und geordnet aus allen Ecken Englands zusammengeströmt, um in London für das »Nichteuropäische Commonwealth-Komitee« zu demonstrieren. Als Beispiel für die seltsame Lähmung, die das Land befallen hatte, könnte man einen Zwischenfall am Bahnhof von Manchester nennen, wobei die Bezeichnung »Zwischenfall« vielleicht etwas übertrieben ist, da die Beteiligten und die Zuschauer während der ganzen Zeit völlige Ruhe bewahrt hatten. Zumindest konnte man in ihren Gesichtern keinerlei Zorn entdecken, und es gab auf keiner Seite beleidigende Worte oder feindselige Gesten. Am Ostersonntagabend waren etwa dreißigtausend Pakistani, Bengalen und Inder, verstärkt durch Jamaikaner, Guyaner, Nigerianer und andere, auf den Bahnhof von Manchester geströmt. Sie waren auf dem Weg nach London, wo am nächsten Tag die Demonstration stattfinden sollte. Die schwarze Flut überfüllte die Bürgersteige und die Bahnhofshalle. Vor den Schalterräumen bildeten sich endlose Schlangen, denn merkwürdigerweise kam niemand auf den Gedanken, ohne Fahrkarte zu reisen. Ein Detail, das nicht zufällig war und zusammen mit anderen von derselben Sorte das Schicksal Englands besiegelte. Wie soll man es auch anstellen, sich im Land der Habeas-Corpus-Akte und der unbewaffneten Bobbies der Beförderung von Reisenden entgegenzustellen, die allesamt brav ihre Fahrkarten bezahlt haben? Man sah die Weißen nacheinander wortlos den Bahnhof verlassen. Ohne Zweifel hatten sie die Hoffnung aufgegeben, in den Zügen einen Platz zu finden. Diejenigen aber, die in den Warteschlangen ausharrten wie weiße Entlein in einem schwarzen Schwarm, wurden mit größter Höflichkeit behandelt. Man respektierte ihren Platz in der Reihe, und niemand versuchte, sie wegzudrängen. Trotzdem ergriff die meisten unter ihnen sehr rasch ein Gefühl der Beklemmung, obwohl sie das korrekte Verhalten ihrer dicht zusammengedrängten schwarzen Nachbarn freimütig anerkennen mußten. Vielleicht war auch manchem der etwas scharfe und ungewohnte Geruch unangenehm. Wahrscheinlich hatten sie einfach bemerkt, daß sie mit einem Schlag zur ethnischen Minderheit geworden waren, und zogen es deshalb vor, freiwillig zur Seite zu treten, um Komplikationen zu vermeiden. Denn eine solche Situation waren sie nicht gewohnt... In den Zugabteilen entfaltete sich eine ähnliche Dynamik. Da auf ein Abteil ein Dutzend Personen kam, in der Regel zwei Weiße und zehn Schwarze, verzichteten die ersteren schnell darauf, ihre Reise anzutreten. Viele stiegen in der Eile auf der falschen Seite aus. Meistens entschuldigten sie sich, als ob sie fürchteten, die anderen Gäste zu provozieren oder als Rassisten zu erscheinen, die die Gegenwart von Schwarzen nicht ertragen können. Ein Gentleman, der als erster in das Abteil eingestiegen war, blieb zunächst seelenruhig auf seinem Platz sitzen, während sich die restlichen sieben Plätze mit vierzehn Schwarzen füllten, die sich buchstäblich aufeinanderstapelten und penibel darauf achtgaben, den Weißen nicht bei der Lektüre der Times zu stören. Zwei Minuten vor

der Abfahrt des Zuges erhob sich der Gentleman, grüßte, murmelte etwas Unverständliches und verschwand auf dem Bahnsteig. Niemand hatte ihn verjagt. Er war von selbst gegangen ... Auch in Liverpool, Birmingham, Cardiff und Sheffield waren die Bahnhöfe und Züge überfüllt. Um Mitternacht, während in Frankreich die Rede des Präsidenten gesendet wurde, waren es bereits zwei Millionen Ausländer, die in den Straßen Londons kampierten. Dennoch verursachten diese Massen nicht mehr Lärm als ein paar Bantujäger im Busch. Auf dem Höhepunkt dieses Ansturms hatte die britische Regierung versucht, diskrete Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Auf den elektrifizierten Eisenbahnlinien fiel plötzlich der Strom aus, Lokomotivführer wurden abberufen ... Vergebliche Liebesmüh. Fünfzig Prozent der britischen Eisenbahntechniker waren »Pakis«, und als die Gewerkschaften von der Sache Wind bekamen, beschlossen viele von ihnen, just an diesem Tag zu arbeiten ... Niemand hat jemals herausgefunden, warum.
Zur gleichen Zeit hatte sich Schwarzafrika auf die Pisten im Busch und die Straßen in den Wäldern gestürzt. Alles folgte einer Parole: Treffpunkt Limpopo! Südlich des Flusses Limpopo lag die verhaßte Südafrikanische Republik, der Dolch im Rücken Afrikas, die klaffende Wunde in seinem stolzen Herzen, das weiße Ekzem auf seiner zarten schwarzen Haut. Mit seinen Politikern, kapitalistischen Gangstern und Waffenhändlern hatten sie noch ein Hühnchen zu rupfen. Weine nicht mehr, mein heißgeliebtes Land, denn du sollst getröstet werden! Hier stehen deine Brüder und Schwestern und die Kinder deiner Brüder, die aus der Tiefe des alten, edlen Afrika auftauchen und dir mit nackten und waffenlosen Händen die Freiheit bringen! Man schätzte, daß es vier Millionen Menschen aus allen Stämmen und Völkerschaften waren, die sich nun nördlich des Limpopo in Simbabwe versammelten, also im ehemaligen Rhodesien, dem vorletzten Grab der weißen Rasse in Afrika. Etliche kleinere Delegationen waren aus weiter entfernten Gebieten gekommen und stellten eine zumindest symbolische Verstärkung dar. Nun waren sie alle vertreten: Algerier, Libyer, Äthiopier, Sudanesen, Kongolesen, Tansanier, Namibier, Ghanaer und Somalis. Sie alle warteten darauf, daß die Osternacht eine vergangene Welt auslöschen und daß endlich die Sonne über einem von Schande befreiten Afrika aufgehen würde. Den Trommeln am Limpopo antworteten von jenseits des Flusses, der Weinberge, der Felder, Minen und Wolkenkratzer der Weißen die Trommeln der Brüder. Sie kamen aus den abgesperrten Ghettos der Schwarzen, wo in dieser Nacht keiner schlief, wo alle auf ihren Fersen hockten und durch die Gitter starrten, ihnen gegenüber die Soldaten der Weißen, die zum ersten Mal die Augen zu senken begannen...

Der australischen Armee stand niemand gegenüber, nur das einsame, weite Meer, das den Inselkontinent ringsum schützte. Aber jeder wußte, daß trotzdem Gefahr drohte: Eine friedliche Flotte hatte sich in Jakarta versammelt und wartete auf das Morgengrauen, um die Anker zu lichten und Kurs auf das weiße Paradies zu nehmen ...

Marcel und Josiane waren an diesem Abend nicht die einzigen, die aus großen Augen, die von Neid und Hoffnung erfüllt waren, herauslesen konnten, welche Stunde geschlagen hatte. Augen, die beständig zum Treppenabsatz schielen, die darauf lauern, daß sich endlich die Türen zu der Wohnung öffnen, die viel zu groß ist für nur zwei Personen, während der Posaunenstoß der Gerechtigkeit die morschen Mauern von Jericho zum Einstürzen bringt…

35.

Clément Dio schaute zum hundertsten Mal auf die Uhr. Sie zeigte zehn Minuten vor Mitternacht. Vor fünf Stunden waren die letzten betrunkenen Lieder verstummt, häufig vom dumpfen Poltern eines Körpers begleitet, den Schlaf und Alkohol umgeworfen hatten. Einer dieser Widerlinge schien länger ausgehalten zu haben als die anderen, denn gegen zehn Uhr abends hatte Iris Nan-Chan noch

schwach gestöhnt. Am Anfang hatte sie noch spitze Schreie ausgestoßen. Das war kurz nachdem man Dio in einer Toilette im dritten Stock eingeschlossen hatte, wo er nun schon seit vierzig Stunden lag. Er war in einem Zustand völliger Entkräftung, dem Stumpfsinn nahe. Als nächstes hatte sie zu heulen begonnen. Aber ihr Heulen konnte das Gelächter der Männer, die sie unten an der Bar des Hotels umzingelt hatten, nicht übertönen. Dann hatte sie darum gebettelt, verschont zu werden. Wenn der schauerliche Chor der betrunkenen Stimmen für einen Moment abflaute, konnte Clément Dio Bruchstücke ihres verzweifelten Flehens hören.

Als man sie schließlich zum Trinken nötigte, lachte sie wild auf. Dieses entsetzliche, unnatürliche Lachen durchbohrte Dios Herz. Wie ein Toter lag er ausgestreckt auf dem kalten Boden der Toilette. Seine Augen waren vom vielen Weinen ausgetrocknet. Während der letzten Stunden dieses Alptraums war das Lachen der Iris Nan-Chan allmählich in ein Stöhnen übergangen. Dieses konnte Dio nur allzu gut hören, denn der Radau war abgeklungen wie ein Sturm, der sich im Exzeß seiner Verwüstungen erschöpft hat. Die Grabesstille wurde nur noch durch den Lärm einer Lastwagenkolonne gestört, die gegen 23 Uhr an dem Hotel vorbeifuhr. Es handelte sich offenbar um das Marinekommando vom Paß von La Faye, das auf dem Weg zur Küste war, um dort Stellung zu beziehen. Zehn Minuten vor Mitternacht hörte Dio Schritte. Zuerst auf der Treppe, dann auf dem Gang, der zu seinem Gefängnis führte ...

Trotz der sarkastischen Bemerkungen des Hauptmanns des Marinekommandos war am Anfang alles gut gelaufen. Vor dem Préjoly in Saint-Vallier hatte man Dios Auto angehalten, zweifellos, weil es rot, glänzend, verchromt und voller Lichter und Antennen war, noch dazu mit Leder gepolstert, ein Luxusgegenstand, den die unglücklichen Häftlinge, die nach feineren Dingen ausgehungert waren, mit gierigen Fingern abtasteten. Dio hatte sich vorgestellt. Einigen kannten ihn. Seine siegreichen Kampagnen zugunsten einer radikalen Humanisierung der Haftbedingungen hatten ihm im Strafgefangenenmilieu einigen Ruhm verschafft. Man erinnerte sich insbesondere an einen legendären Leitartikel, der das Strafvollzugssystem von Grund auf erschüttert hatte: »Alle, die nach öffentlichem Recht festgehalten werden, sind politische Gefangene und Opfer eines gesellschaftlichen Systems, das sie zuerst erzeugt und dann im Stich gelassen, ausgestoßen und erniedrigt hat. Keiner von uns ist vor dem Gefängnis sicher. Heute weniger denn je, denn auch über unserem Alltagsleben zieht sich das Überwachungsnetz der Polizei immer enger zusammen. Man erzählt uns, die Gefängnisse seien überfüllt. Aber ist nicht die Gesellschaft selbst das schlimmste und größte Gefängnis?«

Man hatte ihn jubelnd begrüßt und dann mitgenommen, um mit ihm gemeinsam auf die Freiheit zu trinken. Er und seine Frau haben sich das gern gefallen lassen. Es war alles sehr amüsant. Einige hatten schon zuviel gezecht, besonders die Araber und die Schwarzen. Die Bar war mit kleinen Pfützen bedeckt und voller zerbrochener Flaschen und Gläser. Aber es herrschte eine ausgelassene, kumpelhafte Stimmung, ein bißchen wie am 14. Juli. Dio hatte mit einem Glas Rum in der Hand gefragt, wie der Sturm auf die »Bastille« abgelaufen war. Man erzählte ihm, daß es die Gangesflotte war, die den entscheidenden Anstoß gegeben hatte. Die Häftlinge hätten im Gefängnishof über nichts anderes mehr gesprochen. Sie verschlangen gierig die Berichte in den Zeitungen. Am Abend steckten sie auf einer Weltkarte den Weg der Flotte mit Fähnchen ab. Oft sei der Gefängnispfarrer bei ihnen gewesen, und habe die Debatte in eine Richtung abgebogen, die seiner Berufung entsprach. Er sah in der Flotte ein Symbol des Heils, eine Art Messias mit einer Million Köpfe. Dieses einfache Bild war genau richtig, um die überreizten Insassen im Innersten zu ergreifen. Die Stimmung habe sich in der Folge nahezu religiös aufgeladen und dies mit einer solchen Intensität, daß die Aufseher eine Art abergläubischer Furcht ergriff und sie sich fortan kaum mehr blicken

ließen. Sie waren nur mehr Schatten, die ihren Dienst auf das Allernotwendigste beschränkten. Alles weitere sei ein Kinderspiel gewesen. Am späten Abend des Karfreitags, als sich die Wachmannschaft in ihren Unterkünften verkrochen hatte, um nicht das Menschenrecht der Häftlinge auf Schlaf zu stören, habe der Kaplan eigenhändig die Türen der Zellen geöffnet. Denn Christus sei für alle Menschen gestorben, hauptsächlich aber für die Schächer ... »Er hat uns zwar seine Wiederkunft versprochen, aber das hätten wir nicht erwartet! Gott weiß, wo Er jetzt wohl sein mag. Ich aber sage Euch, wenn der Ganges von den Schiffen steigt und man ihn an Land gehen läßt, dann wird kein Gefängnistor mehr verschlossen bleiben ...«

Dann wurde ein wenig über dieses und jenes geplaudert. Über die beschissene Gesellschaft, die geldgierigen Spießer, die abgestumpften Fabrikarbeiter an ihren unmenschlichen Maschinen ... Der Einfluß des Alkohols ließ den Tonpegel an-steigen, aber eine solche Erregung war bei Männern, die eben von den Toten auferstanden waren, durchaus verständlich.

Ein junger Kerl erzählte: »Ich hatte die Wahl: entweder vierzig Jahre hinter einer Maschine hocken oder drei Minuten aufwenden, um einen großen Schlag zu riskieren und die Beute wegzuschaffen. Ich ging das Risiko ein, verlor und wurde eingebuchtet. Ganz schön beschissen, unsere Gesellschaft.«

Eine Stunde später war dieser Junge stockbesoffen. Sein Blick verhieß nichts Gutes. »Kommt schon, Leute, gebt doch ein bißchen Gas! Heute ist uns alles scheißegal. Schluß mit dem Blabla! Wollen wir Spaß haben? So richtig Spaß? Dann laßt uns erstmal tanzen. Komm her, meine Süße!« Es war zu spät für einen Rückzug. Die Häftlinge balgten sich wie verrückt um einen Tanz mit Iris Nan-Chan. Ein jeder versuchte, sie an sich zu reißen, so brutal, daß ihr das Kleid bald in Fetzen vom Leibe hing. Dio versuchte, sich durch die rasende Meute einen Weg zu seiner Frau zu bahnen.

»Du da«, sagte einer, »du bist doch auch nur ein geldgieriger Spießer. Habt ihr den Schlitten dieses Drecksacks gesehen? Ihr glaubt, er hätte uns verteidigt? Quatsch! Er hat seine Zeitungen verkauft und mit uns einen Berg Zaster verdient. Aber heute ist Zahltag. Los, Madame! Wir wechseln uns ab ...«

Einige Häftlinge stellten sich dazwischen. Es entspann sich ein kurzer Kampf, bei welchem die »Gemäßigten« bald unterlagen. Sie waren wohl in der Minderheit. Mit Fußtritten drängte man Dio in die Toilette im dritten Stock ...

Die Schritte hielten vor der Tür. Dio hörte, wie der Schlüssel umgedreht wurde. Der Mann, der öffnete, schien noch etwas betrunken, sonst aber wieder halbwegs bei Sinnen zu sein. »Sie können rauskommen«, sagte er mit matter, unsicherer Stimme. »Die Party ist zu Ende.« Er überlegte und fügte hinzu: »Ich fürchte, wir müssen uns bei Ihnen entschuldigen ... Wir hätten Sie nicht einsperren sollen, gerade wir als Exhäftlinge nicht. Aber Sie müssen verstehen; wenn sich der Spieß umdreht, dann dreht er sich eben um ... Hm ... Ihre Frau ist unten. Wir waren wohl am Anfang etwas grob zu ihr. Aber beruhigen Sie sich, sie ist noch ganz. Hm ... Ich habe sie übrigens nicht angerührt... Ade!«

Das Hotel stank nach Wein, Tabak und kaltem Erbrochenen. Man hatte Flaschen aus den Fenstern geworfen und dabei nahezu sämtliche Scheiben zerschlagen. In den Hotelzimmern, deren Türen sperrangelweit offen standen, lagen schnarchende Häftlinge auf sauber gemachten Betten. Dio mußte über die Leiber der Schlafenden steigen, die auf der Hoteltreppe ausgebreitet waren. Aus einem Radio ertönte ein Konzert. Der letzte Betrunkene hatte wohl vergessen, es abzustellen, bevor

auch er zusammengesackt war. Dio fand seine Frau neben der Bar, wo man sie liegengelassen hatte. Sie schlief völlig nackt auf einer Bank. Einer hatte auf ihre Brust gekotzt. Dafür hatte ein anderer ihren Unterleib mit einer weißen Stoffserviette bedeckt. Sie schlief tief und fest, denn sie hatte eine ganze Flasche Barbiturate geleert ... Plötzlich hörte das Konzert auf. Eine Stimme sagte: »Sie hören jetzt eine Ansprache des Präsidenten der Republik« ... Und so vernahm auch Dio in dieser mitternächtlichen Osterstunde die Rede, auf welche die ganze Welt wartete.

36.

Mitternacht. Gleich wird der Präsident sprechen. Man müßte in dieser Minute der Wahrheit den Film für einen Augenblick anhalten und in Standbilder auflösen, um das Weltgeschehen und die Akteure des Dramas vollständig zu erfassen. Eine unmögliche Aufgabe. Die ganze Erde hat die Ohren gespitzt, alle Stationen und Satelliten sind auf die französische Welle eingestellt. Wir können allenfalls hier und da noch ein paar Scheinwerferstrahlen durch Wolken, Dächer und das Dunkel der Nacht fallen lassen, um den einen oder anderen Gefährten unseres »Epos« aufzustöbern. (Wir haben vergeblich nach einem besseren Ausdruck gesucht. Gibt es so etwas wie ein spiegelverkehrtes oder auf den Kopf gestelltes Epos, nach dem Motto: der Verlierer gewinnt? Eine Art Antiepos? Das ist wohl das passende Wort!) Albert Durfort zum Beispiel. Er hat seinen Wagen an einem Straßenrand in der Nähe von Gex anhalten müssen. Denn was er um Mitternacht im Radio gehört hat, hat ihn derart aufgewühlt, daß er nicht mehr fähig ist, weiter über die vereisten Kurven zu fahren, die sich um den Paß des Col de la Faucille winden. Er hat diese riskante Route absichtlich gewählt, weil er dachte, daß es ratsamer sei, weniger befahrene Straßen zu benutzen, wenn man mit viel Gold in der Tasche unterwegs ist. Seine junge Geliebte aus Martinique, die von der Reise müde ist, fragt ihn zum x-ten Mal, ob sie »endlich in der Schweiz« seien. Sie wünscht sich nichts sehnlicher als eine Dusche zu nehmen und sich hinterher mit ihrem süßen Albert ins Bett zu kuscheln. Durfort fährt sie an: »Halt endlich die Klappe!« Der Zwischenhalt auf dieser Straße wird ihm kein Glück bringen. Durfort wird von einer der vielen herumstreunenden Horden, die in dieser Nacht keine Gnade kennen, überfallen, ausgeplündert und abgestochen werden. Seinen Körper wird man in einen Straßengraben werfen, und seine hübsche Freundin mit der schwarzen Haut und den sorgfältig geglätteten Haaren wird zur sexuellen Beute von Männern werden, die sich endlich von der »beschissenen Gesellschaft« befreit haben.

Dem Leser wird an dieser Stelle genau wie dem Chronisten dieses Dramas die lapidare, geradezu manichäische Art ins Auge springen, mit der das Schicksal die Bösen zu bestrafen scheint. Doch der Schein trügt. Manichäismus ist keine Einbahnstraße, sondern vielmehr eine Frage der Perspektive. Die »Guten« kämpfen gegen die »Bösen«, die deswegen gegen die »Guten« kämpfen, weil sie sie für »böse« halten. Das sollten wir nicht vergessen, wenn wir jetzt den Scheinwerfer auf zwei weitere Personen richten, auf die arabisierte Französin Elise und auf Pierre Senconac. Letzterer sitzt im Studio von Radio Ost und denkt darüber nach, was er sagen soll, sobald der Präsident seine Rede beendet hat. Es steht fest, daß er Gewalt predigen wird, aber er braucht noch einen passenden Anhaltspunkt, auf den er sich stützen kann. Er hofft, daß ihm der Präsident einen solchen liefern wird. Seine etwas lächerliche Wacht an der Waffenkammer wird sich in etwa zwanzig Minuten als überflüssig erwiesen haben. Denn als Elise, die Frau des »einäugigen Kadi«, in der Küche Senconacs harte Stimme hört, weiß sie mit Bestimmtheit, daß die Stunde geschlagen hat, die jahrelang erlittene Verachtung durch ein reinigendes Blutbad zu rächen. Sie steckt das Rasiermesser des Kadi in den Strumpf an ihrem rechten Bein, steigt in ihr Auto und rast in das praktisch leere Studio von Radio Ost. Senconac wird nie mehr sprechen. Mitten im Satz schneidet sie ihm die Kehle durch. Die wenigen Techniker, die noch auf ihrem Posten geblieben sind, suchen das Weite.

Wie gesagt: Manichäismus ist keine Einbahnstraße. Er betraf allerdings nur mehr eine kleine Elite, denn nur sehr wenige Individuen fielen einer derartigen Abrechnung zum Opfer. Gemessen an der Größe des Konflikts konnte das nur eines bedeuten: Die Geschichte der weißen Welt war nur noch eine Angelegenheit von Lämmern. Zweifellos ist dies die Erklärung.

Oberst Dragasès hat inzwischen aufgehört, dunkelhäutige Leichen in den Bauch der Scheiterhaufen am Strand stopfen zu lassen. Es ist nun an der Zeit, sich um die Lebenden zu kümmern. Er sitzt an der Balustrade einer verlassenen Villa mit Meeresblick und betrachtet die gestrandeten Schiffe, die im Dunkel der Nacht wie Silhouetten in einem Schattentheater wirken. »Sie hören jetzt eine Ansprache des Präsidenten der Republik...« Seit Einbruch der Nacht hat der Oberst stündlich seine Truppen längs der Front gezählt, die sich auf über zwanzig Kilometer erstreckt. Von Zeit zu Zeit rufen seine Offiziere aus der Funkzentrale in der Villa das eine oder andere Bataillon an, ohne Antwort zu erhalten. Einen ganzen Tag lang hatten seine Männer Hundertausende sanft vor sich hinsummender Jammergestalten vor Augen gehabt, bei klarstem Sonnenschein. In der Abenddämmerung schienen die Soldaten noch zu leben. Nun, unter dem nächtlichen Sternenhimmel, sind sie wie tot. Sie gleichen Gespenstern, die bereits jetzt für Verbrechen, die sie noch gar nicht begangen haben, verurteilt worden sind. Eilig fliehen sie durch die Gärten und das Kieferngehölz vom Schauplatz, als ob sie fürchteten, von den Strahlen der Morgensonne auf frischer Tat ertappt zu werden. Kurz vor Mitternacht war der Staatssekretär Perret beim Oberst erschienen. Er hatte kurz zuvor seine Präfektur verlassen - oder vielmehr, was noch davon übrig geblieben war. Auch Fregattenkapitän de Poudis ist zugegen. Sie verfügen noch über ungefähr zehntausend Mann.

Hinter den Linien streift die Bande des Panama Rangers umher, verstärkt durch bunt zusammengewürfelte Haufen, die man auf den Straßen aufgelesen hat. Das verlassene Land ist zu einem diffusen Schlachtfeld geworden, auf dem ein dunkler und stiller Krieg geführt wird. An den Waldes rändern finden gedämpfte Wortgefechte statt. Mit gesenkter Stimme wirft man sich Losungen zu, die nur selten ihr Ziel verfehlen: die Desertion. Panama Ranger empfängt die Deserteure im Innern geplünderter Villen. Aus ihnen erklingen laute Musik und jugendliche Freudenschreie. Die Sirenen singen mit Hi-Fi-verstärkten Stimmen, und ihr Atem duftet nach dem besten Scotch des Hausherrn. Dagegen hat der Oberst keine Chance. Panama Ranger hat jedoch fünf Tote zu beklagen, die ohne jede Vorwarnung erschossen worden waren, weil sie ungefragt den Mund aufgetan hatten. Es gab nämlich Einheiten, die sich auf keinerlei Diskussionen einließen, insbesondere ein verspätet eingetroffenes Marinekommando, das sich mit Gewalt seinen Weg durch die Meute des Panama Rangers gebahnt hatte. Der Hauptmann des Kommandos war der Ansicht, daß am Anfang jedes Neubeginns ein anständiger Bürgerkrieg stehen müsse, und wenn die Sache von vornherein verloren war, um so besser: ein Grund mehr, keine Hemmungen zu zeigen. In einem Bürgerkrieg wisse man wenigstens, wen man tötet und warum. Darin fand der Hauptmann eine große Befriedigung ...

Die Fluchtwelle aus dem Süden hatte unterdessen in der gemütlichen Mitte Frankreichs eine Verschnaufpause eingelegt. Von Valence bis Mâcon waren nicht nur die Hotels vollgepackt, sondern auch die Schulen, Scheunen und Gymnasien, wie auch die Säle der Restaurants, die Kinos, Rathäuser und Kulturzentren. Die überforderten Präfekten hatten die Bürger zur Solidarität ermahnt. Die Einwanderer vom Ganges verbal willkommen zu heißen war zwar schön und gut, aber Landsleute aufzunehmen, die vor ihnen flohen - so haben wir nicht gewettet! Die lokale Bevölkerung hatte sich nun schlagartig vervielfacht. Deshalb waren die Preise dramatisch angestiegen. Alles Eßbare ist nun um das Zehnfache teurer. Ein Bad kostet zweihundert Francs, eine

Flasche Milch für ein Kind hundert Francs. Der Liter Benzin ist so teuer wie ein Liter Beaujolais, den man in den Bistros seit neuestem nur mehr bekommt, wenn man wie ein Wahnsinniger darum bettelt, schlimmer als ein Drogensüchtiger auf Entzug. Die Schwarzhändler sind aus ihren Löchern hervorgekrochen und blähen sich auf wie gefräßige Frösche. Da ist sie nun also, die »Ausbeutung des Menschen durch den Menschen«, und all dem Geschwätz zum Trotz, das bis dato auf der Tagesordnung gestanden hat, findet sie unter Gleichgestellten statt, die allesamt von der weißen Rasse abstammen. Und das alles in unserem schönen Europa, wo man dachte, die Ausbeutung in allen ihren Formen durchschaut zu haben. Jetzt kapieren wir, wie die Sache wirklich abläuft. Der Ausgebeutete sagt nichts, er bezahlt. Der Präfekt beschlagnahmt die Bäckereien und läßt die Lebensmittel rationieren. Was soil's, das kennen wir schon aus den guten alten Zeiten. Unter dem Ladentisch gibt es wie gehabt alles, was Sie wünschen, wenn Sie diskret danach fragen. Frankreich hat sich selbst wiedergefunden. Sogar seine Polizei, die man plötzlich wieder dringend braucht. Das ist eine hübsche Tradition, die jedes Mal von neuem auflebt, wenn der Arsch auf Grundeis geht. Oh, heiliger Magenkrampf! Was Du nicht alles bewirkst...

Auf den Straßen war es zu offenen Erpressungen gekommen. Meine Tochter ist verschwunden, Herr Wachtmeister, dem ich die Stiefel küsse! Man hat meine junge Frau entführt, in die ich soviel Geld investiert habe, Herr Oberwachtmeister, dem ich den Hintern küsse! Wie in einem Pornofilm aus dem Sexshop wurde sie von räudigen, harten Jungs mit schwarzen Lederjacken verschleppt, die schön waren wie die Rebellen auf der Kinoleinwand. Man hat mir das Geld und alle Papiere gestohlen, Herr Kommissar, dem ich untertänigst die haarigen Hände küsse! Man stürmt die Kasernen der Gendarmerie und die Polizeikommissariate und bittet um Asyl. Dieses Land ist nicht mehr sicher, Herr Ermittler, dessen Intelligenz, Energie und Einsatzbereitschaft ich zutiefst bewundere! Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten? Ich habe sehr gute!

Über Nacht verwandelten sich die »Schweineställe der Bullen« in unantastbare Klosterburgen wie aus dem fernen Mittelalter. Früher verschanzten sich die geschorenen Lämmer in den Kirchen, während die Waffenknechte eines bösen Herrn gegen die hohen Mauern drängten. Heute wachen die Waffenknechte auf den Zinnen des Asyls, während die Priester und die christusartigen Heiligenanwärter vor den Mauern stehen und wie ein Wolfsrudel heulen. Ein Antiepos eben, meine Damen und Herren! Aber die Waffenknechte sind nicht mehr dieselben. Ihre Spannkraft ist erlahmt. Und auch in kritischen Zeiten wie diesen gibt es keinen Zauberstab, mit dem man aus ein paar klapprigen Marionetten wieder richtige Polizisten machen könnte. Die Vorstellung ist zu Ende. Kasperle hat gewonnen und den Gendarmen verprügelt. Die kleinen Kinder jubeln und applaudieren wie verrückt, aber wenn ihnen nachher jemand die Lollis klaut, dann haben sie eben Pech gehabt. Man kann eben nicht Beifall klatschen, wenn der Polyp am Boden liegt - und sich gleichzeitig bei ihm über Diebstahl beschweren. Man kann nicht vor ihm ausspucken und gleichzeitig demütig zu ihm angekrochen kommen. Die Waffenknechte präsentieren ihre Rechnung. »Wir können Sie nicht hindern, hineinzugehen«, sagen sie vor den Toren ihrer düsteren, stillgelegten Kirchen. »Aber bilden Sie sich bloß nicht ein, daß wir uns um Sie kümmern werden. Ihr Schicksal ist uns egal. Daran hätten Sie früher denken müssen.« Kalt servierte Rache schmeckt am besten. Die Polizei leckt sich genüßlich die Lefzen. Einige spucken vor die Füße der armen Verfolgten. Es ergeben sich anheimelnde Dialoge. »Darf ich Ihnen die Stiefel lecken, Herr Polizeimeister?« - »Lecken Sie mich doch lieber am Arsch!« Au weia! Aber nun ist Mitternacht und alle, Bullen und Lämmer, Scherer und Geschorene, hören zu.

Im großen Studioraum des französischen Rundfunks geht es heiß her. Es herrscht ausgelassene Partystimmung. Von allen Seiten bedrängt, wartet Boris Vilsberg vor seinem Mikrophon. Nach

seiner unruhigen Miene zu schließen, scheint ihm der Rummel ganz schön auf die Nerven zu gehen. Rosamunde Réal hat ihn soeben im Stich gelassen. Vor einer Viertelstunde war sie ins Studio gekommen, und hatte angesichts des Tohuwabohus umgehend die Flucht ergriffen. »Würden Sie mich vorbeilassen?« hatte sie drei langhaarige Typen gefragt, die es sich mitten auf dem Gang bequem gemacht hatten. »Steig doch drüber!« hatten die gepflegten Charmeure geantwortet, ohne sich vom Fleck zu rühren. »Oder hast du Angst, Filzläuse zu bekommen?« Dem mündigen Volk »Emanzipation« und »Fortschritt« zu predigen, ist eben leicht, solange man nicht an die Folgen denkt. »Zur amerikanischen Botschaft, bitte«, weist sie ihren Chauffeur an. Sie ist mit dem Botschafter gut befreundet, und dort wird wenigstens noch darauf geachtet, daß das Gesindel draußen bleibt ... Jeder zum Revoluzzer gewordene Salonlöwe hat seine Grenze, an der sich das alte Kastenbewußtsein wieder regt. Meinen Sie nicht, Monsieur Marquis de La Fayette?

Unterdessen haben sich mutigere Gesellen einen Weg durch die Menge und den üblen Geruch gebahnt, darunter Pater Hamei, der vor Freude über die Worte des Papstes noch ganz aus dem Häuschen ist, und sie brennend gern kommentieren möchte. Er ist wie üblich elegant gekleidet, von aristokratisch schlanker Statur, mit leicht gelockten Silberhaaren über den Schläfen. Sein schwarzer Anzug aus Alpakawolle und sein weißes Hemd mit Jabotkragen passen eher zu einer Premiere im Pariser »Olympia«. Er schlängelt sich durch die Massen wie ein Aal. Mit einem Ziertüchlein tupft er sich diskret die Schweißperlen von der Stirn, denn es herrschte eine infernalische Hitze. Das für nur zweihundert Personen vorgesehene Studio ist jetzt mit mindestens fünfhundert Menschen angefüllt. Da viele auf dem Boden liegend die Mitternacht abwarten, sieht man mehr Körper als Gesichter. Vom Buffet im Hintergrund des Saales ist kein Krümel übrig geblieben. Alles ausgetrunken und aufgegessen. Ein gut gekleideter Schwarzer, groß und athletisch, schnauzt die unglückliche Bedienung an, als ob er sie nötigen wollte, noch ein paar versteckte Flaschen aus dem Ärmel zu zaubern.

Endlich hat sich Pater Hamei zu Boris Vilsberg vorgekämpft. »Und, was denken Sie, was uns erwartet?« fragt er.

»Nichts Gutes, fürchte ich«, antwortet Vilsberg mit gesenkter Stimme. »Nach der Rede des Präsidenten werden sie sich das Mikro schnappen und uns nicht mehr zu Wort kommen lassen. Der Direktor hatte vor, den Sender abzuschalten, aber ich ihn gebeten, es nicht zu tun ... sonst reißen sie uns in Stücke!« Auch im Reich der Massenmedien ernährt die Rolle eines Kerenski ihren Mann nicht mehr. Ein paar Widerreden, und pffft... aus der Traum!

Unter den afrikanischen Arbeitern in Paris, die das im Licht lebende Volk zu Tausenden in ekelhaften Kellerlöchern untergebracht hatte, entspinnt sich zum zehnten Mal das gleiche Gespräch. Psalmodierend, fast gesungen, wie eine Liturgie, ein mechanischer Refrain oder ein Aktionsplan, das weiß niemand mehr so genau: »Wenn sie es schaffen, unbeschadet an Land zu gehen«, fragt der »Chef«, »werdet ihr euch dann endlich aus euren Rattenlöchern herauswagen?«

»Wie zahlreich ist das Rattenvolk?« singt eine andere Stimme.

»Das Rattenvolk«, sagt der Straßenpriester, »wird im Lichte des Himmels wie ein riesiger, dichter Wald erscheinen, der über Nacht aus dem Boden gewachsen ist. Denkt an Simbabwe!«

»Simbabwe!« singen tausend blinde Stimmen ...

In einer arabischen Kneipe im Pariser Stadtviertel Goutte-d'Or, deren eiserner Rolladen heruntergelassen wurde, steht im Halbdunkel der »einäugige Kadi« am Telefon und wiederholt ständig seine Befehle: »Begnügt euch mit dem Notwendigsten. Teilt sogar mit denen, die euch alles verweigert haben. Seid brüderlich und denkt daran, daß die Zeit der Waffen vorbei ist. Bei Allah! Ihr braucht keine mehr. Es sei denn, dem Präsidenten gelingt es, mit seiner Rede dieses tote Land wieder wachzurütteln. Nur noch ein wenig Geduld, meine Brüder...«

Der Präsident der Französischen Republik herrscht nun gewissermaßen über hundert Nationen zugleich. Rund um den Globus, in allen vierundzwanzig Zeitzonen, wartet man nur noch auf seine Ansprache. In Rom ist der Papst vor einer brasilianischen Christusfigur mit negroiden Gesichtszügen auf die Knie gefallen. In Paris quält sich der Erzbischof der Armen auf seinem Holzschemel. »Wie herrlich grün deine Augen sind, Liebling!« murmelt Norman Haller durch eine Wolke von Alkohol. Minister Jean Orelle läßt wie gebannt einen alten Revolver durch seine Finger gleiten. Ein Modell aus dem Jahre 1937, sowjetische Handarbeit. Gott weiß, wie oft er Ladehemmung gehabt hat, in seiner herrlichen Jugendzeit als Freiwilliger im Spanischen Bürgerkrieg! Josiane schüttelt den Kopf, während sie ihre Möbel zählt. Immerzu wiederholt sie denselben Satz: »Das würde nie in die beiden Zimmer der Araber im fünften Stock passen ...« Am Küstenrand des Massivs von Esterei irrt der flüchtige Loukas Notaras auf der Suche nach der französischen Armee umher. Der Scheinwerferstrahl richtet sich nun auf den ohne Zweifel seltsamsten aller Akteure dieser historischen Nacht vom Ostersonntag auf Montag: nämlich auf Herrn Hamadura, den unser Lichtkegel genau in dem Moment erwischt, als er sein Auto vollpackt, um nach Süden zu fahren. Stahl glänzt im Mondlicht, denn Herr Hamadura ist gerade dabei, behutsam vier exzellente Scharfschützengewehre in den mit Decken gepolsterten Kofferraum zu legen. Sie stammen aus der Zeit, als er noch in Indien auf Tiger- und Elefantenjagd ging. Auf die lang erwartete Rede pfeift er. Er wird sie auch nicht mehr hören. Als er lächelt, blitzen die Zähne in seinem schwarzen Gesicht weißer als je zuvor. Offensichtlich ist Herr Hamadura glücklich. Er bricht zu seiner letzten Jagd auf...

Der alte Herr Calguès betrachtete sein leeres Glas, überlegte ein wenig und füllte es erneut. Das Konzert von Mozart hatte mit einem Schlag aufgehört. Eine kurze Stille trat ein. Dies war der gnadenvolle Augenblick, wenn die Vollendung wie eine Sternschnuppe glänzt. Auf dieser Terrasse, mit diesem frischen, sanften Wind, der sich eben erhob; in dieser wunderbaren Landschaft, die das Mondlicht erhellte; in diesem Garten, der erfüllt war vom Duft der Kiefern; mit diesem hochaufragenden Kirchturm, den man von der Terrasse aus sah und der sich mit dem Himmel zu einem ewigen Akkord verband; und endlich mit Gott in der Nähe, der seine schützende Hand liebevoll auf die Schultern des alten Herrn legte. Die Sternschnuppe erlosch, während eine Stimme sagte: »Sie hören jetzt eine Ansprache des Präsidenten der Republik.«

37.

»Französinnen und Franzosen, meine lieben Landsleute ...«

Seine Stimme klang ruhig, klar, ernst, aber auch energisch. Man spürte, daß der Präsident nicht aus dem Stegreif sprach. Er hatte seine Worte sorgfältig abgewogen, nach langen und schmerzlichen Überlegungen, bevor er sie ohne jeglichen Eingriff von außen niederschrieb. Viele unter den Älteren seiner Hörer dachten an die fernen dunklen Jahre 1939 bis 1945, eine Zeit, in der die Staatsoberhäupter ihren Völkern noch wirklich etwas zu sagen hatten, und die Völker noch wirklich über das Gesagte nachdachten. Die Jüngeren hatten noch nie dergleichen gehört. Mit einem Schlag

wurden sie sich der Hohlheit ihrer Existenz bewußt, der Leere, die sie für den Sinn der Geschichte gehalten hatten. Die Reue kam freilich zu spät. (Sollte Gott, der die Toten erweckt und das ewige Leben schenkt, am Tag des Jüngsten Gerichts auch die Weißen wieder auferstehen lassen, so wird vielleicht doch nicht alles um sonst gewesen sein.)

»... In fünf Stunden, in der Morgendämmerung dieses Ostermontags, wird sich zeigen, ob unser Land seinen seit mehr als tausend Jahren überlieferten Bestand verloren oder bewahrt hat. Wir haben die furchtbare Ehre, als Testfall, Beispiel und Symbol unserer Zeit zu dienen, denn andere westliche Länder, die vom gleichen Phänomen bedroht sind, zögern wie wir, sich aufzulehnen: In fünf Stunden wird eine Million Einwanderer, die sich nach Rasse, Sprache, Kultur und Tradition von uns unterscheiden, ohne Waffengewalt den Fuß auf den Boden unseres Landes setzen. Es handelt sich hauptsächlich um Frauen, Kinder und landlose, bedürftige Bauern, die von Hungersnot, Elend und Unglück geplagt sind und zudem unter einer dramatischen Bevölkerungsexplosion, dieser Geißel unseres Jahrhunderts, leiden. Ihr Schicksal ist tragisch. Aber das unsrige ist es nicht minder. Wäre die Natur des Menschen nicht so, wie sie immer schon gewesen ist, und könnte man sie durch all die modernen Ideen, denen wir so lange Lippenbekenntnisse gezollt haben, von Grund auf verändern, dann wäre es vielleicht möglich gewesen, die Dritte Welt und ihre Vorhut großzügig bei uns aufzunehmen, um mit ihr gemeinsam eine neue Gesellschaftsordnung zu begründen, die es erlaubt, die Zukunft einer überbevölkerten Welt zu gestalten. Aber wir müssen offen aussprechen, was tatsächlich passiert ist. Im letzten Augenblick hat unser Land mit Widerwillen und Abscheu reagiert, mit genau jenem instinktiven Erschrecken, das sich seit eh und je einstellt, wenn fremde Rassen miteinander konfrontiert werden.

Abgesehen von einigen Idealisten und asozialen oder fanatischen Individuen hat die Bevölkerung des Südens in Scharen das Land verlassen. Eine unserer reichsten Provinzen hat sich in eine Einöde verwandelt, weil ihre Einwohner es vorzogen, sie im Stich zu lassen, statt ihren Reichtum mit anderen zu teilen oder gar mit ihnen zusammenzuleben. So etwas ist nicht neu. Wir haben in der Vergangenheit ähnliche Beispiele erlebt, an die sich unser Gewissen, das sei zu seiner Ehre gesagt, nur ungern erinnert. Aber genau hier liegt der Kern der Sache, und ich, Ihr Präsident, der vom Volk gewählt wurde, muß ihm Rechnung tragen. Ich weiß, daß der größte Teil von Ihnen es menschlich für untragbar hält, den waffenlosen und erschöpften Ausgehungerten gewaltsam entgegenzutreten. Das verstehe ich und dennoch erkläre ich vehement: Feigheit vor den Schwachen ist die subtilste, aber virulenteste und tödlichste Form der Feigheit. Alle sind geflohen, weil sie hofften, daß wenigstens die Armee keine Skrupel haben und sie retten werde. Aber sie glaubten schon nicht mehr wirklich daran, denn sonst wären sie doch dageblieben. Als die ersten Nachrichten über die Massenflucht eingingen, habe ich der Armee den Befehl erteilt, an der Küste Stellung zu beziehen, so daß wir gegebenenfalls die Invasion verhindern und die Eindringlinge zurückwerfen können. Das kann natürlich nur gelingen, wenn wir bereit sind, eine Million Unglückliche zu töten, ob mit oder ohne Gewissensbisse. In den vergangenen Kriegen gab es reichlich Verbrechen dieser Art, die man ohne ein übermäßig schlechtes Gewissen in Kauf nahm. Das Überleben heiligte die Massaker. Im übrigen waren es Kriege unter Reichen. Wenn wir heute von Armen angegriffen werden, deren einzige Waffe die Armut ist, und dabei das gleiche Verbrechen begehen müssen, dann sollten wir uns darüber im Klaren sei, daß uns niemand freisprechen wird. Wir werden unsere Nation gerettet haben, aber um den Preis eines ewigen Stigmas. Die dunklen Kräfte, deren Ziel die Zerstörung der westlichen Gesellschaft ist, wissen dies sehr wohl. Im Kielwasser der Eindringlinge bietet ihnen unser verstörtes Gewissen ein bequemes Schutzschild. Franzosen, Französinnen, liebe Landsleute, ich habe unserer Armee den Befehl erteilt, sich der Landung der Einwandererflotte mit

Waffengewalt zu widersetzen. Ich verwehre ihnen hiermit feierlich die letzte Chance, um Euch das Eurigen zu erhalten. Es handelt sich dabei um einen Auftrag, der ...«

Die Stimme brach plötzlich ab. Mehr als dreißig Sekunden blieb der Satz im Äther hängen. In dieser ewig scheinenden Stille hörte man nur das gepreßte Atmen des Präsidenten. Als er wieder das Wort ergriff, war seine Stimme schwächer und langsamer, als ob er Mühe hätte, zu sprechen, zögernd, erschüttert, von Emotionen überschwemmt. Offensichtlich sprach er jetzt aus dem Stegreif. (Später fanden Historiker den maschinengeschriebenen Originaltext in den Archiven der Rundfunkanstalt. Wenn man ihn mit den tatsächlich gesprochenen Worten vergleicht, so hat es den Anschein, als ob die Willenskraft des Präsidenten mit einem Schlag zusammengebrochen wäre, wie eine ausgehöhlte, endlich zusammenstürzende Felswand.) Den Präsidenten hatte tiefes Entsetzen vor seinen eigenen Worten ergriffen. Nicht auszudenken, was geschähe, wenn sie in die Tat umgesetzt würden! Dreißig Sekunden intensiver Überlegung verstrichen, dann beschloß er, nur noch sein Herz und sein Gewissen sprechen zu lassen. In diesen dreißig Sekunden hielt auch die Welt den Atem an. Die schwerwiegenden Worte, die nun folgten, glichen den Schäufelchen Erde, die man als letzten Abschiedsgruß auf einen Sarg wirft.

»... Es handelt sich um einen grausamen Auftrag, den auszuführen ich nach bestem Wissen und Gewissen von jedem Soldaten, jedem Polizisten und jedem Offizier fordere, von denen aber jeder genau prüfen soll, ob er ihn annehmen oder ablehnen will. Töten ist schwer, den Grund dafür zu kennen, ist noch schwerer. Ich selbst weiß warum, aber ich habe nicht den Finger am Abzugbügel und das Fleisch eines Unglücklichen wenige Meter vor dem Lauf meiner Waffe. Meine lieben Landsleute, was auch geschehen mag, Gott möge uns schützen ... oder uns vergeben.«

38.

An diesem Ostermontag ging die Sonne um 5 Uhr 27 auf. Zwischen dem letzten Wort des Präsidenten (zehn Minuten nach Mitternacht) und dem ersten rosigen Schimmer über dem Meer hatte das Abendland noch genau fünf Stunden und siebzehn Minuten Zeit.

Diesmal war auf die Rede keine »Marseillaise« gefolgt, wie normalerweise üblich. Man hatte diese Gepflogenheit bizarrerweise beibehalten, obwohl der endlos wiedergekäute Text im Munde der debil gewordenen »enfants de la patrie« nur mehr unfreiwillig komisch und anachronistisch klang. Doch nun wurde anstelle des alten Rouget de Lisle wie selbstverständlich erneut Mozart gespielt. Als Oberst Dragasès das hörte, schien es ihm, als ob das schlotternde Frankreich inmitten all seiner Feigheit und Selbstverachtung endlich ein wenig Würde und Taktgefühl zeigte. Wenn es einem Mensch endlich gelingt, von seinem falschen Selbstbild Abschied zu nehmen (und sei davon nichts weiter übrig geblieben als ein trüber, halbvergessener Schatten aus längst vergangenen Zeiten), dann kann man für ihn nichts mehr tun, als die Toten glocken zu läuten. In dieser Nacht gab es zwei Männer, die an diesem Punkt angelangt waren.

Der eine war Minister Jean Orelle in Paris, der Person lieh bei der Rundfunkanstalt angerufen und um die Wiederholung von Mozarts Requiem gebeten hatte. Nachdem die letzten Sätze seiner Ansprache deutlich gemacht hatten, daß auch der Präsident keinen Lebenswillen mehr besaß, blieb eigentlich nichts mehr übrig, als sich freiwillig in das Unabwendbare zu fügen. In seiner langen Karriere hatte der Minister schon zu viele Abdankungen und Niederlagen erlebt, die dem Volk als Siege verkauft worden waren, als nobler Verzicht oder als Beginn einer Wiedergeburt, und jedes Mal hatte man dazu pompöse Hymnen gespielt, deren Wortfluten den Zweck erfüllten, die Schmach

reinzuwaschen. Was bleibt einem noch übrig, als würdig zu sterben, wenn man zuviel erlebt und so viele Seiten einer allzu langen Geschichte umgeblättert hat und dabei trotz all seiner Intelligenz nicht gemerkt hat, daß man schon im letzten Kapitel angelangt ist? Und dann stößt man plötzlich auf das Wörtchen »Ende«, das man in so weiter Ferne wähnte, eingehüllt in einen wundersamen Glorienschein aus Gerechtigkeit, Vollkommenheit und allumfassender Liebe. Nun kam dieses Wörtchen viel früher als erwartet, durchbohrte das Herz mit einem tödlichen Schock und offenbarte nichts anderes als Haß.

Ohne Zweifel hat sich die Menschheit in einem Irrgarten verlaufen. Hat man zuviele Türen zugeschlagen, die man um jeden Preis hätte offen halten müssen, statt Fallen und Fußangeln unter die Füße der Blinden zu legen? Wieviele schmale, aber lebensnotwendige Auswege habe ich, Jean Orelle, durch mein Tun versperrt? Die ganze Welt hat mich gelesen, gehört, hat leidenschaftlich über mich diskutiert, mich wie ein Orakel befragt und mit Preisen und Ehrungen überhäuft. Sie hat meine Worte aufgesogen und meine Taten als vorbildlich hingestellt. Sie hat mein Leben in einen Königsweg verwandelt, rein wie das Gewissen eines Apostels und schön wie die Vision eines Propheten, während die verachtete Wahrheit auf blutigen Füßen dahinschritt und sich im Dornengestrüpp eines gewundenen Pfades verlor. Wieviele Tore, die zu nichts als Illusionen führten, habe ich aufgestoßen? Und nun sehe ich, wohin das alles geführt hat. Ich hätte vorsichtiger sein müssen. Denn eigentlich habe ich es gewußt: Die Wahrheit marschiert immer allein. Die Masse folgt ihr erst, wenn sie sich selbst verraten hat. Ich, Jean Orelle, ich habe mich getäuscht ... Das Requiem! Mögen es alle hören und verstehen!

Der Minister betrachtete eingehend seinen sowjetischen Revolver, Baujahr 1937. Er fand die altvertrauten Gesten wieder; diesmal hatte die alte Waffe keine Ladehemmung. Man entdeckte seinen vornübergebeugten Körper an seinem Schreibtisch; sein Kopf lag in einer Blutlache, die sein offener Mund zu trinken schien, nachdem er sie zuvor ausgespieen hatte. Auf einem Blatt Papier hatte er kurz vor seinem Tod die seltsamen Worte geschrieben: »Man kann sie auch alleine tränken ...« Orelle war dafür bekannt, daß er dunkle Formulierungen liebte, je älter er wurde, um so mehr, als hätte er eine senile Freude daran. Darum machten sich seine Biographen die Sache unnötig kompliziert. Sie zerbrachen sich noch lange den Kopf über dieses postume Rätsel. Einer kam der Lösung ziemlich nahe, als er den Tod mit der Wahrheit gleichsetzte, die man letzten Endes alleine trinken muß. Soweit uns bekannt ist, kam kein einziger auf die Idee, einen Blick auf die damalige Nationalhymne zu werfen: »Marschieren wir, marschieren wir! Unreines Blut tränke unsere Furchen ...« (»Damalig«, denn inzwischen hat man eine neue Hymne geschrieben. War ja auch schon höchste Zeit...)

Was Oberst Dragasès angeht, so mochte er Mozart nicht besonders. Er hatte zwar das Prinzip verstanden, aber er wünschte sich eine militärischere Art, dem Nichts seine Reverenz zu erweisen. Er scheuchte seinen Stab auf. »Treibt mir schleunigst ein paar Trommler und Trompeter auf, verdammt nochmal!« Man telefonierte sich durch die gesamte Front. (Dabei stellte sich heraus, daß nur ein paar Minuten nach der Rede des Präsidenten fünf weitere Bataillone in aller Stille untergetaucht oder zu den Banden des Panama Rangers übergelaufen waren.) Das Marinekommando rettete die Lage.

Vier muskelbepackte Kerle schlichen gerade über Strand und Felsen und quittierten die aus dem Dunkel der Nacht herüber dringenden Verbaltoffensiven der Pazifisten des Panama Rangers mit einem herzhaften »Scheiße!« Die Bande blieb zwar unsichtbar, aber man fühlte deutlich ihre Gegenwart. Sie hatte die gesamte Frontlinie infiltriert und zersetzt wie Maden und Fäulnis ein noch

lebendes Fleisch. Darum zogen sich die vier in die Villa zurück, in der Oberst Dragasès sein Quartier aufgeschlagen hatte. Von ihren Hälsen hingen Kreuze herab und verfingen sich in ihren Brusthaaren, die reichlich aus ihrem mit Leopardenfell gesäumten Ausschnitt hervorquollen. Und wie es der Zufall so wollte, hatten sie Trommeln und Signalhörner dabei.

»Kennen Sie das Totensignal?« brummte der Oberst.

»Eine Spezialität des Kommandos, Herr Oberst. Damit blasen wir immer zum Angriff. Tschad! Guayana! Dschibuti! Madagaskar! Tra-raaam traraa, trara-raa-raam ... Das fährt königlich in die Knochen. Ziel: das Beinhaus! Übrigens, der Hauptmann entbietet Ihnen seine Hochachtung.«

»Tadellos. Lassen Sie mich ein paar davon hören. Aber keine falschen Töne!«

Sie stellten sich neben die fünf Panzer des 2. Husarenregiments Chamborant, die im Garten der Villa unter den Kiefern aufgereiht waren. Zwei Trommler und zwei Hornisten ergaben zwar eine magere Kapelle, aber in der Stille der Nacht machten sie einen Lärm wie eine gesamte Armee. Da standen sie nun im Mondlicht, kurz nach Mitternacht, Verschworene, die sich selbst ein Mordstheater vorspielten. »Wie herzzerreißend!«« sagte der Staatssekretär Perret halbironisch. Der Oberst grinste so breit, daß man alle seine Zähne sehen konnte. Allgemeiner Jubel.

Die ihre Traditionen wirklich lieben, nehmen sie nicht allzu ernst. Sie reißen Witze, während sie ins offene Feuer marschieren, weil sie wissen, daß sie für etwas kaum Greifbares sterben werden, etwas, das ihren Fantastereien entsprungen ist, das halb Spaß, halb Humbug ist. Oder vielleicht subtiler ausgedrückt: Die Fantastereien verbergen eine aristokratische Scheu, die sich nicht dabei erwischen lassen will, für so etwas Lächerliches wie eine Idee zu kämpfen. Darum drapiert sie sich mit herzzerreißendem Trompetengebläse, hohlen Phrasen und nutzlosem Goldflitter und gestattet sich damit die höchste Freude, das Leben für eine Maskerade zu opfern. Das hat die Linke nie verstanden, und darum ist sie so sehr von Haß und Verachtung erfüllt. Wenn sie auf eine Fahne spuckt, auf eine Gedenkflamme pißt oder ein paar alte Säcke in Baskenmützen verhöhnt (um nur ein paar Beispiele zu bringen), dann nimmt sie sich selbst furchtbar ernst, und wenn sie sich dabei sehen könnte, würde sie merken, daß sie schlimmer ist als jene, die sie als »reaktionäre Arschlöcher« beschimpft. Die wahre Rechte ist niemals so verbissen. Darum wird siévon der Linken so gehaßt, etwa so wie der Henker einen Verurteilten haßt, der auf dem Weg zum Galgen lacht und sich über ihn lustig macht. Die Linke ist ein düsterer Brand, der verzehrt und zerstört. Sogar ihre Feiern sind, dem äußeren Anschein zum Trotz, eine grausige Sache, wie etwa die Marionettenparaden von Nürnberg und Peking. Die Rechte ist eine fröhlich tanzende Flamme, ein flackerndes Irrlicht in einem dunklen, ausgebrannten Wald.

»Gut so!« sagte der Oberst. »Gehen Sie jetzt zu Ihrem Kommando zurück und richten Sie Ihrem Hauptmann meinen Dank aus. Kontrollieren Sie unterwegs den Stacheldrahtverhau und machen Sie mir Meldung, wenn Sie zurück sind.«

Er hatte den Satz kaum beendet, als Panama Ranger die Antwort auf das Totensignal gab. Eine exquisit zusammengestellte Kakophonie brach los: Simultan hörte man aktuelle Pop- und Rockplatten, die »Ballade von der letzten Chance« mit Gitarrenbegleitung, skandierte Slogans, Gassenhauer und Lumpenlieder aus dem letzten Jahrhundert, Motorradgeknatter und rhythmisches Gehupe, dazwischen das Gekreische von begrapschten Mädchen, die nach mehr verlangten. Sogar

ein zweckentfremdetes, an die neue Liturgie angepaßtes Kirchenlied war zu hören. Sämtliche besetzte Villen der Umgebung trugen zu dem Konzert bei, jede auf ihre Art.

»Hübsch, was?«, sagte Oberst Dragasès. »Das erinnert mich an die Silvesternächte in Tarbes, wo ich in Garnison lag. Meine Husaren fuhren aus der Haut vor Ärger. Auch mir gingen solche Abende immer auf den Sack, aber ich habe versucht, mir nicht anmerken zu lassen, wie sehr ich das Volk verachtete, wenn es derart die Sau rausließ. Man braucht nur ein Knöpfchen zu drucken, und bumms! Sie sehen ja das Resultat.«

In der Tat: Das Resultat sollte den Generalstab in der Villa mit voller Wucht treffen. Die Nacht war erst zur Hälfte verstrichen, und schon hatten sich die Kräfteverhältnisse erheblich verschoben. Wieviele Typen waren zum Panama Ranger übergelaufen? Zwanzigtausend, vielleicht fünfundzwanzigtausend? Und wieviele waren noch in der französischen Armee? Man rief ein Bataillon nach dem andern an. Es waren noch höchstens sechstausend Mann da. Nicht zu vergessen die dritte Partei: Auf den Decks der gestrandeten Schiffe wartete fast eine Million Einwanderer auf den Tagesanbruch. Ein Scheinwerfer der Luftabwehr, der auf dem Dach der Villa positioniert war, strich in regelmäßigen Abständen über das Gelände, wie ein Forscher, der immer wieder in sein Mikroskop schaut, um sich zu versichern, daß die Mikroben in der Nährlösung noch fleißig wimmeln. Keine Rolle spielten dagegen die fünfundfünfzig Millionen Stammfranzosen, die vom Giftgasangriff des Zeitgeistes gelähmt wurden und nun in grotesken Posen erstarrt waren. Sie glichen Statisten, die der Regisseur im Hintergrund der Bühne einfrieren hatte lassen, damit wir uns auf das Wesentliche der Handlung konzentrieren können.

»Wir verlieren stündlich tausend Mann!« sagte Fregattenkapitän de Poudis. »Und dies, ohne einen Schuß abzugeben!«

»Na und?« erwiderte der Oberst. »Ich sehe die Sache anders. Wenn wir weiterhin in diesem Rhythmus ausbluten, dann haben wir um 5 Uhr 27 noch vierhundertfünfzig Mann zur Verfügung. Das sind immer noch mehr, als ich erwartet habe. Wenn Sie mir freie Hand geben, Herr Minister (er wandte sich zum Staatssekretär, und beide schienen sich köstlich darüber zu amüsieren, daß sie in diesem Augenblick immer noch Minister und Oberst spielten), so werde ich die Spielsachen zum Einsatz zu bringen, die Sie mir mitgebracht haben: Gummigeschosse, Feuerlöscher, Tränengas, Bleinetze und andere Utensilien, die seit dem Mai 1968 bei den Kindern aus dem Quartier Latin so beliebt sind. Mit dem einzigen Unterschied, daß wir diesmal auch scharfe Munition und Handgranaten benutzen werden.«

»Sie werden keine vierhundertfünfzig Mann mehr haben«, sagte der Staatssekretär, »höchstens fünfzig, von denen hoffentlich keiner in Versuchung kommt, Ihnen in den Rücken zu schießen, um alles schneller zu beenden.«

»Nun gut, dann werde ich eben wie ein Feldwebel in einer algerischen Strafkompanie sterben. Das ist gar nicht so schlecht. Eine Kugel in den Rücken und niemand wird wissen, wer es getan hat ... den Toten ist es egal, wie sie abgetreten sind. Fangen wir jetzt endlich an? Mir scheint, unsere Freunde haben genug gebrüllt. Sollten wir sie nicht langsam zum Schweigen bringen?«

»Gute Idee, Herr Oberst«, meinte der Fregattenkapitän. »Meine Ohren halten das nicht mehr aus. Ich bin dabei.«

»Aber Herr Oberst, der eigentliche Feind ist doch auf den Schiffen vor Ihnen und nicht diese Bande von Schreihälsen hinter Ihnen«, sagte der Staatssekretär.

»Ach, glauben Sie? Man sieht, daß Sie nie im Krieg waren. Der wahre Feind ist immer hinter den Linien, in Ihrem Rücken, nie davor und nie neben Ihnen. Alle Soldaten wissen das. In allen Armeen und zu allen Zeiten sind sie an irgendeinem Punkt in Versuchung geraten, den »eigentlichem Feind vor ihnen stehen zu lassen, um erstmal mit dem Feind hinter ihnen gründlich aufzuräumen! Etliche haben es so gemacht. Man hat sogar schon erlebt, daß zwei feindliche Heere im gegenseitigen Einverständnis ihren stupiden Kampf abgebrochen haben, um die Rechnungen in ihrem jeweiligen Hinterland zu begleichen. Das war leider vor meiner Zeit. Ich will sagen: Der Feind, der wahre Feind des kämpfenden Soldaten ist oft ein anderer, als man glaubt.«

»Und wenn es keinen Soldaten mehr gibt?«

»Tja, dann gibt es auch keinen Krieg mehr, der diesen Namen verdient. In wenigen Stunden wird es so weit sein. Wenn mich mein letzter Husar verlassen hat, wird im ganzen Land Frieden herrschen. Welche Art von Frieden? Das weiß ich nicht und möchte es auch gar nicht erleben. Sollen sie sich doch in ihrem Frieden wälzen wie die Ferkel. Sie haben jahrelang danach geschrieen, ohne eine Ahnung zu haben, was ihnen dann blühen wird. Sie werden schon bekommen, was sie verdient haben. Sind Sie immer noch im Boot, Herr Kommandant?«

»Ja«, sagte der Seemann. »Soll ich ihnen das Maul stopfen?«

»Nichts lieber als das«, sagte der Oberst, »Denn so wie diese Typen habe ich mir die Zukunft nicht vorgestellt. Nehmen Sie meine Panzer und fahren Sie los. Die gesamte Panzerarmee in den Händen eines Seemanns, ist das nicht zum Totlachen?«

Na klar! Beide fanden das witzig. Der Fregattenkapitän lachte laut auf. Die Augen des Obersten leuchteten vergnügt. Sie verstanden einander. Jeder Soldat liebt den Krieg. Diejenigen unter ihnen, die das Gegenteil behaupten, lügen. Und wenn nicht, sind sie nicht mehr als verkappte Zivilisten, wie Postbeamte. Man sollte sie rausschmeißen und ohne Sold in Pension schicken. Die Gangesflotte war nicht gerade der Feind, von dem sie geträumt hatten, um ein letztes Mal Krieg zu spielen. Nun hatten sie einen passenderen Gegner gefunden, ganz nach ihrem Geschmack. Man wußte, warum man ihn bekämpfte, und er war sogar imstande, sich zu verteidigen. Konnten sie sich mehr wünschen?

Was nun die Verteidigung angeht... Fünf alte Panzer ohne Infanterieunterstützung sind kein Problem für zehntausend betrunkene und bekiffte Helden, die während der ganzen Nacht aus vorher geleerten Whisky- und Rotweinflaschen Molotowcocktails gebastelt haben. Gegen den Rausch, in dem sie sich befanden, waren die verrückten Debattierklubs der Pariser Kommune nicht mehr als Kamillenteekränzchen. Besonders die Mädchen demonstrierten, daß sie gewisse Kulturtechniken gut beherrschten, und veranstalteten in den besetzten Villen ein wahres Massenspektakel. Sie vögelten nur mehr für einen guten Zweck: Die Krieger des Vaterlands der Vaterlandslosen mußten bei Laune gehalten werden. Zur Belohnung für einen fertigen Molotowcocktail bekamen sie einen geblasen, für zwei wurde das volle Programm gespielt. Für einen ausgehobenen Panzergraben gab es eine Orgie mit allen Erdarbeitern. Das ging nun schon seit drei Tagen so, von Unterkunft zu Unterkunft, besonders nach den siegreich bestandenen »Gefechten« an der Autobahn. Dadurch stieg in den Reihen des Panama Rangers die Anzahl der Tripperkranken, ohne die keine revolutionäre

Armee auskommen kann, die etwas auf sich hält. Wenn man nun bedachte, daß die Einwanderer seit zwei Monaten dazu verdammt waren, auf ihren Schiffen eine gigantische kopulierende Kette zu bilden und daher in noch reicherem Maße Schanker-, Tripper- und Syphilis kranke aufzuweisen hatten, konnte man mit Fug und Recht behaupten: Die Vermischung dieser beiden Rassen würde zu interessanten Ergebnissen führen. Bald wird sich die alte Kardinalfrage erledigt haben: »Würden Sie Ihre Tochter einem ... geben?« Und was den Rest betrifft, so werden wir abwarten müssen, was dabei herauskommt. Nach Jahrhunderten des biologischen Abwehrkampfes gegen die venerischen Seuchen der Vergangenheit, die zwar frisch, fromm und fröhlich übertragen wurden, deren Wirkung jedoch von Generation zu Generation nachließ, hatte es die weiße Rasse endlich geschafft, sich genetisch einigermaßen widerstandsfähig zu machen. Nun würde man wohl wieder von vorne beginnen müssen. An Zeit würde es nicht fehlen ...

Wenden wir uns wieder den Frontkämpfern zu. Seien wir fair: der Panama Ranger war alles andere als ein Feigling. Als vier von fünf Panzern, umzingelt von Menschenmassen wie Gulliver von den Liliputanern, getroffen von hunderten Molotowcocktails in Flammen aufgingen, schrie er in die rot erleuchtete Nacht: »Überlaßt mir den letzten!« Hinter ihm stürzte seine Villa zusammen und verschüttete einige seiner schlafenden jungen Krieger. Fregattenkapitän de Poudis hatte das Feuer eröffnet. Panama Ranger kam sich vor wie in einem Western-Duell. Mit einem Molotowcocktail in jeder Hand schritt er im Schein des Brandes langsam auf seinen Gegner zu. Das Stahlungeheuer blieb stehen, als wäre es von seinem Blick gebannt worden. Es ist immer noch nicht ganz klar, was den Kommandanten de Poudis veranlaßte, die Turmluke zu öffnen und seinen Oberkörper bis zur Hüfte aus der Dek-kung zu heben. Wahrscheinlich wollte er wissen, gegen wen er kämpft. Ihn sehen. Ihn betrachten. Das physische Bedürfnis eines echten Soldaten, der sich in eine Knopfdruck-Armee verirrt hatte und nun endlich den ewigen Sinn des Kampfes wiederfand. Was er sah, erstaunte ihn. Mitten auf dem Weg stand in aller Ruhe ein großer, schlanker junger Mann, breitbeinig, mit lächelndem Gesicht und unnachgiebigen blauen Augen, anmutig und kraftstrotzend zugleich in seiner selbstgewählten Kämpfereinsamkeit.

»Macht Ihnen das etwa Spaß?« brüllte der Kommandant.

»Und wie!« antwortete der junge Mann. »Meine Rede«, dachten alle beide und sahen ihr Gegenüber lachen.

»Ich zähle bis drei«, sagte sodann Fregattenkapitän de Poudis. »Ich auch«, antwortete der Junge.

»Was für ein seltsames Zeitalter«, dachte der Seemann. »Mit solchen zwanzigjährigen Erzengeln hat man einst Imperien errichtet und die Welt in Erstaunen versetzt. Heute benutzt man sie nur mehr zur Zerstörung, was niemanden außer uns selbst erstaunt.«

Dann dachte er an seinen Sohn Marc de Poudis, der kampflos, ohne zu lächeln, an der Küste von Mauretanien gestorben war. Die tausend Jahre erfüllten sich. Hatte sich der Junge, der vor ihm stand, einfach im Lager geirrt?

»Drei!« brüllte Panama Ranger. Zwei präzise geworfene Benzinbomben trafen ihr Ziel. Die eine setzte den Seemann wie eine Pechfackel in Brand. Die andere schlug am Rand der Luke auf und entzündete das Innere des Panzers, der auf der Stelle explodierte. Panama Ranger machte mit der Hand eine Bewegung, die wie ein ritterlicher Abschiedsgruß aussah.

Wenn wir uns bei diesem Kampf etwas länger aufgehalten haben, so hat das einen besonderen Grund. Er hinterläßt einen deutlich anderen Eindruck als die meisten Berichte aus dieser Zeit, deren Dokumentenflut heute von den Historikern studiert wird. Es gab nur einen Toten, aber sein Tod glich einem Fanfarenstoß, klar und deutlich. Endlich einer, auf den man unter den zahllosen Akteuren und Statisten der Tragödie stolz sein kann. Ein Mann ist tot, der andere lebt. Nichts Besonderes also. Aber diese beiden waren mehr wert als alle übrigen zusammengenommen; und der Überlebende ist nichts ohne seinen Gegenspieler. Ihr Zusammenprall hat einen Funken Grandezza in diesen allumfassenden Saustall gebracht. Der Historiker blättert zur nächsten Seite im Buch der Geschichte. Wenn er irgendetwas empfindet, dann allenfalls ein vages Bedauern, ein Gefühl, das er kaum noch kennt und nicht mehr verstehen kann. Jedenfalls war dies der letzte Kampf dieser Nacht und der letzte an der zerfallenden Frontlinie ...

»Das war's. Die Panzerwaffe ist futsch«, sagte der Oberst nach der fünften Explosion.

»Mehr haben Sie nicht zu sagen?« erwiderte der Staatssekretär.

»Was denn! Sie sind doch in Schönheit gestorben. Was wollen Sie mehr? Sie hatten Glück. Aus einem anderen Grund habe ich sie auch gar nicht losgeschickt.«

»Aber mit den fünf Panzern hätten Sie wenigstens die Invasion verhindern können!«

»Glauben Sie immer noch, daß meine Husaren auf ein paar jämmerliche Sandneger schießen werden? Ich weiß nicht einmal, ob ich selbst dazu in der Lage bin.«

»Dragasès, ich verstehe Sie nicht. Wozu dann dieser Aufwand? Wozu der Gewaltmarsch über die Autobahn bis hierher? Wozu haben wir den Rest der Armee zusammengetrommelt? Und wozu haben Sie dieses Kommando übernommen?«

»Sie werden das bald verstehen, Herr Minister. Sofern es mir gelingt, die Sache nach meinem Gusto zu Ende zu führen.«

»Nach Ihrem Gusto?«

»Ganz genau. Und nach Ihrem, da bin ich mir sicher. Es gibt noch ein paar andere, die so ticken wie wir. Und nur auf diese kommt es noch an. Der Rest... (er machte eine wegwerfende Handbewegung). Die Hauptsache ist, daß wir unseren Abgang nicht vermasseln. Er ist das Einzige, was uns noch geblieben ist. Aber ich bin zuversichtlich.«

Vom Marinekommando kam eine Funkmeldung: »Drahtverhau an der ganzen Front aufgerissen. Zahlreiche Durchbruchstellen vorhanden.«

»Na, dann los und flickt sie wieder, worauf wartet ihr noch?«

Als Antwort kam die Meldung, daß die noch vorhandenen Truppen gerade ausreichen würden, um die Verbindung und die Spähtrupptätigkeit aufrechtzuerhalten, aber nicht, um neuen Drahtverhau zu errichten.

»Großartig. Großartig!« meinte der Oberst und es schien, als ob das seine ehrliche Meinung sei.

Es war etwa drei Uhr morgens …

39.

Zur selben Stunde, einhundertsiebenundvierzig Minuten, bevor die Einwanderer von ihren Schiffen stiegen, hatte der Mythos von der »Befreiung durch den Ganges« die Industriegebiete des Landes wie ein Lauffeuer erfaßt. Wir müssen ein weiteres Mal betonen, daß dieses Phänomen weder durch einen ausgefeilten Meisterplan von interessierter Seite noch durch eine von ausländischen Verschwörern generalstabsmäßig konzertierte Aktion zu erklären ist. Wenn die Dritte Welt in dieser Nacht in weit auseinandergelegenen Fabriken in Paris, Lille, Lyon oder Mülhausen gleichzeitig spontan revoltierte, dann vor allem deshalb, weil sich die angestaute nervöse Spannung der letzten drei Tage endlich entlud und einer Reihe von wahnwitzigen Hoffnungen den Weg bahnte. In normalen Zeiten hätte kein Arbeiter ein derartiges Risiko auf sich genommen. Keiner wollte seinen Job und sein sauer verdientes Einkommen verlieren. (Die Gewerkschaften hielten das farbige Fußvolk fest am Zügel und warfen es nur von Zeit zu Zeit in die Schlacht, je nachdem, wie es die Spielregeln des Klassenkampfes geboten, wobei es in erster Linie darum ging, die Löhne der französischstämmigen Arbeiter in die Höhe zu treiben, die an der Spitze der Lohnpyramide saßen.)

Der beste Beweis dafür war das Verhalten der Arbeiter der Dritten Welt gerade in hochpolitisierten Fabriken wie etwa der Rhodia-Chemie. Obwohl der Befreiungstaumel dort schon seit Karsamstag wütete, hatten sie bisher der Versuchung widerstanden und waren stur an ihren Maschinen geblieben, hartnäckig wie ein Hund, der sich in einen bereits abgenagten Knochen verbissen hat. Aber auch sie grübelten nicht weniger intensiv über die Lage nach. Vielleicht wollten sie diesen Mythos der Freiheit, dieses Signal der Erlösung, symbolisiert durch die Masseninvasion Frankreichs, nicht mit anderen teilen? Sie hatten bisher als Ausgestoßene gelebt, allein und auf sich gestellt, und auch wenn sich ihnen hin und wieder eine ehrliche Hand aus der Flut der falschen Versprechungen entgegengestreckt hatte, so zogen sie es dennoch vor, allein und auf sich gestellt von den Toten auferweckt zu werden. Kaum war die Rede des Präsidenten über die Lautsprecher der Fabriken gegangen, als die Gewerkschaften jede Kontrolle über ihr Fußvolk verloren. Nun schossen die politischen Zellen wie Pilze aus dem Boden. Selbst der »einäugige Kadi« in Paris erkannte, daß er seine Leute ebensowenig im Zaum halten konnte wie seine eigene Frau Elise, die mit seinem Rasiermesser im Strumpf zum Studio des Radio Ost geeilt war. Wir müssen ehrlicherweise zugestehen, daß die meisten in dieser Nacht begangenen Verbrechen weder besonders bösartig noch raffiniert, noch unnötig grausam waren. Sie geschahen einfach wie von selbst. Man hätte befürchten können, daß sie die ersten Wellen einer ungeheuren Sturmflut waren, aber in Wahrheit waren sie nur die letzten sichtbaren Ausläufer eines unterirdischen Bebens, die in dem bereits ersoffenen Land rasch verebbten. Wenn es übrigens in der Folgezeit noch Gerichte nach westlichem Muster gegeben hätte, die wie bislang üblich Recht gesprochen hätten, so kann man sicher sein, daß jede dieser Taten auf verständliche »soziale« Ursachen zurückgeführt und allenfalls pro forma mit Strafaufschub oder einer geringen Haftstrafe bedacht worden wäre.

Die erste exemplarische Tat fand in einem Schlachthof in Bicêtre statt. Drei Afrikaner, ein Betäuber, ein Lastträger und ein Schlächter schlachteten hier durchschnittlich hundertachtzig Schweine pro Stunde. Mit zwei oder drei gezielten Bewegungen, einhundertachtzigmal wiederholt. Eine grauenhafte Knochenarbeit, bei der man im Blut watete, gemieden von gewöhnlichen Arbeitern. Von diesen drei Männern hingen mehrere hundert andere Arbeiter ab, Schlepper, Abbinder und Aufnehmer am Wurstfließband, Zubringer und Füller am Dosenfließband, ganz zu schweigen vom Verwaltungspersonal, den Großhändlern, dem Einzelhandel, der Chefetage bis hinauf zu den

Aktionären. Wenn nur einer der drei unersetzbaren Schlächter Pipi machen mußte, verlangsamte sich die gesamte Produktion. Deshalb waren solche Pausen grundsätzlich verboten. Die Unbill wurde immerhin mit einigen zusätzlichen Francs entschädigt, die man bei der Verwaltung spaßeshalber »Blasengeld« nannte. Als man nun in jener Nacht eine lange, schwierige Zeit allgemeiner Verknappung kommen sah, in der die Nahrungsmittelindustrie nur dann eine führende Rolle spielen und viel Geld gewinnen konnte, wenn sie große Vorratslager besaß, ordnete die Direktion des Schlachthofs eine sofortige Steigerung der Produktion an. Diese Anordnung wurde den Arbeitern gleich nach der Rede des Präsidenten vom stellvertretenden Direktor persönlich bekannt gegeben, mit der zusätzlichen Bemerkung, daß das Blasengeld verdoppelt werde.

»Na klar, Herr Direktor«, versicherte einer der roten Afrikaner. »Mindestens eine Sau mehr geht noch.«

Der weiße Mann litt nicht mehr als die anderen Schweine am Fließband. Betäubt, angeschleppt und getötet wurde er zwischen zwei blutenden Säuen aufgehängt, und sein weiterer Weg durch die verschiedenen Arbeitsgänge der Fabrikation machte die Unterscheidung vom Schweinefleisch unmöglich. Der Vorgang erregte unter den Schwarzen zwar ein gewisses Interesse, aber keinen besonderen Ekel. Auf den Märkten im Kongo hatten sie schon anderes gesehen. Einige weiße Arbeiterinnen wurden ohnmächtig oder flohen. Die Vorarbeiter nahmen Reißaus, als sie die ausdruckslosen, aber vielsagenden Blicke ihrer Sklaven trafen. Die arbeitende Dritte Welt erfüllte gewissenhaft ihre Aufgabe, bis zur Etikettierung der Büchsen, in denen der weiße Mann als Pastete endete. Vielleicht haben wir sogar davon gegessen, denn in der Folgezeit schaute man nicht mehr so auf Qualität. Die Zeiten haben sich geändert ... Übrigens war auch ein Arbeiterpriester zugegen. Er war Abbinder am Wurstereifließband. Er verrichtete ein kurzes Gebet, das er mit den Worten abschloß: »Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!« In diesem Moment hielt das Fließband an. Da die Gendarmerien in dieser Nacht wegen hunderten von ähnlichen Fällen alarmiert wurden und manchmal Mühe hatten, das Gehörte zu glauben, und weil der Polizeipräfekt (der keine Anweisungen mehr erhielt und nur noch eine demoralisierte Truppe befehligte), beschlossen hatte, den nächsten Tag abzuwarten, um einen besseren Überblick zu gewinnen, beeilte sich die Direktion des Schlachthauses, die Angelegenheit als tragischen Unfall abzuhaken. Man kann sogar vermuten, daß sie dies selbst den Arbeitern angeboten hatte.

»Und jetzt«, schloß der Direktor nach einer Minute Stillschweigen, »jetzt geht's wieder an die Arbeit, einverstanden?«

»Einverstanden«, erwiderte das Schlächtertrio, das inzwischen zu Gewerkschaftsführern promoviert worden war, »ab sofort aber nur noch neunzig Schweine pro Stunde, kapiert? Dann hat Frankreich eben weniger zu fressen.« Und sie fügten ruhig und freundlich lächelnd hinzu: »Versteht sich von selbst, die Hälfte des Profits gehört uns ...«

Fünf Minuten später hatte der Direktor den Inhalt des Panzerschranks geleert und seinen engsten Vertrauten noch ein paar Umschläge zugesteckt. Dann schnappte er sich seine Familie und stürzte sich auf die Autobahn nach Süden in Richtung Schweiz. Verkehrsstaus und Benzinmangel brachten seine Reise auf halbem Weg zum Erliegen. Im weiteren Verlauf der Geschichte hat man ihn zuletzt zu Fuß in der Nähe von Saint-Claude gesehen. Dort saßen die Maghrebiner, denen die Besetzung der schönen Stadtviertel nicht genügt hatte, bereits in Massen im Stadtrat, nachdem sie im Namen der herrschenden Minderheit Mitbestimmungsrecht gefordert und erhalten hatten. Von nun an verlor

sich die Spur des Direktors ... Und so ging der Schlachthof von Bicêtre schließlich in Selbstverwaltung über.
In den dröhnenden Fließbandhöllen von Boulogne-Billancourt und Poissy, wo die Dritte Welt 80 Prozent der Arbeiter stellte, nahm die Revolte eine liturgische Form an, wie eine Art Messe oder Opferritual. Wenn man weiß, daß die Rentabilität der Autoindustrie von einem effizienten Arbeitstakt abhängt, dann wird man sich nicht darüber wundern, daß einfache, ungebildete und entwurzelte Menschen, die im Banne einer bizarren Retribalisierung standen und sich zunehmend als Insassen eines Konzentrationslagers betrachteten, begannen, in den Zeitnehmern, die darüber wachten, daß der Arbeitsrhythmus eingehalten wurde, die Hohepriester einer unterdrückerischen Religion zu sehen, die ihren Herren dazu diente, sie gewaltsam zu unterwerfen. Ihr Widerstand gegen diese Religion nahm geheimbündlerische Züge an, verbunden mit katakombenähnlichen Riten. Wenn nun diese Menschen am Fließband etwas verschnauften oder ihre Nerven beruhigten oder einfach ein wenig von den Palmenhainen ihrer Heimat und vom großen braunen Fluß in der Savanne träumten, dann taten sie zwar die üblichen Griffe, verlangsamten jedoch erheblich den Rhythmus und verzögerten die Ausführung, als wäre die Geste bereits vollendet. Tagträumer, deren Hände auf ihren jeweiligen Werkzeugen ruhten, die aber nur mehr so taten, als ob sie arbeiteten. In diesen kostbaren Momenten warfen sie einander ein paar schnelle, verschwörerische Blicke zu, brüderlich einig in ihrer Verachtung des Arbeitstaktes. Dies waren nicht nur Ruhepausen, sondern rituelle Akte des Widerstands gegen den bösen neuen Kult. Die Zeitnehmer paßten jedoch auf. Zwei Riten konnten nicht nebeneinander bestehen. Also wurden die Arbeitstakte erhöht, oder man teilte die Aufgaben neu ein, um sie einfacher und schneller zu gestalten. Wenn Autos gebaut werden, darf man eben nicht von Palmenhainen träumen oder vom Abendgebet Richtung Mekka.

Als der Befreiungsmythos aufkam, richteten sich insgeheim alle Hoffnungen auf die eine Million Messiasse vom Ganges. Das war etwa um die Zeit des Zwischenfalls von Säo Tomé, als die Armada Tagesgespräch war und der berüchtigte Slogan »Wir alle sind Menschen vom Ganges« sämtlichen politischen und philosophischen Saucen beigemischt wurde. Es gab eine große Demonstration, die zugestandenermaßen schnell vorüber war. Aber immerhin waren achtzigtausend Arbeiter an den stillstehenden Fließbändern gestanden und hatten zwei Slogans skandiert, die auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun hatten: »Jagt die Zeitnehmer zum Teufel!«, und: »Wir alle sind Menschen vom Ganges!« Dann kehrte wieder Ruhe ein, obwohl die Gewerkschaften, die über diesen spontanen Ausbruch überrascht waren, versuchten, ihn zu verlängern, um wieder die Kontrolle über die Massen zu bekommen. Als ihnen dies nicht gelang, gaben sie sich damit zufrieden, die seltsame, manichäische Parole zu übernehmen, daß die Zeitnehmer und die Menschen vom Ganges Symbole des ewigen Kampfes zwischen Gut und Böse seien. Diese Vorstellung setzte sich in nahezu allen Fabriken durch. Die Arbeiter erinnerten die Welt lautstark daran, daß sie mit ihnen rechnen mußte, obwohl das Tier den sozialen Frieden gefordert hatte - natürlich nur, um die öffentliche Meinung einzuschläfern. Um das Risiko für die Zeitnehmer zu verringern, erhöhte man ihre Anzahl. Einige Wochen vergingen. Dann kam der Tag, als einer der schlimmsten Sekundenschinder zusammengeschnürt wie eine Wurst auf ein flaches Stück Blech gelegt wurde, das über das Fließband glitt. Um seinen Hals hing ein Schild mit der arabischen Aufschrift »Denn die Zeit der tausend Jahre erfüllt sich«. Als der riesige Fallhammer niedersauste, der das Blech zu Türen, Kotflügeln und Fensterrahmen formt, blieb von dem Zeitnehmer nur noch ein Blutfleck übrig, der rasch in der Ofenhitze vertrocknete. Ein großes Geschrei erhob sich. Das Fließband hielt an, während sich Tausende Araber und Schwarze muslimischen Glaubens in Richtung Mekka auf den Boden warfen und Allah dankten. Die Underdogs hatten ihren Sündenbock geopfert. In dieser Nacht fand in den Autofabriken kein weiteres Verbrechen statt. Dieses eine genügte und wurde von allen verstanden.

Auch in Sochaux, Vénissieux, Le Mans undsoweiter erlitt man mit dem westlichen Arbeitstempo Schiffbruch. Daß dieses nur mit dem Schweiß der Dritten Welt durchzuhalten war, änderte nichts an der Sache. Man kann sogar behaupten (allerdings unter Gefahr einer Gefängnisstrafe oder der gesellschaftlichen Ächtung), daß die Dritte Welt unter westlicher Herrschaft wenigstens effizient gearbeitet hatte. Das beste wäre gewesen, auf diese Leistung stolz zu sein und für gerechte Beziehungen zwischen Herren und Untergebenen zu sorgen, statt auf dem Gipfel des Wohlstands über die Schande der Ausbeutung zu klagen. Sollen wir diese versäumte Chance bedauern? Wo Millionen Milliarden gegenüberstehen, macht das auf die Dauer nicht viel Unterschied. Wir hätten vielleicht ein wenig länger durchgehalten, aber das ist schon alles. Nachdem nunmehr die Dritte Welt über uns hinweggerollt ist, kann man getrost feststellen, daß ihre unbewußte Dynamik recht behalten hat. Inzwischen hat sich alles geändert: die Sprache, die zwischenmenschlichen Beziehungen, der Lebensrhythmus und das Arbeitstempo, die Emotionalität, der Leistungswille, überhaupt der ganze Zugang zur Welt, selbst die Art, auf alles zu pfeifen. Und da die ungehemmten sexuellen Beziehungen auf vollen Touren laufen, so kann man sagen, daß die Weißen zur Dritten Welt, die Dritte Welt aber nicht weiß geworden sei. Sie hat auf allen Linien gewonnen. Auf jeden alten Ahmed, der jammert, »daß es unter den Franzosen besser war« (wobei er nicht mehr genau weiß, ob er seine Heimat Algerien oder seine Wahlheimat Frankreich meint), kommen Millionen andere, die an ihrem einstweilen noch kargen Anteil unseres riesigen Budgets für Sozialleistungen knabbern und sich damit trösten, daß das Pendel endlich in die andere Richtung ausschlagen und die Gleichheit kein leeres Wort mehr sein werde. Eine ähnliche Prophezeiung hatte unterschwellig auch eine junge Arbeiterin aus den Antillen

gegeben, die in einer Fabrik für Radiotechnik in Croissy beschäftigt war. Als sie ihren Schraubenzieher in die Brust der Vorarbeiterin stieß, rief sie bloß: »Schluß mit der Plantagenarbeit!« Ein Wort, das von weit herkam ...

In der gleichen Nacht wurde wieder einmal der national geheiligte und symbolträchtige Asphalt des Boulevard Saint-Germain in Paris besetzt, diesmal endgültig. Kaum hatte der Präsident zu sprechen aufgehört, als das Viertel, das in Erwartung der Rede den ganzen Abend leergefegt war, mit einem Schlag wieder lebendig wurde. Zwanzigtausend schwarze Studenten, zu denen sich einige junge Diplomaten gesellten, strömten zu diesem ehrwürdigen Ort und erfüllten ihn mit einem vielfältigen kulturellen Gemisch. Sie kamen von überall her, aus den Karibik-Bars, den afrikanischen Tanzlokalen, den internationalen Studentensiedlungen, wo sie das Unvermeidbare erwartet und das Unmögliche erhofft hatten. Sie tauchten alle gleichzeitig auf. Im Café Odéon setzte sich einer von ihnen an die Theke und forderte: »Eine Runde aufs Haus.« So machte man es bald überall. Nur in einem einzigen Fall führte dies zu einem Zusammenstoß. Ein Café-Be-sitzer, mit dem generell nicht gut Kirschen essen war, zog die Pistole, die er immer griffbereit in seiner Schublade liegen hatte und bedrohte damit die Meute, die sein Lokal überschwemmt hatte wie ein Tropenregen. Da trat ein großer, fies aussehender Bursche aus Guadeloupe auf ihn zu. Er war vermutlich Aktivist in einer Studentenbewegung. Mit herunterhängenden Armen schlenderte er gelassen der ausgestreckten Knarre entgegen und kam wenige Zentimeter vor ihrem Lauf zum Stehen. Er stand nun Auge in Auge mit dem Kaffeehausbesitzer. Der Mann hatte offenbar ein erstklassiges Gedächtnis und ein schauspielerisches Talent, denn als er zu sprechen begann, glaubte man erneut den Präsidenten zu hören: »Es handelt sich um einen grausamen Auftrag, den aus zuführen ich nach bestem Wissen und Gewissen von jedem Soldaten, jedem Polizisten und jedem Offizier fordere, von denen aber jeder genau prüfen soll, ob er ihn annehmen oder ablehnen will. Töten ist schwer, den Grund dafür zu kennen, ist noch schwerer. Ich selbst weiß warum, aber ich habe nicht den Finger am Abzugsbügel

und das Fleisch eines Unglücklichen wenige Zentimeter vor dem Lauf meiner Waffe. Meine lieben Landsleute, was auch geschehen mag, Gott möge uns schützen oder uns vergeben!«

Als er fertig war, platzte er vor Lachen. Seine Kumpels applaudierten. Es war ein merkwürdiger Augenblick, in dem der Haß plötzlich einer subtileren Regung wich. Er spürte mit einem gewissen Bedauern, wie sein frisch gehobener sozialer Status seine vitale Feindschaft ein wenig abflauen ließ. »Na komm schon, Chef! Wir laden dich ein. Wenn du brav bist, werden wir morgen vielleicht sogar unsere Getränke bezahlen. Leben und leben lassen, nicht wahr?«

»Nicht mit mir«, sagte der Chef und zuckte mit den Achseln. Dann warf er seine Waffe weg, stopfte sich den Inhalt der Registrierkasse in die Tasche und lief, ohne sich umzudrehen, schnurstracks in die Nacht hinaus. Die Menge trat zur Seite und ließ ihn abziehen. Ein paar Meter weiter mußte er sich jedoch in einen Hauseingang flüchten, weil eine kompakte Masse, die nicht einen einzigen Zoll zurückwich, den Gehsteig besetzt hatte: Die Arbeiter aus dem Untergrund waren an die Oberfläche gekommen. In diesem Zusammenhang sei eine wenig bekannte Episode erwähnt, von der viele Historiker meinen, es sei klüger, darüber zu schweigen, weil sich gewisse hohe Tiere in Regierungskreisen nur äußerst ungern daran erinnern lassen. Es handelt sich um die überstürzte Flucht der schwarzen Krawattenträger vor der Armee der Straßenkehrer, Müllmänner, Hilfsarbeiter und afrikanischen Höhlenbewohner, die von diversen Medizinmännern angeführt wurden, wie dem »Chef« der dunklen Keller und seinem Komplizen, dem Straßenpriester, eine Art »Weißer Vater« der Slums. Sie waren es, die frühmorgens die Rinnsteine des Boulevards fegten, während diese feinen Herren in ihre Autos stiegen, die seit dem Vortag auf dem geheiligten Asphalt parkten. Das machte sie aufnahmebereit für eine Utopie, die bald in alle Keller und unter alle Blechdächer ihrer Unterkünfte gedrungen war: die Legende von einem Paradies für Schwarze. Die Söhne der Chefs stellten ihren Reichtum zur Schau. Was hatten sie noch gemein mit irgend so einem armen Kehrbesenneger? Die Hautfarbe? Denkste! Es machte diese Luxusfarbigen rasend, auf den Bürgersteigen, an den Abwassergullies oder hinter den Müllwagen auf ihre zerlumpten, hungrigen, frierenden Doppelgänger zu stoßen, deren billig verkaufte schwarze Haut ihren Stolz beleidigte. Und dies mitten im Herzen der Hauptstadt, die doch Zeuge ihres Aufstiegs sein sollte!

Man sollte sie bedauern, denn in dieser Nacht standen sie im Zentrum eines unerträglichen Netzes aus Haß. Sie verabscheuten einerseits die Weißen und ekelten sich andererseits vor ihren Brüdern aus dem Untergrund; und sie traf ihrerseits der Haß der schwarzen Proletarier, der ihnen bis nach Frankreich gefolgt war, wo sie hofften, im Kielwasser der Weißen dem Schicksal ihrer eigenen Rasse entfliehen zu können. Man sieht, der Befreiungsmythos löste subtile Spaltungen aus. Nichts schien mehr eindeutig in diesen trüben Wassern des drohenden Weltuntergangs, die das Tier geschwärzt hatte wie ein Tintenfisch auf der Flucht. Ist dies vielleicht eine Erklärung? Sobald die zerlumpten schwarzen Heerscharen vor dem Café Odéon oder an anderen Brennpunkten des schwarzen Paradieses auftauchten, liefen die Krawattenmannequins wie die Hasen davon. Ihre Geistesgegenwart und Gewitztheit waren jedoch bewundernswert. Am nächsten Morgen landeten sie einen außergewöhnlichen Coup, der ihnen wieder eine sichere Position verschaffte. Sie zogen durch die feineren Viertel der Stadt, klopften an die Wohnungen und sagten den verängstigten Bürgern etwa dies:

»Meine Damen und Herren, wir sind gekommen, um Sie zu beschützen. Seit Mitternacht wissen Sie, daß Sie keine Vorrechte mehr besitzen und oder sie zumindest teilweise abgeben müssen, an die Arbeiter aus der Dritten Welt und alle, die sich ihnen anschließen werden. Die Straßen sind bereits jetzt voll mit ihnen. Möglicherweise werden in wenigen Minuten ganze Familien bei Ihnen

anklopfen, und dann müssen Sie wohl oder übel zusammenrücken. Ihr Wohnzimmer wird zum Feldlager werden. Für unsere armen, unglücklichen Brüder, die sich für Sie abgerackert haben und ohne deren Dienste sie nicht leben könnten, würde das nichts weiter als nackte Gerechtigkeit bedeuten. Wir anderen aber - Studenten, Prinzen, Unternehmersöhne, Professoren, Diplomaten, Intellektuelle, Künstler, Praktikanten aller Art - sind Menschen mit Geschmack. Wir schätzen Ihre Lebensart und Kultur. Wir sind für die Erhaltung eines gehobenen Ambientes, dem wir soviel verdanken.« (Sehr gut! Dieses Argument zog immer!) »Das beste wäre, wir würden bei Ihnen einziehen, ehe es andere tun. Zu zweit oder zu dritt, das genügt vollauf. Bilden Sie lieber mit uns, die wir denken und fühlen wie Sie, eine Hausgemeinschaft, als mit ein paar armen, ignoranten Bettlern. Sie sind keine schlechten Menschen, aber sie kennen im Gegensatz zu uns keinerlei Respekt vor irgendetwas. Meine Dame, mein Herr: Die Zeit drängt. Glauben Sie uns: Wenn andere an Ihrer Tür läuten, wäre es für Sie von Vorteil, wenn ihnen schwarze Gesichter öffnen würden. Überlassen Sie alles uns und verstecken Sie sich unterdessen ...«

Ihr adrettes Aussehen, ihre gewählte Sprechweise, ihr sauberes Hemd, ihre dezente Krawatte und die Hornbrille gaben den Ausschlag. Unter zwei Übeln, sagte sich der in die Enge getriebene Bürger, muß man das kleinere wählen. Diese hier sind wenigstens gewaschen und parfümiert. Eine snobistische Kanaille ist mehr wert als ein grobschlächtiger Neger, mag er auch sonst eine ehrliche Haut sein. Als Gentleman wird er meine Tochter hoffentlich in Ruhe lassen. Noch zieren sie sich: »Sehen Sie sich die Wohnung erstmal an. Dort drüben könnten Sie sich einrichten. Auf dem Sofa ... Ach, Sie hätten lieber ein Bett? Aber natürlich, kein Problem! Wir haben zwei Badezimmer, das geht völlig in Ordnung! Sie werden ja nicht lange bleiben, nicht wahr?«

Da sauste die Keule nieder: »Doch, gnädige Frau. Für immer, um es genau zu sagen.«

O ja! Für immer. Die Ratten geben den Käse namens »Westen« erst auf, wenn sie ihn ganz verschlungen haben, und da er fett und groß ist, werden sie noch ein ganzes Weilchen daran nagen. Sie haben bereits damit begonnen. Und die schlauesten unter den Ratten haben den besten Teil für sich selbst reserviert. So ist das in jeder Revolution. Bestimmte, in einer historischen Nacht erstrittene Privilegien werden als Triumphe der Avantgarde gefeiert, gegebenenfalls jedoch elastisch gehandhabt. Aber was die Grundprinzipien angeht, so hält das neue Regime eisern daran fest. So haben einige Schlaumeier vor kurzem versucht, einen Vorschlag zu unterbreiten, wonach man die Wohnungen in eine weiße und eine schwarze Hälfte aufteilen könnte. Natürlich auf der Basis des Gleichheitsprinzips und nicht etwa der Rassendiskriminierung! Weiße, die etwas Geld auf die Kante gelegt hatten, machten ihren farbigen Mitbewohnern unter der Hand beachtliche Angebote, die in diese Richtung gingen. Es scheint sogar, daß zahlreiche Deals dieser Art zur Zufriedenheit beider Parteien zustande kamen. Aber dann machte ein äußerst strenges Gesetz, das zur Rassendurchmischung verpflichtete, diesen reaktionären Umtrieben ein Ende. Logisch! Man baut doch nicht gesellschaftliche Rassenschranken ab, um sie im Privatleben heimlich wieder erstehen zu lassen. Das würde doch keinen Sinn ergeben ...!

Es sei an dieser Stelle an ein altes amerikanisches Gesetz aus den Siebziger Jahren erinnert, das zum Vorbild aller späteren antirassistischen Maßnahmen geworden ist: das sogenannte »Schülerbeförderungsgesetz«. Damals lebten in den Vereinigten Staaten Weiße und Schwarze in der Regel physisch getrennt, in eigenen Ortschaften, die oft weit voneinander entfernt waren. Unter dem Schlagwort der »Desegregation« verfiel man auf die Idee, jeden Tag weiße Schüler in die Schulen der Schwarzen und eine gleiche Anzahl schwarzer Schüler in die Schulen der Weißen zu befördern. Man nannte dies »forced busing«, also »erzwungenes Autobusfahren«. So fuhren im

Namen der »Integration« der Rassen jeden Tag unzählige Schüler bis zu hundert Kilometer in eine Richtung, während andere den gleichen Weg in umgekehrter Richtung zurücklegen mußten. Dagegen wurde schließlich Protest eingelegt: wegen des unsinnigen Aufwands, wegen der explodierenden Kosten, wegen der Entscheidungsfreiheit des mündigen Bürgers und so weiter. Man nannte alle möglichen Gründe, nur einen nicht: Rassentrennung. Keine Chance. Ein häßliches Wort! Eine veraltete, abscheuliche Praxis! Nach einigem Hin und Her setzte sich das »Busing« auf die Dauer durch, und heute feiert man in den Schulen der ganzen Welt den »Busing-Tag« ...

Nun ein paar Worte über all die Schwachsinnigen und Verrückten, Einfaltspinsel und Besessenen, die in dieser Nacht ihren unvermeidlichen Auftritt hatten. Wenn in einer Gesellschaft nichts mehr vernünftig funktioniert, öffnet sich eine wahre Pandorabüchse der Anomalien. Ressentiments, Utopien, Komplexe und Psychosen brechen hervor. Alle tollen Hunde sind von der Leine gelassen - ein Karneval der labilen Gehirne, die sich von allen sozialen Fesseln befreit glauben. Angesichts der unzähligen Zwischenfälle dieser Nacht, die zum Teil schier unglaublich klingen, schlossen die Historiker, daß die damalige Gesellschaft außerordentlich repressiv gewesen sein mußte. Wie sonst hätte ihr Zusammenbruch so viele Geisteskrankheiten hervorbringen können? Die Irrenärzte triumphierten. Sie hatten die Gesellschaft immer schon beschuldigt, die psychische Nekrose zu fördern, und sie waren so weit gegangen, die Verrückten aus den Anstalten zu entlassen, um sie nicht noch weiter zu unterdrücken. Offenbar vergißt man dabei etwas vorschnell die entscheidende Rolle des Befreiungsmythos, den man sich einträufelte wie in anderen Zeiten die Rauschgifte ... Aber lassen wir das. Kathederstreit lohnt sich in dieser Stunde nicht. Begnügen wir uns mit ein paar einfachen Beispielen, ausgewählt unter Tausenden von anderen.

Die Sittlichkeitsdelikte häuften sich derart, daß man nie zuvor so viele Geschlechtsteile aus den Hosenschlitzen heraushängen hatte sehen wie in dieser Nacht. Während sich die normalen Menschen verkrochen oder die Flucht ergriffen, stürmten die Perverslinge die öffentlichen Bedürfnisanstalten, besonders in Paris, aber auch in allen anderen großen Städten. Einen solchen Zulauf hatte man seit der Befreiung von 1944 oder seit den großen Nächten des Mai 1968 nicht mehr gesehen. (Es war sicher kein Zufall, daß drei ähnliche Mythen zu drei ähnlichen Ergebnissen führten.) Vom Satyr zum Sadisten war es kein großer Schritt. So kam es vor, daß Mädchen, die sich Tag für Tag begafft und verfolgt gefühlt hatten (eine weit verbreitete urbane Krankheit), nun dem Tod in der schrecklichen Gestalt eines Lustmörders begegneten. Noch Jahre später fand man auf verlassenen Baustellen Leichen von Frauen und Kindern, die ausgegraben wurden wie verschüttete Bomben aus vergangenen Kriegen.

Derselbe Elan brachte auch Denunziationen aller Art hervor. Es waren so viele, daß die Behörden sie bis zum heutigen Tag nicht durcharbeiten konnten. Als die Post wieder einigermaßen normal funktionierte, war man verblüfft über die Masse der anonymen Briefe, die in dieser Nacht geschrieben und in die Briefkästen geworfen worden waren. Es ist bekannt, daß sich erst in extremen Zeiten das ganze Ausmaß der menschlichen Verkommenheit zeigt. Nur ein Phänomen war neu: die zahlreichen Briefe von Kindern, die ganz brav Papa und Mama denunzierten. Jetzt aber keine Krokodilstränen, bitte! Die westlichen Intellektuellen haben weiß Gott nicht mit Lobpreisungen gespart, als sich die jungen Chinesen während der Kulturrevolution mit Herzensfreude diesem aparten Sport widmeten. Was das Kapitel der wiederauflebenden alten Bräuche betrifft, so wollen wir die kahlgeschorenen Frauen als Beispiel nennen. Wenn eine Sekretärin mit ihrem Chef oder eine Arbeiterin mit ihrem Vorgesetzten geschlafen hatte, war sie am Morgen kahlrasiert wie eine buddhistische Nonne. Ansonsten sind die privaten Abrechnungen unter unseren Landsleuten kaum der Rede wert: Zerstochene Autoreifen, beschmierte Häuserwände,

zerbrochene Fensterscheiben, vergiftete Hunde, abgesägte Bäume, aufgegrabene Wiesen. Beweise für die schäbige Niedertracht der kleinen Leute dieser Tage, die wir nicht mehr nötig haben. Da haben ihre Nachbarn aus der Dritten Welt um einiges grandioser abgerechnet ...

Kommen wir zuletzt zur Abteilung der Naiven, am Beispiel einer skurrilen Geschichte: Dreihundert Dorfbewohner, Anrainer der Fliegerschule von Deauville-Saint-Gatien, in der junge Piloten der Air France Start und Landung übten, hielten seit drei Uhr früh das Gelände und den Gebäudekomplex besetzt. Im Namen ihrer eigenen zerrütteten Nerven? Keineswegs! Mit dem Bürgermeister an der Spitze, der eine Schärpe mit der Trikolore trug, schwangen die Landeier ihre Heugabeln und Schrotflinten, flankiert von Bauersfrauen mit zerzausten Haaren und ausgefahrenen Krallen, und setzen zum Sturm auf den Kontrollturm an. Warum? Um gegen die Ruhestörung ihrer Rinder zu protestieren! Gewiß, es gab schon Revolutionen aus geringerem Anlaß. Die edlen Ideale eines Menschen können sich so gut wie überall verstecken. Und in der Normandie ist die Kuh eben heilig! Der ständige Lärm der Düsenjets hatte die armen Tiere demoralisiert. Reihenweise waren sie zugrunde gegangen. Die Bauern hatten erfolglos dagegen demonstriert und waren nun so sauer wie die Milch ihrer Kühe. Als der Bürgermeister im Fernsehen sah, wie der Präsident am Ende seiner Rede die Fassung verlor, drehte sich der brave Mann um, kippte einen Calvados hinunter und sagte: »Jungs, sie sind mürbe! Diesmal werden wir sie packen!« Als traditionsbewußter Mensch ließ er die Sturmglocke läuten. Jeder im Dorf wußte, um welche Wurst es nun ging. Die Gangesflotte ist weit weg. Politik ist uns egal. Wir mischen uns nicht in anderer Leute Angelegenheiten. Es soll jeder vor seiner eigenen Haustür kehren. Aber der Flugplatz -das ist unsere Sache! Köstlich! Die einzige Sturmglocke, die in dieser historischen Nacht läutet, ruft mit vollem Pathos zur Rettung von ein paar Wiederkäuern …

40.

Der Sternenhimmel war verblaßt. Der Mond war untergegangen. Oberst Dragasès saß unter einer großen Kiefer und wärmte sich an einer dampfenden Tasse Kaffee die Hände. Der Scheinwerfer auf dem Dach der Villa durchschnitt das Dunkel nicht mehr so scharf wie in den Stunden zuvor. Die Ränder der Nacht hellten allmählich auf und glichen sich dem weißen Suchstrahl an, der über den Strand wanderte wie ein Nachtwächter, der im Morgennebel verschwand. Fünf Uhr. Noch rührte sich nichts an Bord der Einwandererflotte, außer einigen kaum wahrnehmbaren Bewegungen an der Oberfläche der Körperlandschaft. Wahrscheinlich ein paar Köpfe, die der anbrechende Tag hervorgelockt hatte und die vorsichtig Richtung Ufer spähten, um vielleicht das eine oder andere Vorzeichen der kommenden schicksalshaften Minuten zu erhaschen. Der Lärm im Lager des Panama Rangers war abgeklungen. Genauer gesagt, hatte er seinen Charakter verändert. Das wilde Getöse war einer gewissen Getragenheit gewichen. Man hörte nur noch schwermütige Gitarrenmusik. Mit dunklem Timbre sang man düstere Schnulzen, die gerade »in« waren. In diesen Zeiten schwelgten die Liedermacher im Lamento: über sich selbst, die Menschheit und den Rest der Welt. Nachdem das Gejohle der Rockbands langweilig geworden war, blieb nichts anderes mehr übrig, als sich im Sirup des Weltschmerzes zu ersäufen. Daraus ließen sich mit vier Noten hübsche Liedchen machen, mit denen sich die frustrierten Seelen betäubten, denn man hatte ihnen nie einen anderen Weg gezeigt, mit ihrer Unzufriedenheit fertig zu werden. Ging es ihnen wirklich so schlecht? Hatten frühere Zeiten nicht mehr Grund zur Klage? Niemand kam auf die Idee, sich solche Fragen zu stellen. Die Welt hielt sich nur mehr durch hochdosiertes Lamentieren aufrecht, wie ein Junkie, der an der Heroinnadel hängt. Daß man oft gar keinen Grund zum Lamentieren hatte, bereitete keine größeren Probleme. En echter Süchtiger findet immer, was er braucht, und entsprechenden Stoff gab es überall. Auch an Dealern mangelte es nicht. Außerdem hegt der

moderne Mensch in irgendeinem verborgenen Winkel seines Geistes eine seltsame Sehnsucht nach einer totalen, allumfassenden Zerstörung, diesem einzigen Heilmittel gegen die bedrückende Langeweile, die sein Dasein aufzehrt. Das Tier schürte diese Hoffnung und ließ sie in Liedern verherrlichen ...

In diesem Augenblick erhob sich die klare, volle Stimme eines jungen Mannes. Die anderen verstummten. Dann antworteten sie seinem Gesang im Chor, gleich den Antiphonen eines Abend- oder Nachtgebets, wie sie in längst vergangenen Zeiten üblich waren. (Nebenbei gesagt: Die Zerstörung des Heiligen, insbesondere das Massaker an der althergebrachten Liturgie, war nicht zufällig geschehen. Die Priester, die sie eigenhändig erwürgten, waren keineswegs naiv und wußten nur allzu gut, daß sie anderweitig wieder auferstehen würde. Viele hatten sogar Freude daran, ihre wirksamste Waffe aus der Hand zu geben. Das Heilige brauchte keinen Gott mehr. Die Liturgie verherrlichte nur noch den Menschen und das Himmelreich auf Erden. Die Priester waren froh, die göttliche Bürde losgeworden zu sein. Endlich waren sie wie alle anderen ...)

Was die Stimme sang, fing ziemlich vulgär an. Es war aber weniger der Text, der zählte, sondern vielmehr der ekstatische Ton, der die grobe Wortwahl wettmachte. Der junge Mann improvisierte:

»Für den Tritt in die Eier des Arabers, der bewußtlos am Gehsteig verblutet - laßt uns diese kranke Welt zerstören ...«

»Laßt uns diese kranke Welt zerstören«, wiederholte der Chor...

»Für die heulende Göre, die von ihrem Vater erwürgt wurde, dem der Lärm der Maschinen den letzten Nerv geraubt hat - laßt uns diese kranke Welt zerstören ...«

»Für den hungrigen Neger, der den Hundedreck der Reichen wegkehrt - laßt uns diese kranke Welt zerstören ...«

»Für die kaputten Lungen der Kanaken in den Rhodia Chemiewerken - laßt uns diese kranke Welt zerstören ...«

»Laßt uns diese kranke Welt zerstören ...«, wiederholte der Chor. Mit steigender Stimmung fügten einige hinzu: diese »ekelhafte«, »stinkende«, »beschissene« Welt... Zu den Akkordschlägen der Gitarre erweiterte ein jeder nach Belieben den Refrain, wie es ihm sein Haß gerade eingab. (Einer sang sogar: »... diese menschliche Welt«, ohne Zweifel, weil ihm kein Adjektiv mehr einfiel. Er wird nie erfahren, wie sehr sich Gott anstrengte, um ihm zu vergeben ...)

»Für den Opa, dem am Weihnachtsfest im Altersheim der Sekt aufstößt - laßt uns diese kranke Welt zerstören ...«

»Für den Scheck, den der Chef für das Weihnachtsfest im Altersheim gespendet hat - laßt uns diese kranke Welt zerstören ...«

»Für die nackte Negerin, die sich auf Safaris an Millionäre verkauft...«

»Für die fünfundzwanzig Wildschweine, die der Präsident geschossen hat...«

»Für die Millionen durchlöcherten Körper, die der Gier der Waffenhändler zum Opfer gefallen sind ...«

»Für den Kaviar, der an einem einzigem Abend gefressen wurde, während in Indien Hungersnot herrschte ...«

»Für den Inder, der am Neujahrsmorgen verhungerte .,.«

»Für die Schlächter des Westens, die alle getötet und beraubt haben, die ihnen ihren Scheiß nicht geglaubt haben ...«

Der Oberst trank seinen Kaffee aus, zündete sich eine Zigarette an und sagte: »Gut skandiert, der letzte Spruch! Das fängt sogar an, sich zu reimen. Und was die »Schlächter des Westens« angeht, liegen sie gar nicht mal so verkehrt. Herrlicher Westen, der sich einst seiner so sicher war und seines Rechts des Stärkeren! Und was für große Dinge haben wir im Namen dieses Rechts getan! Was für eine Freude, es anderen für so lange Zeit aufzuzwingen und dabei gut zu leben!«

Er wandte sich an einen Offizier. »Herr Hauptmann! Wieviele Schlächter haben wir noch?«

»In diesem Moment, um fünf Uhr fünfzehn, sind es zweihundertzwanzig Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, dazu noch der Herr Staatssekretär und sein Chauffeur. Wobei ... (er warf seinen Blick auf einen Mann, der gerade im Unterholz abtauchte.) Streichen Sie den Chauffeur. Damit wären es zweihunderteinundzwanzig, nicht einer mehr. Das sind übrigens zweihundert weniger als noch vor zehn Minuten. Diese Runde hätten wir wohl verloren.« Mit diesen Worten schlug er die Hacken zusammen und salutierte, das Kinn angehoben, der Blick nach Vorschrift.

»Was ist denn in Sie gefahren?« fragte der Oberst.

»Bin ich ein Mustersoldat oder nicht?«, erwiderte der Offizier. In einem übertrieben feierlichen Tonfall leierte er eine Ansprache herunter: »Ein Vorbild für jeden französischen Offizier! Durch seinen Schneid und seine Opferbereitschaft hat er seinen Männern grenzenlosen Mut eingeimpft und einen beispielhaften Rückzug bis zur Küste des Mittelmeeres angeführt. Und das alles, ohne sein Maschinengewehr zu verlieren!«

»Nehmen Sie mich etwa auf den Arm, Herr Hauptmann?«

»Jawohl, Herr Oberst.«

Beide lachten aus vollem Herzen. Der Offizier fuhr fort: »Ich habe mich noch nie so amüsiert. Die Deserteure haben einfach keinen Humor. Wie alle Welt heutzutage. Sinn für

Humor ist etwas äußerst Seltenes geworden. Immerhin haben Sie die Crème des Humors abgekommen, Herr Oberst, nämlich die, denen alles egal ist, besonders dieses spießige Mitleidstheater...«

»Mir scheint«, sagte der Minister, »daß wir aus der Mode gekommen sind. Die Fröhlichkeit ist außer Mode. Glücklichsein gilt als Verbrechen. Ehrgeiz ist nur mehr ein Schimpfwort. Alles, was das Leben lebenswert machte. Als ich jung war ...«

»Keine Vergleiche bitte, Herr Minister!« sagte der Oberst. »Auch das ist aus der Mode gekommen. Außerdem werden sie damit niemanden erreichen. Hören Sie sich doch diese zwanzigjährigen Tattergreise und ihre scheußlichen Gebete an. Sind das etwa Leidenschaften, die zu jungen Leuten passen? Sie stecken ihre Nase in das Armseligste, Schmutzigste, Dümmste, Nutzloseste und Schäbigste, das sie finden können. Nur bloß kein Blick nach oben! Zum Teufel mit allem, was auch nur ein bißchen gehobener ist oder Charakter erfordert, das ist viel zu anstrengend! Und daß bloß niemand wagt, auf die Schultern seines Nachbarn zu klettern, um sich über die Masse zu erheben! Immer schön unten am Boden kriechen, wie alle anderen ... Nein, nein, egal, was für eine Welt man sich aufbauen will, so kann es auf keinen Fall funktionieren!«

»Aber, Herr Oberst!«, bemerkte der Offizier. »Nun sind Sie ja richtig ernst geworden.«

»Stimmt«, erwiderte der Oberst. »Soll nicht mehr Vorkommen.«

Mit dem Hinschwinden der Nacht wurden auch die Stimmen und Töne leiser, die sie herübergetragen hatte. Die Psalmen des Panama Rangers waren immer undeutlicher zu hören. Oberst Dragasès setzte ein Megaphon an den Mund und wandte sich Richtung Norden zu den Banden, die ihn belagerten. Breitbeinig, ein Bild von einem Kraftprotz, stand er da und brüllte mit voller Lautstärke: »Leckt mich alle am Arsch!«

Zu den Umstehenden sagte er: »Ich weiß, das war etwas platt und nicht sehr originell. Es ist aber genau das, was ich denke. Übrigens habe ich gar nicht so sehr den Sauhaufen dort drüben gemeint.«

»Wen denn?« fragte Jean Perret.

»Wahrscheinlich die Zukunft überhaupt...«

Aus den umliegenden Villen erschallte sogleich die Antwort.

»Schwein! Drecksack! Fotze! Nutte! Made!«

»Sehen Sie? Sie können nicht einmal mehr einfach und elegant >Scheiße!< sagen«, bemerkte der Oberst.

»Hurenbock! Kotzbrocken! Mörder! Fascho!«

»Faschist bitteschön«, korrigierte der Oberst, »Imperialist nicht zu vergessen. Kapitalist. Rassist. Militarist. Mit >Isten< beschimpfe ich mich andauernd selber. He! Da oben! Schickt ihnen ein Dankeschön meinerseits!«

Das Maschinengewehr auf dem Dach der Villa feuerte ein paar Salven ab. Der Schütze zielte genau, denn es war bereits Tag geworden. Man hörte zornige Schreie, gefolgt vom Stöhnen der Verwundeten.

Der Gewehrführer blickte durch das Fernglas. »Großer Gott. Feuer einstellen!«, befahl er.

»Was fällt Ihnen ein?« rief der Oberst. »Haben Sie etwa auch keinen Humor?«

»Doch, Herr Oberst. Aber beinahe hätten wir ein paar Pfarrer umgelegt.«

»Na und? Was kümmert Sie das? Woher wollen Sie überhaupt wissen, daß es Pfarrer sind?«

» Ich bin mir ganz sicher, Herr Oberst. Pfarrer, die so angezogen sind, daß man sie erkennen kann, habe ich seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen. Sie kommen die kleine Straße herunter, Richtungswinkel 32, Entfernung 800 Meter ... Sie singen, Herr Oberst! Der erste hat eine Art weißen Spitzhut auf dem Kopf. Er geht unter einem Sonnenschirm mit einem goldenen Ding in den Händen!«

»Eine Bischofsmütze, Idiot! Ein Baldachin. Eine Monstranz.«

41.

Sie waren zwölf. Zwölf Benediktinermönche der Abtei Fontgembar im Esterei. Elf Greise, dürr wie Weinranken, aber mit Gesichtern so sanft wie der lächelnde Engel von Reims, und ein kräftiger Mittfünfziger mit hin und her huschenden Kohleaugen. Alle trugen schwarze Kutten. Um Mitternacht waren sie noch im Kapitelsaal beisammen gesessen, um die Rede des Präsidenten zu hören. Zehn Minuten später hatte sich der Abt, Dom Melchior de Groix, von seinem Chorstuhl erhoben. Er war ein hochgewachsener Mann, der sich trotz seiner siebenundachtzig Jahre kerzengerade aufrecht hielt. Er sprach ungefähr folgendes:

»Meine Brüder, vor drei Jahren haben wir die tausend Jahre alten, geheiligten Mauern dieses verlassenen Klosters wieder hergerichtet und dabei standhaft der Welle aus Haß getrotzt, die unserem Werk entgegenschlug. Damals wußten wir noch nicht, warum uns Gott für diese Aufgabe auserkoren hatte. In dieser Stunde, in der das christliche Abendland seiner größten Gefahr seit Menschengedenken gegenübersteht, ahnen wir es deutlich. Wir sind die letzten kontemplativen Mönche eines Ordens, der sich im irdischen Tun, im sozialen Engagement und in der Wirrsal einer Welt verloren hat, die zuerst leugnete und dann vergaß, daß der Mensch nur auf Erden wandelt, um sein ewiges Heil zu erlangen. Wenn in dieser Feststellung Hochmut enthalten ist, möge uns Gott vergeben ...«

Im Halbdunkel, in welchem nur ein paar Kerzen flackerten (das elektrische Licht war schon tags zuvor ausgefallen), sah man eine Silhouette, die mit einem entschiedenen Schritt den Chorstuhl verließ und vor dem Abt auf die Knie sank. Es war der jüngste der alten Mönche, Dom Paul Pinet, Prior von Fontgembar. Mit gesenktem Blick sprach er: »Es ist Hochmut, Vater. Im Namen des Gekreuzigten, der für alle Menschen gestorben ist, bitte ich Sie ein letztes Mal, darauf zu verzichten.«

»Gegen alle Erwartung hat mich Gott bis zu diesem außergewöhnlichen Tag am Leben erhalten«, erwiderte der Abt. »Er muß wohl einen guten Grund dafür gehabt haben. Lieber Bruder Paul, ich weiß, daß Sie meinen Entschluß mißbilligen und meine Anordnung für gefährlich und vergeblich halten. Soll ich Sie vorübergehend von Ihrem Gehorsamsgelübde entbinden?«

»Ich möchte von keinem Gelübde entbunden werden«, antwortete der Prior. »Die Umstände werden alles weitere mit sich bringen. Oder der Wille Gottes, um es in Ihrer Sprache zu sagen.«

»Gut. Gehen Sie auf Ihren Platz zurück, Bruder«, fuhr der Abt fort.

Dann schlug er eine massive Ausgabe des Neuen Testaments auf einer Seite auf, die mit einem seidenen Lesezeichen markiert war und sagte: »Meine Brüder, im Morgengrauen dieses Tages würde ich euch gern an das 20. Kapitel der Offenbarung erinnern. >Selig und heilig, wer Teil hat an der ersten Auferstehung; über diese hat der zweite Tod keine Gewalt, sondern sie werden Priester Gottes und Christi sein und mit ihm tausend Jahre herrschen ...< Also sprach der heilige Johannes von der Gnade, die das Volk Gottes auf seinem entbehrungsreichen Weg begleitet, um es zum ewigen Leben und zum Glück der völligen Erkenntnis zu führen. Aber die Zeit der tausend Jahre erfüllt sich, meine Brüder.«

Und über das große Buch geneigt las er langsam: »>Und wenn die tausend Jahre vollendet sein werden, wird der Satan aus seinem Gefängnisse losgelassen und wird ausgehen und die Völker verführen, die an den vier Enden der Erde sind, Gog und Magog, und wird sie zum Kampfe versammeln, deren Zahl ist wie der Sand des Meeres. Und sie zogen herauf über die Breite der Erde und umringten das Heerlager der Heiligen und die geliebte Stadt. Da fiel Feuer von Gott aus dem Himmel und verzehrte sie. Und der Teufel, der sie verführt, ward in den Feuer- und Schwefelpfuhl geworfen, wo auch das Tier und der falsche Prophet gepeinigt werden Tag und Nacht in alle Ewigkeit. Und der auf dem Throne saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu! Wer überwindet, soll dies ererben, und ich werde ihm Gott und er wird mir Sohn sein. Den Feigen aber und Ungläubigen, mit Greueln Befleckten, Mördern, Unzüchtigen, Zauberern, Götzendienern und allen Lügnern soll ihr Teil werden in dem Pfuhl, der von Feuer und Schwefel brennt: Dies ist der zweite Tod.< Diese Zeit des Magog ist gekommen, meine Brüder«, schloß der Abt. »Völker, so zahlreich wie der Sand am Meer, haben die geliebte Stadt überfallen. Die Gerechten werden sich auf den Weg machen und den Leib Christi bis zum zerstörten Bollwerk tragen. Seid ihr imstande, bis zum Strand zu marschieren, meine Brüder?«

Es folgte ein langes, zustimmendes Murmeln. Zehn halb-tote, wacklige Greise, Gebetsroboter, die vom vielen Knien, Wachen, Fasten und Psalmodieren erschöpft waren, ahnten plötzlich die Möglichkeit eines Endes, das ihnen gleichsam als Befreiung und Sinn ihres langen Klosterlebens erschien. »Laßt uns marschieren, laßt uns marschieren!«, meckerten sie. Die Senilen unter ihnen hatten vergessen, in welchem Jahrhundert sie lebten. Andere, die nachts auf den Holzpritschen in ihren Zellen fröstelten, träumten von einem mitleidigen Gott, der sie endlich in seine Arme nehmen würde. Marschieren, bis zum Ende marschieren! Bestürzt hob Dom Pinet den Kopf und versuchte klar zu denken. »Verrücktheit, Hochmut und Altersschwachsinn!«, sagte er. »Man darf Gott nicht herausfordern. Er hat noch nie ein Zeichen gegeben. Gott wird nicht antworten. Er hat noch nie in irgendeiner Weise geantwortet. Es ist Wahnsinn, sich auf solche Hirngespinste einzulassen. Schlimmstenfalls verratet ihr das Bild, das ihr euch von Gott gemacht habt. Was erwartet ihr denn? Die Masse aufhalten, indem ihr die Hostie schwenkt? Sind das nicht die gleichen Illusionen wie damals, als die schwarze Pest den Bischof in seiner Kathedrale hinwegraffte, obwohl er eben feierlich den Schutz Gottes angerufen hatte?« Er stotterte, als er diese Worte sprach. Er verbiß sich geradezu in seine Argumente, weil es ihm unerhört erschien, sich auf eine solch absurde Debatte einlassen zu müssen, noch dazu mit bornierten Greisen, die sich wie Dreijährige benahmen. Beinahe schämte er sich dafür.

»Sind Sie fertig, mein Bruder?« fragte der Abt.

Dom Pinet senkte bedrückt den Kopf. Gewiß war er fertig. Was hätte er angesichts dieser Mauer aus Dummheit auch noch sagen sollen?

»In diesem Fall«, fuhr der Abt fort, »werden Sie, da Sie der jüngste und stärkste unter uns sind, die Hostie bis zur Küste tragen. Ich glaube nicht, daß ich dazu die Kraft habe, und unsere Brüder müssen alles aufbieten, um den langen Weg zurücklegen zu können. Wir haben Glück. Der Mond scheint hell. Er wird uns den Weg leuchten ... Exaudi nos, Domine, erhöre uns, heiliger Herr, allmächtiger Vater, ewiger Gott, und schicke uns vom Himmel deinen heiligen Engel. Er soll Wächter, Stütze, Schützer und Verteidiger von allen sein, die mit ihm verbunden sind. Per Christum Dominum nostrum. Amen.«

Draußen umgab sie eine tödliche Stille. Die kleine benachbarte Stadt unten im Tal, deren Laternen gewöhnlich die ganze Nacht brannten, war völlig in Dunkel gehüllt. Kein Lichtstrahl drang mehr auf die Windungen der nahen Fernstraße, wo der Verkehr normalerweise nie zur Ruhe kam. Man hörte auch die vertrauten Geräusche nicht mehr, die selbst zur Schlafenszeit daran erinnerten, daß das Leben keine Pausen kennt. Alles war wie ausgestorben. Sie durchquerten mehrere verlassene Dörfer. Es waren vor allem Winzersiedlungen an Berghängen, die mit ihren Ummauerungen Festungen glichen. In Zeiten barbarischer Überfälle ergriff man einst Pike und Armbrust, und während die Sturmglocke läutete und die Frauen mit dem Pfarrer beteten, kämpften die Männer bis zum Sieg oder Tod. Jetzt waren die Enkel ihrer Enkel kampflos geflohen. Abgesehen von den ewig weitervererbten Weinbergen hatten die Einwohner nur einen Wald aus Fernsehantennen hinterlassen, sowie drei Pakete Kindernahrung, zwei Flipperautomaten und eine Wanderausstellung mit satirischen Zeichnungen der Zeitung La Grenouille im Jugend- und Kulturhaus, dem einzigen Gebäude übrigens, bei dem die Bevölkerung vergessen hatte, die Türen und Läden abzusperren. Ein Beweis, daß sie sich dort nicht viel aufgehalten und es leichten Herzens aufgegeben hatte. Oder man hatte ganz einfach Prioritäten gesetzt und zuerst wichtigere Dinge in Sicherheit gebracht. Auf einem Transparent, das auf der Vorderseite des Hauses hing, konnte man lesen: »Wir sind alle Menschen vom Ganges.« Mit so etwas beschäftigen sich die Kinder unseres Jahrhunderts, statt mit Bällen zu spielen oder Puppen anzuziehen oder Pilze zu sammein! Und gleich darunter stand auf einem andern Transparent: »Befreit Fontgembar! Nieder mit den kapitalistischen Mönchen!« Entzückende Kindereien ...! Die Familienväter, die zugelassen hatten, daß ihre Kinder unter dem Einfluß der Propagandisten mit dem Haß spielten, haben ihre Autorität erst wiedererlangt, als sie ihren Nachwuchs ins Auto packten und davonfuhren.

Auf dem Marsch über die Fernstraße begannen die alten Mönche zu singen. Es war zwar eher ein gregorianisches Gemecker, aber es half ihnen, schrittweise voranzukommen, so gut es eben ging. Der Gesang war nicht weniger albern als manche Pfadfinderlieder, aber besser der Situation angepaßt: die Allerheiligenlitanei. Sie kannten sie auswendig und sangen sie unentwegt, immer wieder von vorne: Sande Petre, ora pro nobis, Sande Paule, ora pro nobis ... Und wieviele Heilige gab es doch im Pantheon der römischen Kirche! Den heiligen Nikolaus für die kleinen Kinder, den heiligen Georg mit dem Drachen, den heiligen Antonius für die verlorengegangenen Sachen, die heilige Pulcheria für die wiedererlangte Fruchtbarkeit, den heilige Donatus zum Schutz gegen Unwetter ...

Dom Pinet ging mit zusammengebissenen Zähnen an der Spitze des Zuges. Seine Hände umklammerten die Monstranz. Er hatte den Abt völlig zu Recht in Verdacht, daß er zur Fortsetzung der Litanei immer neue Heilige erfand, genau so, wie er sich einen Gott nach seinem Bilde maßgeschneidert hatte. »Heiliger Brunnifazius«, flötete der Abt. »Ora pro nobis!«, antworteten die alten Knacker. Dom Melchior lächelte in seinen Bart, als würde er all den katechetischen Oberlehrern einen köstlichen Streich spielen. Kamen sie an einem Brunnen vorbei, suchte er nach

einem Beschützer der Brunnen - und schon ertönte der Name des »heiligen Brunnifazius«. Sein Fuß machte ihm zu schaffen - wer heilt eingewachsene Zehennägel? Der »heilige Pedraton«, wer sonst! Es machte ihm einen Riesenspaß. So viele Heilige, von denen noch nie jemand gehört hatte! Das paßte zu ihm. Hatte er doch auch dem frommen Kitsch, der aus den Kirchen der Region verbannt worden war, in einem Saal seines Klosters Asyl gegeben. Er liebte diese Geschmacksverirrungen und besuchte sie jeden Abend. Von Zeit zu Zeit kniete er vor einer scheußlichen Statue und betete lächelnd, während Dom Pinet als stummer Zeuge annehmen mußte, daß das Greisenalter endgültig seinen Tribut gefordert hatte.

Die Litanei setzte sich fort mit Legionen von Unseren-Lieben-Frauen, die von den Kirchenfunktionären als »marianische Abweichungen« entrümpelt worden waren. Dann kamen all die mythischen Erzengel, Schwert- und Flammenträger, denen die Chirurgen der Ökumene gehörig die Flügel gestutzt hatten. Ob echt oder erfunden, sie alle wurden mobilisiert. Als sich die Gruppe den Vororten einer kleinen Stadt in der Nähe der Küste näherte, hatte der Abt das Bedürfnis, eine Verschnaufpause einzulegen. Er gab Zeichen, anzuhalten. Aber keiner der zittrigen Greise wollte sich im Angesicht des Allerheiligsten auf den Boden setzen. Sie wären indes auch nicht mehr fähig gewesen, sich wieder zu erheben. So blieben sie wie angewurzelt stehen, hüstelnd, spuckend und schwankend, mit leerem Blick. Man hätte sagen können, sie glichen einem ausgedünnten schwarzen Wäldchen aus vom Wind zersausten, kahlen Bäumen. In der verlassenen kleinen Stadt war nichts außer dem Haß der Einwohner zurückgeblieben. Seine Spuren waren überall. Im Gegensatz zu den anderen, bescheideneren Häusern, deren Türen und Läden sorgfältig verschlossen waren, boten die Villen des Großbürgertums und der Unternehmer das Bild eines Schlachtfelds. Die Fenster waren aufgebrochen, die Scheiben zersplittert, das Mobiliar lag zertrümmert auf dem Rasen. Über den eisernen Balkongeländern hingen aufgeschlitzte Matratzen. Blumen lagen zertrampelt im Garten. Diesmal waren die Truppen des Panama Rangers unschuldig. Die Bevölkerung hatte ihnen die ganze Arbeit abgenommen. Sie hatten zugesehen, wie die wenigen Reichen im Ort als erste die Flucht ergriffen hatten - in ihren viel zu großen Autos, mit ihren viel zu großen Koffern, während sie, die viel zu viele waren, ihre eigenen viel zu kleinen Autos mit ihrem viel zu kleinen Gepäck vollstopften. Das erboste sie maßlos. Bevor sie selbst abfuhren, nahmen sie sich eine gute Stunde Zeit, um sich ausgiebig zu rächen. Es war ein eher düsteres Fest, denn sie hatten kaum Zeit zum Lachen, Tanzen und Singen. Auch nicht, um mit den Besitztümern der Reichen ein Freudenfeuer zu entfachen, wie in den Zeiten der Mutter aller Revolutionen. Mit der Angst in den Eingeweiden und dem Haß im Herzen mußte alles schnell gehen. Sie besaßen auch nicht die Kraft, sich vom Mythos von der »Befreiung durch den Ganges« anstecken zu lassen und daraus einen Rammbock, ein Schwert und einen Glauben zu machen. Nur noch einen heimtückischen Fußtritt zum Abschied, ohne Risiko, und dann ab nach Norden, jeder für sich. Die Reichen sollen alle krepieren - die Frage, wer uns dann Arbeit geben soll, mal außen vor gelassen ... Gott weiß, was sie in den letzten Wochen so alles zusammengeschwatzt hatten, in ihren kleinen Fabriken, durch die sie recht und schlecht, aber eher gut als schlecht lebten. Die Mauern waren noch gepflastert mit frisch aufgehängten Spruchbändern: »Proletarier, Volk vom Ganges - Ein gemeinsamer Kampf für die Freiheit! Nieder mit den Bossen, die Fabriken den Arbeitern ...!« Am Schluß der Geschichte: Auflösung, Panik und Leere.

»Ich frage mich«, sagte der Abt, als er im Mondlicht die Sprüche an der Mauer betrachtete, »warum sie ihre Chance nicht genutzt haben, als sie endlich kam. Wenn man an eine

Sache wirklich glaubt, dann sollte man sie auch konsequent zu Ende führen. Sonst ist man kein Mann.«

Torkelnd setzten sie ihren Marsch auf dem Bürgersteig fort. Ein alter Mönch fiel zu Boden und schlug sich die Hände am Asphalt auf. Der Abt, der ungebrochen bei Kräften zu sein schien, half ihm wieder auf. Bei einem andern blutete eine große Beule auf der Stirn.

»Ein hübsches Martyrium«, bemerkte Dom Melchior, und lächelte dabei, als hätte er ein Geschenk des Himmels erhalten.

Seit sie aufgehört hatten, die Heiligen des Paradieses zu besingen, taperten ihm die Greise verständnislos hinterher und jammerten wie müde Kinder: »Vater, ist es noch weit? Sind wir bald da?«

An einer Fabrikmauer am Ausgang der Stadt, am Rande eines duftenden Kiefernwäldchens, blieb der an der Spitze marschierende Dom Pinet plötzlich brüsk stehen und drehte sich um. Was nun folgte, war wohl das seltsamste Zwiegespräch zwischen dem Träger einer Bischofsmütze und einem Mönch, der das heilige Sakrament trug (eine weiße Hostie im Herzen einer goldenen Sonnenscheibe), das jemals stattgefunden hat.

»Mein Vater«, sagte der Bischof, »beenden Sie diese Maskerade. Sie ist Ihrer und meiner unwürdig. Sie entehrt die Unglücklichen, die Sie hinter sich herziehen wie eine Herde alter Rinder. Sie ist nichts anderem als Ihren Fantastereien entsprungen, und das wissen Sie ganz genau. Ich kenne Sie inzwischen gut. Wann haben Sie den Glauben verloren?«

Der Abt lächelte. Mit sanfter Stimme antwortete er: »Ich habe niemals den Glauben verloren. Ich habe ihn nie gehabt, wie viele unserer besten Priester und unserer größten Päpste. Wir können sicher sein, daß Benedikt XVI. ihn hat und mächtig unter ihm leidet; die Auswirkungen können wir ja leidlich sehen. Aber ich hätte mir so gerne gewünscht...«

Er konnte den Satz nicht beenden. Aus dem Kiefernwäldchen tauchte ein junger Mann auf, der sich dort nach einem langen Marsch ausgeruht hatte. Er war mit einer Samthose und einer Hirschlederjacke bekleidet. Schwarze Locken umrahmten ein Gesicht, das einnehmend schön war, auch wenn sich die Müdigkeit in seine regelmäßigen Züge eingeschrieben hatte.

»Wenn Sie wollen, mein Vater, werde ich unseren Herrn tragen. Bis zur Küste oder wohin auch immer Sie wünschen.«

»Sind Sie Priester?«

»Ich bin Priester.«

»Wie heißen Sie?«

»Pierre Chassai.«

»Pfarrer Chassai!« rief Dom Pinet, der den jungen Mann eindringlich gemustert hatte.
»Ausgerechnet Sie! Was soll das Theater?«
Vor ein paar Jahren war Pfarrer Chassai eine regelrechte Berühmtheit gewesen. Als junger Priester mit glänzenden Zukunftaussichten hatte er ein elegantes hübsches Mädchen aus einer angesehenen Pariser Familie geheiratet. Damit wurden sie zu Trendsettern und Stars einer progressiven

Kirchenpolitik. Sie wurden ständig fotografiert. Er trug sein Glück als verheirateter Priester demonstrativ zur Schau. In zahllosen Zeitschriften erschienen Artikel aus seiner Feder. Er publizierte Bücher und gab Interviews in Funk und Fernsehen. Als Aushängeschild des modernen Klerus wurde er zum Baumeister eines neuen Priestertums, schließlich einer neuen Kirche und eines neuen Glaubens, in dessen Zentrum seine Lydia stand - all dies übrigens mit dem Segen des Erzbischofs. Viele ahmten ihn nach, allerdings mit bedeutend weniger Stil, da sie auch vulgäre, häßliche und geschmack los gekleidete Mädchen heirateten, manche von ihnen wahre Priesterjägerinnen. Eines schönen Tages wurde es schlagartig still um die beiden. Das berühmte Paar verschwand aus den Klatschspalten. Von Pfarrer Chassai hörte man nichts mehr. Als gehörnter Ehemann vergrub er sich in der Pfarrgemeinde eines kleinen Vorortes, wo er fortan im Verborgenen sein Dasein fristete.

»Ich habe in meinem Leben genug Theater gespielt«, antwortete der junge Priester. »Dafür werde ich nun mit einer letzten Rolle Buße tun. Um in Schönheit abzutreten.«

»Was machen Sie hier?« fragte Dom Melchior.

»Ich bin, wie viele Priester, zur Küste gezogen, um das Zeichen der Befreiung zu empfangen und die Morgendämmerung einer neuen und gerechteren Welt zu sehen ... Wir waren zu fünft in meinem Wagen. Ein paar Kilometer von hier hatten wir kein Benzin mehr. Darum sind wir zu Fuß weitergegangen. In der kleinen Stadt, wo wir etwas zu essen suchten, haben wir Sie vorbeikommen gesehen. Ich sagte zu den andern: >Geht ohne mich weiter, ich treffe euch später wieder. Ich werde diesen dort folgen. Ich will sehen, wie die Vergangenheit stirbt/ Ich bin Ihnen gefolgt - und ich bin erschüttert.«

»Haben Sie gehört, was wir vorhin über den Glauben gesagt haben?« fragte der Abt.

»Ich habe es gehört.«

»Und das hat Sie nicht abgeschreckt?«

»Nein, ich bin dadurch über mich selbst ins Klare gekommen. Noch nie war ich so glücklich und zufrieden wie heute morgen.«

»Knien Sie nieder, mein Bruder. Ich werde Ihnen meinen Segen erteilen. Dann nehmen Sie den Platz meines Bruders Paul ein, von dem wir uns trennen werden, bevor wir weiterziehen. Und wenn uns kein göttliches Zeichen in letzter Minute rettet, was soli’s? Hauptsache, wir sind uns selbst treu geblieben. Benedicat vos omnipotens Deus ...«

Als sich der junge Mann wieder erhoben hatte, gab ihm Dom Pinet die Monstranz in die Hände, wandte sich um und eilte wortlos davon.

»Bruder Paul«, rief ihm der Abt nach, »wollen Sie mich nicht umarmen, bevor Sie uns verlassen?« Der andere blieb wie vom Donner gerührt stehen.

»Wir sollten nichts übers Knie brechen«, fuhr der Abt fort. »Man muß das Stück, so wie es geschrieben wurde, bis zu Ende spielen. Wir sind die Kirche der letzten Tage. Nicht zahlreicher als

am Anfang. Da Sie sich entschlossen haben, uns zu verraten, müssen Sie Ihre Rolle einhalten und mir den Friedenskuß geben.«

Die Kirche der letzten Tage jammerte verständnislos. Geistesabwesend trocknete einer seine blutig gelaufenen Füße ab. Ein anderer, dessen Gedächtnis Schiffbruch erlitten hatte, murmelte zusammenhanglose Gebetsbrocken. Ein Dritter lächelte zu den Engeln empor, während sein Nachbar, der nicht mehr erkannte, wo er war und warum, wie ein verlassenes Kind weinte. Der Reihe nach stöhnten sie: »Vater, ist es noch weit? Sind wir bald da?«

Dom Pinet hörte sie, zuckte die Achseln und eilte davon. Es war eine Flucht nach vorne. Er hatte mit der Vergangenheit gebrochen. Alles hat ein Ende und alles einen Anfang. Er lief wie ein Verrückter, als ob ihm zwanzig erfüllte Jahrhunderte auf den Fersen seien und er immer noch fürchten mußte, daß sie ihn einholen könnten. Die Straße ging zum Meer hinunter. Als die ersten Villen an der Küste in Sicht kamen, blieb er erschöpft stehen. Bald darauf sah er sich von einer Schar junger Leute umzingelt, die ihn mit spöttischen Augen betrachteten. Einige verzogen die Nase wie ein Hund, der einen neuen Geruch wittert. (Sie gehörten zu einer modernen Theatergruppe, deren Konzept es war, sich mit tierischen Gesten und Lauten statt mit Worten auszudrücken. Das Schnüffeln sollte Verwunderung bedeuten.) Ein großer, junger Mann löste sich aus der Menge und trat näher.

»Panama«, sagte ein Junge, »Schau mal, wer da kommt! Ein Pfarrer!«

»Meine Güte!« sagte Panama Ranger. »Davon haben wir mehr als genug. Allerdings keine in Uniform, wie der hier. Sind Sie etwa ein »richtiger« Priester? Von der Sorte, die nicht bumst zwischen den Messen? Was hat Sie hierher verschlagen?«

»Derselbe Grund wie Sie«, antwortete Dom Pinet. »Ich warte auf die, welche hier an Land gehen werden. Nicht weit von hier, wo ich herkomme, liegt eine große leere Abtei, mit riesigen Feldern ringsum. Dorthin werde ich die Ausgehungerten führen.«

Sie jubelten ihm zu. Aber ihre Freude schien ihn traurig zu stimmen.

»Was ist los, Pfarrer?« fragte Panama Ranger. »Warum bist du so nervös? Keine Angst, wir sind deine Kumpels. Wir machen dir keinen Streß. Wenn du noch jungfräulich bist, kein Problem. Wir haben genug Mädels, die’s dir beibringen. Oder genierst du dich etwa für deine Aufmachung? Dann häng doch deine Kluft an den Nagel, Priester! Nach Sonnenaufgang wird sie ohnehin nichts mehr bedeuten.«

Dom Pinet wurde rot. »Das ist es nicht ...«, sagte er schleppend. »Aber in wenigen Minuten wird ein Dutzend alter Mönche mit dem Allerheiligsten vorbeikommen. Der an der Spitze trägt eine Bischofsmütze.«

»Was zum Teufel haben die hier zu suchen?«

»Sie sagen, die Hostie werde die Landung verhindern.«

Die Jungen und Mädchen brachen in schallendes Gelächter aus. Dieser Gedanke belustigte sie ungemein.

»Hört auf zu wiehern wie die letzten Arschlöcher«, sagte Panama Ranger. »Diese Geschichte ist schön. Kein Grund, sich darüber lustig zu machen. Und du, Pfarrer, glaubst du daran?«

»Nein.«

»Und sie? Glauben sie daran?«

»Auch nicht mehr.«

»Ich verstehe nur Bahnhof«, sagte Panama Ranger, »Wenn niemand mehr daran glaubt, dann pfeif doch drauf und such dir ein Mädchen. Alles andere ist nicht unser Bier. Was quälst du dich noch?«

»Jemand muß sie aufhalten. Sie dürfen den Strand nicht erreichen.«

»Ach! Langsam begreife ich«, sagte Panama Ranger. »Du bist immer noch nicht immun. Aber wir werden dir helfen. Du willst, daß ich die Straße blockieren lasse, damit du kein schlechtes Gewissen haben mußt? Na gut! Deine zwölf alten Säcke werden nicht durchkommen. Übrigens, das ist Lydia. Sie wird dich auf andere Gedanken bringen ...« Ein hochgewachsenes Mädchen kam näher. Langes, braunes Haar fiel über ihren Rücken. Sie blickte ihn mit riesigen, etwas umschatteten Kuhaugen an und lächelte gefällig.

Vom benachbarten Ufer hörte man eine harte metallische Stimme durch ein Megaphon brüllen: »Leckt mich alle am Arsch!«

»Das ist Dragasès«, sagte Panama Ranger. »Geben wir dem Mistkerl, was er verlangt. Bald wird er allein dort stehen, und dann kräht kein Hahn mehr nach ihm.«

Aus allen umliegenden Villen erschallte sogleich die Antwort. Die Jungen und Mädchen kreischten wie Kleinkinder: »Schwein! Drecksack! Fotze! Nutte! Made! Hurenbock! Kotzbrocken! Mörder! Fascho!«

Vom Dach der Villa des Dragasès begann ein Maschinengewehr zu schießen. Einige kurze Feuerstöße. »Dieses Vieh!« sagte Panama Ranger. »Er hat noch nicht alle Zähne verloren.«

Aus der Deckung hinter einer Gartenmauer schaute er auf die leere Straße, auf der sich kurz zuvor die Menge aufgehalten hatte. Die Bande hatte nach den ersten Schüssen Reißaus genommen. Auf dem Asphalt lag ein Dutzend Verwundeter, die stöhnend nach ihrer Mutter riefen. Manche krochen wie Schnecken, die sich in den Schatten retten wollen, und hinterließen dabei eine lange Blutspur. Dom Pinet stand mitten unter den niedergemähten Körpern, unbeweglich wie eine Statue. Er hielt die Hand Lydias so fest in der seinigen, daß nichts sie hätte trennen können. Das Mädchen zitterte und begann zu heulen.

»Mein Gott!« schrie Panama Ranger. »Was ist denn mit euch los? Sie werden euch umbringen! Machst du das absichtlich, Pfarrer?«

Das Maschinengewehr feuerte eine letzte Salve, und alle begriffen nun, daß dieser Pfarrer zu guter Letzt für seine Sünden büßen wollte. Sein Körper krümmte sich, als ihn die Kugeln durchbohrten.

Er stürzte und fiel zu Boden. Seine Hand öffnete sich und gab Lydia frei. »Lydia! Geh in Deckung!«, rief Panama Ranger.

Es war nicht mehr nötig. Das Maschinengewehr hatte das Feuer eingestellt. Am anderen Ende der Straße näherte sich die Prozession der alten Mönche. Sie hatten einen goldbestickten Seidenbaldachin entfaltet, unter welchem der Abt ging, der die Monstranz fest in seinen Händen hielt. Sie sangen: »Sande Paule, Sande Petre...« Diesmal waren es nur mehr beglaubigte Heilige, die noch nicht aus dem Gebetsbuch gestrichen worden waren - eine abgemagerte Phalanx, die für den kurzen Rest des Weges allerdings vollends ausreichte. Pedatron und Brunnifazius konnten ihnen in der Stunde der Wahrheit nicht mehr helfen. Sie zogen jetzt zwischen zwei Reihen junger, schweigender Menschen hindurch, unter denen etliche Gesichter sogar erheblichen Respekt zu erkennen gaben. Bei den Besten unter ihnen regte sich nun auch ein gewisser Selbstzweifel, denn der Anblick einer verlorenen Sache rührt an das Wertvollste, das in einem jungen Menschen vorhanden ist. Auch ihre Sache stand auf einem verlorenen Posten, aber dies begriffen nur die allerwenigsten unter ihnen, und wenn, dann viel zu spät. Vielleicht waren sie damit besser dran als Dom Melchior, der an gar nichts mehr glaubte. Er glich einem sinnlos rotierenden Kreisel, der vor zweitausend Jahren in Gang gesetzt worden war, und der sich bald zu Ende gedreht haben würde ...

Die Stille wurde jedoch bald unterbrochen und damit die aufkommende Ehrfurcht, die viele allmählich als ungesund empfanden. Vor der Leiche Paul Pinets hielt der Bischof einen Augenblick an. Diejenigen, die in seiner nächsten Nähe standen, konnten ihn murmeln hören: »Es wäre besser gewesen, dieser Mensch wäre nie geboren worden ...«

»Nein, danke!« sagte einer. »Nicht diese Worte!« Denn es waren die Worte Christi, als er vor dem letzten Abendmahl den Aposteln verkündete, daß ihn einer der Zwölf verraten werde.

Nun kennt sich niemand besser in den Evangelien aus als die abtrünnigen Priester, denn nur Gott allein weiß, wie besessen sie diese durchforsten, um etwas zu finden, womit sie sich selbst rechtfertigen können. Ein solcher hatte den Abt gehört. Er fing an zu schreien: »Mönche von Fontgembar! Falsche Christen! Getünchte Gräber! Kapitalistenknechte! Reaktionäre Schweine!«

Von allen Seiten hagelte es Beleidigungen. Man kann sich ihr sinkendes Niveau ausmalen. Der Haß hatte nur eine kurze Pause eingelegt.

»Haltet das Maul!« rief der Panama Ranger. »Laßt sie vorbei!« Dann wandte er sich zur Villa, wo die Soldaten waren und rief: »Dragasès, du altes Arschloch! Hier kommt deine Verstärkung!«

Dieser Witz amüsierte die Bande königlich. Unter ihrem Gelächter entfernten sich die taumelnden Zwölf. Höhnische Gitarrenmusik gab ihnen das Geleit. In der Tat war es ein überaus komischer Anblick, wie diese Prozession dahinschlurfte: Greis trippelte hinter Greis, einer dem anderen über die Füße stolpernd. Manchmal rutschte einer aus, wankte gefährlich, fiel dann aber doch nicht hin, sondern fing sich und nahm verbissen den Marschrhythmus wieder auf, mit ruckartigen Gesten, wie die Komiker in einem alten Stummfilm. Pfarrer Chassai marschierte an der Spitze des Zuges. Er strauchelte nicht. Er betete mit gefalteten Händen. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick zurück, bereit, jederzeit den Abt abzulösen. Aber dieser zeigte keinerlei Schwäche und hielt stramm die Hostie hoch.
»Seid willkommen«, sagte eine Stimme von einem Dach herunter. »Aber wie weit wollen Sie gehen?« Auf der Terrasse seiner Villa stand Oberst Dragasès, breitbeinig, die Fäuste selbstherrlich

in die Hüften gestemmt, als ob ihm die Welt zu Füßen läge und betrachtete den erschöpften kleinen Haufen. Da die Mönche weder stehen blieben noch den Kopf erhoben, noch die Soldaten vor ihnen überhaupt zu bemerken schienen, rief er ihnen zu: »Hallo! Vater! Bis zum Strand sind es nur noch fünfzig Meter. Wenn sie alle auf einmal an Land gehen, werden sie euch zertrampeln und wir können nichts für euch tun. Geht nicht mehr weiter. Es wäre Selbstmord!«

Aber sie marschierten weiter, wie geisterhafte Schlafwandler. Sie sangen nicht mehr, sie klagten nicht mehr, sie glitten einfach lautlos dahin. Man hörte nicht mal mehr ihre nackten Füße auf dem Straßenkies knirschen. Die Sonne war inzwischen aufgegangen. Ihre horizontalen Strahlen entflammten das Gold der Monstranz und verwandelten das heilige Sakrament in eine Feuerkugel. Über dem Meer, dem Strand, den Villen und der Landschaft lag völlige Stille. Scharen von Möwen flogen ohne Gekreisch vorbei. Auf der ebenen Erde kamen Wald- und Feldmäuse, Maulwürfe und Ratten aus ihren Löchern hervor und flüchteten. Alles, was an diesem Küstenstrich noch von der Fauna übrig war, nahm Reißaus Richtung Norden. Es war wie ein spontaner Exodus vor einem Erdbeben ...

»Mein werter Oberst«, sagte Staatssekretär Perret, »was ist in den Dienstvorschriften für den Fall vorgesehen, daß die Truppe dem Allerheiligsten begegnet?«

»Man macht eine Ehrenbezeugung und läßt ein Trompetensignal blasen, à la: »Achtung, der General geht vorbei. Heute hat keiner mehr Sinn für Feuerwehrtheater. Jeder darf tun, was er will, vor allem der Soldat. Man kann mit dem Finger in der Nase bohren, den Rücken beugen oder niederknien, ganz nach Belieben.«

»Gut! Ich glaube, ich werde niederknien.«

»Sie sind die Regierung, Herr Minister«, sagte der Oberst mit vergnügtem Blick. Beide nahmen ihre Rollen so ernst wie möglich, mit anderen Worten: sie amüsierten sich prächtig. »Alle Befehlsgewalt liegt in Ihrer Hand. Die französische Armee gehorcht Ihnen.« Dann brüllte er: »Alles auf die Knie! Auch ihr dahinten! Und daß sich alle schön bekreuzigen, die noch wissen, wie das geht! Stirn, Brust, linke Schulter, rechte Schulter. Befehl ausführen!« Um die Villa herum und unter den benachbarten Bäumen sanken zwanzig Husaren und ein Hauptmann auf die Knie. Am linken Flügel sprachen ein anderer Hauptmann und sechs Mann des Marinekommandos das Gebet der Fallschirmjäger: »... und gib uns, Herr, alles, was niemand will.« Auf dem rechten Flügel hörte man gar nichts. Es gab nämlich keinen rechten Flügel mehr. Hingeworfene Gewehre markierten die endgültige Desertion. In einem Dickicht versteckt saß noch ein Leutnant und zögerte. Dann bekreuzigte er sich und rannte davon, einem Rudel von riesigen Ratten hinterher. Das Gespenst einer Armee hatte dem Gespenst eines Glaubens seine Ehrenbezeugung erwiesen.. Am Strand standen die Mönche mit den Füßen im Wasser und rührten sich nicht. Zwanzig Meter trennten sie von dem aufgelaufenen Bug der India Star. Diese zwanzig Meter klares blaues Wasser, das an dieser Stelle nicht sehr tief war und in dem sich die Strahlen der Morgensonne brachen, waren die einzige Trennlinie zwischen Vergangenheit und Zukunft. Bald würde sich die Kluft zwischen beiden Welten schließen. Dem Abendland blieb kein weiterer Schutz mehr als dieser salzige Rubikon, den ein fünfjähriges Kind überschreiten konnte, wenn es vorsichtig das Kinn über die Wasseroberfläche hielt. Rubikons sind vor allem Symbole der inneren Moral. Ihre Ufer werden breiter oder schmaler, je nach der Entschlossenheit oder der Laschheit ihrer Anrainer. Nicht anders verhielt es sich im vorliegenden Fall. Man braucht keine andere Erklärung mehr zu suchen.

Der Oberst war von der Terrasse heruntergestiegen und stützte sich mit den Ellbogen auf die Balustrade des Gartens, der an den Strand grenzte. Er wartete. Neben ihm befanden sich der Staatssekretär und die »Armee«. Auf dem Dach stand das letzte verbliebene Maschinengewehr, dessen Lauf auf das offene Meer gerichtet war.

»Es ist fast sechs Uhr«, sagte er. »Die Kanaken verspäten sich. Sie werden erleben, daß sich Verspätungen in den kommenden Jahren häufen werden.«

Er drehte sich um, streckte seinen Arm aus und deutete auf einen Punkt am Hang der benachbarten Gebirgskette. »Sehen Sie das Dorf dort drüben? Wenn ich den Befehl zum Rückzug gebe, was wohl nicht mehr lange dauern wird, dann sammeln wir uns da oben. Kommen Sie mit uns, Herr Minister?«

»Sicher, aber warum gerade dieses Dorf?«

»Wahrscheinlich, weil es mir gefällt. Ich habe mich schon von weitem in dieses Dorf verliebt. Sehen Sie, wie harmonisch es sich in die Landschaft schmiegt. Man bekommt richtig Lust, dort zu leben. Da das Ende naht, warum nicht einen Schauplatz wählen, der uns Freude macht...?«

Der alte Herr Calguès, der die Szene durch das Fernglas beobachtet hatte, lächelte. Die Handbewegung des Obersten schien ihm alles zu sagen. War es verwunderlich, da sie beide das Gleiche dachten, daß sie sich über weite Distanzen hinweg verstehen konnten? Auch dies gehörte zur Seele des Abendlandes: Es gab so etwas wie eine geheime, verschworene Bruderschaft, die ein gewisses Raffinement des Geistes, ein ästhetischer Konsens und eine herzhafte Verachtung des Vulgären und Gewöhnlichen verband. Es gab nur mehr wenige, die dieser Kaste angehörten, aber dafür erkannten sie einander um so schneller. Auf der Kommandobrücke der India Star fing die Mißgeburt mit der Kapitänsmütze plötzlich an zu geifern. Auf dem Oberdeck entstand eine wellenartige Bewegung, die sich in konzentrischen Kreisen ausbreitete. Die Menschenmasse wurde mit einem Schlag dichter, denn alle waren aufgestanden. Dieser Vorgang setzte sich auf allen Schiffen der Flotte fort. »Klappe zu, Affe tot«, sagte der Oberst, und hob dabei die Hand zu einem kleinen, spöttischen Gruß. Er war eben zu vornehm, um sich zu einem geschichtsträchtigen Spruch herabzulassen. Mehr gab es auch nicht zu sagen.

42.

Bei der Invasion in der Normandie gab es den »längsten Tag«. Bei der jetzigen war es der kürzeste. In fünf Minuten war alles vorbei. Wenn auch der Schock am Strand insgesamt etwa zwanzig Tote beider Seiten kostete, so kann man keinesfalls von einer Schlacht sprechen, auch nicht von einem Kampf, nicht einmal von einem Scharmützel. Zweifellos war dies der unblutigste totale Krieg der Weltgeschichte. Die wenigen europäischstämmigen Zeugen, die sich später bereit erklärten, den Historikern Auskunft zu geben, erinnerten sich dabei vor allem an eine Sache: den Geruch. Lapidar ausgedrückt: Es stank! Es war nicht auszuhalten, so sehr stank es!

Kein Wunder. Mit einem Schlag hatten sich die Decks mit einer Million Männer, Frauen und Kinder gefüllt, die seit der Abfahrt aus Kalkutta in einer Kloake aus Dreck und Scheiße mariniert worden waren; mit einem Schlag kotzten die geöffneten Luken eine Masse ins Sonnenlicht, die monatelang in den dunklen Eingeweiden der Schiffe in ihrem Schweiß gebadet und in ihrem Urin und in den Ausdünstungen der Verhungernden gebrutzelt hatte. Der resultierende Gestank war so massiv, daß

man glaubte, ihn buchstäblich sehen zu können. Und da noch ein starker, heißer Wind aus dem Süden aufkam, Vorbote eines Sturms, war es, als ob ein verwesendes Monstrum mit der geballten Kraft seiner faulen Lungen aus einem weit geöffneten Maul blasen würde.

Unter all den Ursachen der raschen Auflösung der Mannschaft des Panama Rangers war dies nicht die geringste. Als später die offizielle Geschichte des D-Days der Menschheits-Verbrüderung geschrieben wurde, war nur von einer »Bewegung der Avantgarde ins Hinterland« die Rede, die dort »den Empfang strukturell vorbereitete«. Guter Witz! In Wahrheit hielten sich unsere heroischen Schnuckelchen, halb entsetzt, halb überrascht die Nasen zu und suchten schleunigst das Weite. Eine gute Sache, die so schlecht riecht, hatten sie nicht erwartet. Das muß wohl auf einen Mangel an Lebenserfahrung zurückzuführen sein. Wie jeder weiß, riechen die bösen Sachen am besten: die Zivilisation, der Komfort, das Geld, der Luxus, der Überfluß, die moralischen Normen und das ganze Tamtam. Daran hätten sie früher denken müssen. Ob sie wohl in diesem Moment plötzlich erkannten, daß sie sich auf die falsche Seite geschlagen hatten? Da nur ihre Seele einen Treffer abgekommen hatte, schrien sie diesmal zwar nicht nach ihrer Mutter; aber diese saubere Mutti in ihrer kleinen, weißen Küche in ihrer Wohnung in der fünften Etage, Treppe K, Bau C des Wohnblocks im Vorort X, dieses einst verachtete Urbild bürgerlicher Spießigkeit erschien nun vielen von ihnen wie ein verlorenes Paradies.

»Was für ein Sauhaufen!« sagte Dragasès. »Die ersticken uns noch. Das stinkt, es ist nicht zu glauben.«

Er band sich ein Taschentuch vor das Gesicht, so daß man unter der Mütze nur noch seine ironisch funkelnden Augen sah. Er wandte sich zum Minister und zu den zwanzig Husaren, die ihrerseits gerade dabei waren, ihre Taschentücher im Genick zu verknoten und fügte hinzu:

»Wenn eine Kutte einen Mönch macht, dann sind wir jetzt Banditen.«

»Diesmal sind die Fronten klar«, sagte der Minister. »Das ist besser als gar nichts. Jetzt brauchen wir keine Hemmungen mehr zu haben. Übrigens, mein werter Herr Oberst, bin ich neugierig, wie Sie sich diesmal aus der Affäre ziehen werden. Schauen Sie nur: Es sind derart viele, daß man nicht einmal mehr das Wasser zwischen den Schiffen und dem Strand sieht.«

In der Tat sah man auch die Schiffe nicht mehr. An ihren Seitenwänden wimmelte es wie aus einem aufgeschlitzten Ameisenhaufen. An Tauen, an wurmstichigen Strickleitern, an herabhängenden Flaschenzügen, und was man sonst noch alles an Bord finden konnte, glitt die Menge ins Wasser. Wie eine endlose Kaskade aus flüssig gewordenen Körpern. Die Schiffe quollen über wie volle Badewannen. Die Dritte Welt trat über die Ufer und der Westen diente ihr als Abflußkanal. Rittlings auf den Schultern prächtiger Jünglinge sitzend, durften die Bettler von Kalkutta, all die kleinen Mißgeburten von der India Star, als erste an Land gehen. Sie krochen auf dem feuchten Sand wie Dackel oder wie plumpe Seehunde, die ein unbekanntes Ufer erkunden und stießen dabei fröhliche Grunzlaute aus. Sie glichen kleinen grünen Männchen, die von einem andern Planeten gekommen waren. Hinter ihnen kam die Flut für einen Moment zum Stillstand, denn oben auf der Gangway schaute der Zwerg mit der Mütze starren Blickes auf das Ufer, als ob er so etwas wie einen telepathischen Rapport seiner schrecklichen Pioniere abwarten würde.
Die kleinen Mißgeburten schnupperten, aßen Sand, patschten mit ihren Händen auf den Boden, wie um sich von seiner Wirklichkeit zu überzeugen. Zufrieden mit dem Ergebnis schlugen sie Purzelbäume und ruderten mit ihren Stummelbeinchen freudig in der Luft. Dieses Land gefiel

ihnen, keine Frage. Als sie sich alle gleichzeitig aufrichteten, interpretierte die Menge dies als ein Startsignal. Ein ungeheures Geschrei erfaßte die Flotte. Die Körperflut setzte sich erneut in Bewegung und ergoß sich wasserfallartig aus den Schiffen. Einer schob den andern. Die Woge erreichte bald die kleinen Mißgeburten und drängte sie vor sich her.

»Sie sind viel zu gräßlich«, sagte der Oberst kalt. »Viel zu unglücklich, viel zu bejammernswert. Viel zu grauenhaft in ihrem Elend. Wir müssen das Elend töten. Denn ein solches Elend ist absolut unerträglich. Es darf nicht zugelassen werden ... Herr Hauptmann!«

Er wandte sich an den Offizier auf dem Dach, der neben seinem Maschinengewehr kauerte.

»Sie werden doch nicht da hineinschießen wollen!« sagte der Staatssekretär.

»Doch! Genau da hinein! Ich hasse dieses Grauen, das da an der Spitze der Massen wie ein Feldzeichen marschiert. Ich werde wenigstens dieses Feldzeichen vernichten.«

»Aber das bringt doch nichts!«

»Natürlich nicht. Aber wenn man sich schon in das Unvermeidliche fügen muß - ein bißchen gottverdammte Ordnung kann man immer schaffen. Wir sind nur mehr ein Symbol. Ebenso wie diese Mißgeburten ein Symbol sind. Darum werde ich ihnen eine symbolische Salve verpassen. Wenn dabei welche sterben, um so besser. Wenigstens ich, Konstantin Dragasès, weiß warum. Los, Herr Hauptmann! Wenn Sie noch ein Gewissen haben, dann ist jetzt der Augenblick gekommen, sich darüber hinwegzusetzen. Schießen Sie! Verflucht nochmal!«

Das Maschinengewehr gab einen langen Feuerstoß ab, wie bei Schießübungen, dann schwieg es. Nichts ist schrecklicher als der Todeskampf von Mißgestalteten oder geistig Behinderten. Karikaturen von Körpern, die sich vor Leid krümmen, stumpfsinnige Blicke, die vergeblich zu begreifen versuchen. Das Blut fließt aus den Wunden eines anormalen Fleisches. Die Klagen solcher Sterbenden klingen nicht mehr menschlich. Es waren ihrer zehn, die sich im Sand wälzten. »Hübsche Märtyrer, nicht wahr?«, stellte der Oberst fest. »Das ist mein Geschenk an die neue Welt. Sie wird schon irgendeine Verwendung dafür haben.«

Auf dem Dach der Villa gab der Hauptmann den letzten Schuß dieser Schlacht ab. Er öffnete den Mund und steckte den Lauf seiner Pistole in den Rachen. Zehn wehrlose Zwerge lagen ermordet am Strand und nun ... Peng! Adé, schöner Offizier!

»Er hatte keine andere Wahl«, sagte der Oberst teilnahmslos. »Ich wußte es. Seit Sonnenaufgang hatte er plötzlich angefangen zu grübeln. Was kam, war so sicher wie das Amen im Gebet. Er hatte sich zu viele Gedanken gemacht. Aber nicht über sich selbst. Sondern über die anderen und wie er zu ihnen stand und sie zu ihm. Er hätte lieber wie ein Anführer denken müssen, wie einer, dem alle anderen folgen! Jede Wette, daß er, als er auf den Abzug drückte, sich bereits als Bruder dieser Scheusale gefühlt hatte. Kaputtgemacht vom Terror der Worte. Wir wollten es lange nicht wahrhaben, aber die Worte sind die Syphilis unserer Tage. Machen wir uns jetzt aus dem Staub. Wir haben keine Zeit mehr zum Quatschen...«

»Sie haben ihn getötet«, sagte der Staatssekretär. »Warum, wenn Sie es wußten?«

»Es ist besser«, antwortete der Oberst, »die potenziellen Verräter, die uns korrumpieren könnten, im vornherein auszuschalten - auch die, die selber noch gar nicht wissen, daß sie uns verraten werden und die es aus gutem Glauben tun. Die Verräter in der letzten Minute sind die gefährlichsten. Oben im Dorf wäre es zu spät gewesen. Einmal angekommen, hätten wir begonnen, uns blind zu stellen und uns über ihre Anwesenheit zu belügen. Nun gut, das wäre erledigt. Schauen Sie selbst...!«

Jean Perret drehte sich um, und sah nur noch flüchtende Stiefelabsätze und Rücken im Tarnfleck, die unter den Bäumen verschwanden. Die letzten Husaren nahmen die Beine in die Hand und verdrückten sich. Sie verließen die Villa schweigend, im Laufschritt, wie echte Profis. Einer rief: »Trotzdem viel Glück, Herr Oberst!« Der Ton seiner Stimme verriet, daß er es ernst meinte. Ein trauriges Lebewohl. Wenige Worte, die alles sagten: Wir können Ihnen nicht mehr gehorchen, Herr Oberst, unser Gewissen verbietet es, aber obwohl wir nicht anders können, bleibt unser Herz doch bei Ihnen ...

»Kein Bedauern«, sagte der Oberst. »Aber einen Vorwurf mache ich mir doch. Ich hätte diese Kerle samt ihrem Offizier früher in den Tod schicken sollen, wie de Poudis heute Nacht. Was haben sie in dieser Welt noch verloren? Wollen sie mit ihrer Nutzlosigkeit hausieren gehen? Auf geht’s, Herr Minister!« Er hatte seine Heiterkeit wiedergefunden. »Recht und Ordnung, sammelt euch!«

Dafür genügte ein Lastwagen, denn von den Vertretern von Recht und Ordnung war nicht mehr viel übriggeblieben. Sie zählten ab. Ein Unteroffizier und drei Husaren, der Hauptmann des Marinekommandos mit fünf Mann, der Oberst und Jean Perret, insgesamt zwölf.

»Nette Zahl«, meinte der Oberst.

Als er neben dem Fahrer saß, sagte er: »Mach schnell. Wenn wir draußen sind, fahr nach rechts, dann die zweite Straße nach links bis zum Departementsgebäude. Wenn sich uns irgendwelche Figuren in den Weg stellen, einfach Gas geben ...«

»Und die Mönche?« fragte plötzlich der Staatssekretär.

Der Oberst zuckte mit den Schultern. Schon raste der Lastwagen über die sandige Allee des Parks. Erster, zweiter, dritter Gang. Immer schneller. Eine scharfe Kurve am Toreingang der Villa. Der Motor heulte auf. Mit der Maschinenpistole auf den Knien preßte Dragasès die Nase ans Fenster, jederzeit schußbereit. Die Straße war leer.

»Die Mönche?«, antwortete er schließlich. »Mein werter Herr Minister, jede gerechte Sache braucht ihre Märtyrer,

und die sind doch gut aufgeteilt: ihre Zwerge gegen unsere Mönche. Wenn wir nicht wenigstens ein paar Märtyrer haben, ist das ungesund. Wir können ihnen ja auf dem Kirch platz des Dorfes ein Denkmal errichten. Mit einer schönen Inschrift: Den zwölf Mönchen von Fontgembar, am Ostermontag grausam hingemordet von barbarischen ... hm, was eigentlich?«

Die Märtyrer zeigten noch weniger Wirkung als die Vertreter von Recht und Ordnung. Sie wurden sozusagen Opfer ihres Metiers. Als die guten Mönche sahen, wie die nieder gemetzelten Zwerge nur wenige Meter von ihnen entfernt in ihrem Blut lagen, eilten sie reflexartig zur Hilfe. Sie verhielten

sich untadelig genau so, wie es ihr Beruf verlangte, wenn auch ihr fortgeschrittenes Alter ihnen etwas eigenartige Auffassungen einblies.

Jeder der Greise suchte sich einen kleinen, ausgestreckten Körper, kniete neben ihm nieder, bewegte die Lippen und schlug mit der Hand ein Kreuzzeichen. Es ist eigentlich kaum zu glauben, was sie hier allen Ernstes taten: Sie spendeten die Nottaufe! Es war die vorgeschriebene Zeremonie, die vor allem bei Kindern, die im Sterben lagen oder eben erst verschieden waren, angewandt wurde. Die Gnade Gottes hatte derartiges zugelassen, bevor die neuen Priester auf den Plan getreten waren. »Ich taufe Dich, Peter, Paul usw. im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes ...« Nichts leichter als dies. Zehn Sekunden genügen dafür. Genau das taten nun diese armen, einfältigen Greise, die offenbar plötzlich von der Gnade erleuchtet worden waren, denn wie anders soll man diese Rückkehr zum Wesentlichen, zum Ursprung erklären, zu einem Zeitpunkt, wo alles zuende ging? Zehn Zwerge vom Ganges, deren Dasein nie mehr als ein Nichts gewesen war, stumpfsinnig und dumm, das inkarnierte Elend,stiegen an diesem Morgen zum Himmel empor, wo gewiß triumphierende Trompeten diese unerwarteten Spätankömmlinge empfingen, während Millionen Auserwählter sie mit süßer Stimme willkommen hießen. Wenn es im Paradies einen Portier gibt, dann lächelte er wahrscheinlich insgeheim in seinen Bart, während er augenrollend so tat, als würde er mit ihnen schimpfen: »Na, na, wer hat euch denn so verrückte Namen gegeben? Brunnifazius! Pedraton! Nie gehört! Hm! Hm! Kommt trotzdem rein ...« In der Eile des Augenblicks hatten die alten Mönche aus ihrem ermüdeten Gedächtnis hervorgekramt, was ihnen gerade einfiel. Wenn es heute auf der Welt noch römische Katholiken und Priester gibt, die ungebrochen an den Triumph der Taufe glauben, so mögen sie nicht zögern: Pedraton und Brunnifazius sind gute Adressen! Schutz garantiert! Die beiden Mißgestalteten, die nun schön wie Götter und intelligent wie der Heilige Geist sind, sitzen jetzt zur Linken des ewigen Vaters, der mit ihren heiligen Marotten ein Nachsehen hat. Ora pro nobis ...

Die zehn Sekunden waren vorbei. Der Tod hat im Vorübergehen Mönche und Zwerge mit sich genommen. Nachdem die Horde vorübergezogen war, war von ihren durcheinander gewirbelten Leichen nichts mehr übrig geblieben als Hände, nackte Füße oder Kinnspitzen, die hier und da aus dem blutroten Strand lugten, seltener ein Gesicht, das unter dem Sandschleier undeutlich zu erkennen war wie eine Mumie in ihrer Hülle. Diese erste Welle der Einwanderer hatte die alten Mönche völlig überrascht, während sie noch bei den unglücklichen Mißgeburten knieten und sich über ihre Stirnen beugten. Nun lagen sie Mund an Mund aneinandergepreßt, als ob sich ihre letzten Atemzüge vereinigen würden. Die Menge hatte sie einfach zertrampelt, blindlings und gedankenlos. Denn sie hatte nur mehr Augen für die Häuser, die grünen Bäume und die vom Wind zerknickten Blumen. Sie betastete mit unzähligen Händen die ersten Geländer am

Strand, kletterte darüber, zog durch die Salons, kam aus anderen Türen wieder heraus und übergoß in dichten Scharen die Straßen. Denn die Welle, die über die zwanzig Märtyrerkörper hinweggespült war, war erst der Anfang. Die menschliche Riesenschlange erstreckte sich weit bis zu den Schiffen zurück, aus denen sich ein Segment nach dem anderen hervorwand, bereit, sich auszubreiten und zuzuschlagen.
Schon in den ersten fünf Minuten dieses kürzesten Tages zeigte sich deutlich, daß sich die Menge seltsamerweise keinerlei Gedanken zu machen schien, ob dieses Land, das sie besetzte, einen rechtmäßigen Besitzer haben könnte. Wäre man imstande gewesen, die Vorzeichen zu lesen, hätte man sich darüber nicht gewundert. Gewiß, das Land war menschenleer und bot keinen Widerstand. Aber am Strand hatten sich immerhin, wenn auch aus unterschiedlichen Beweggründen, die Mönche, die Männer des Obersten Dragasès und eine relativ große Anzahl an Idealisten

aufgehalten, die auch nach der Auflösung der Truppen des Panama Rangers geblieben waren. Mit Ausnahme eines vorsätzlichen Mordes, auf den wir später noch zurückkommen werden, tat die Menge nichts anderes, als sich unablässig und ungehindert fortzubewegen. Wenn sie auf ihrem Weg einige Körper zertrampelte, so geschah es ohne böse Absicht. Sie zermalmte einfach, was ihr unter die Füße kam. Ob es Mißgeburten vom Ganges oder Mönche aus dem Westen waren, machte für die Menge keinen Unterschied. Sie war jetzt die herrschende Rasse. Eine andere gab es nicht mehr.

Die Mönche von Fontgembar mußten nicht deshalb sterben, weil sie eine weiße Hautfarbe hatten. Sie standen einfach zufällig im Weg, das war alles. Sie hatten nichts mehr mit den Toten von Gata gemein, diesen weißen Fremdkörpern, die das wandernde Volk aus seinem Busen verstoßen hatten. Seit damals war der Rassenhaß der Hungerflotte gewissermaßen überflüssig geworden, genau wie jener der Afrikaner, die sich am Limpopo sammelten, oder der farbigen Massen, die nun die Straßen von London und New York beherrschten oder der Myriaden von Arabern und Schwarzen, die darauf warten, jeden Moment aus ihren Pariser Kellern hervorzubrechen. Mit den Toten von Gata war die Vernichtung der weißen Rasse symbolisch vollzogen worden. Sie zählte schon gar nicht mehr. Sie hätte wie durch ein Wunder aus der Asche auferstehen müssen, um noch mit Aufmerksamkeit bedacht zu werden. Hier, an der Südküste Frankreichs, war jedoch nichts dergleichen zu erkennen. Als die Menge den Brei aus Sand und Blut, der die Mönche und die Zwerge bedeckte, hinter sich gelassen hatte, wurde dies noch deutlicher: Denn nun stand sie zwei Männern gegenüber, die sie in aller Ruhe zu erwarten schienen. Genauer gesagt, streckte ihnen einer der beiden, ein Greis, eine goldene Monstranz entgegen, während der andere inbrünstig mit gefalteten Händen betete. Wir erinnern uns: es waren Dom Melchior de Groix und der Pfarrer Pierre Chassai. Die Menge zeigte keinerlei Anzeichen von Neugierde oder Überraschung, nicht einmal der Sekundenbruchteil eines Zögerns war zu bemerken. Sie sah überhaupt nichts. Weder die in der Sonne blitzende Monstranz, noch die seltsame schwarze Kleidung dieser Männer, noch ihre weiße Hautfarbe.

Hätten die beiden Geistlichen gekniet, wären sie wie die Mönche zermatscht worden. Da sie aber aufrecht standen und beim Zusammenstoß mit den ersten Reihen der zerlumpten Gestalten nicht schwankten, wurden sie von der Flut der Körper einfach umspült und eingeschlossen, schließlich, verschluckt, einverleibt und fortgerissen, wobei sie nicht mehr und nicht weniger gequetscht wurden wie jeder andere in der Masse. Sie wurden somit praktisch selbst zu Einwanderern vom Ganges, ohne daß ihre nächsten Nachbarn im Getümmel erkannt hätten, wer sie wirklich waren. Den beiden selbst blieb keine Zeit mehr, über ihr Los nachzudenken. Die Frage, ob die innere Haltung Vorrang vor dem Glauben oder der Glauben Vorrang vor der inneren Haltung habe, war nun gleichgültig. Haltung wie Glaube wurden gleichermaßen hinweggefegt. Alles, was blieb, war das Nichts.

Nur eines noch konnten sie in der Verwirrung ihres Geistes, inmitten dieser menschlichen Sturzflut, erkennen - die Nichtigkeit ihrer Illusionen. Sie hatten sich schon dabei gesehen, wie sie der Menge die Hostie entgegenhielten und sie damit zum Stehen brachten, und wäre es nur für eine Sekunde gewesen, eine einzige Sekunde vor ihrem Martyrium, die sie für alles entschädigt hätte. Die erhoffte Sekunde dauerte aber nicht einmal eine milliardstel Sekunde, sogar kein Milliardstel von einer milliardstel Sekunde. Dessen wurden sie sich nun schlagartig bewußt. Als nun Dom Melchior, von allen Seiten eingezwängt, die Kontrolle über seinen Körper verlor, entglitt ihm die Monstranz. Sie fiel dem Menschenhaufen vor die Füße wie ein Ball im Gemenge eines Rugbyspiels. Er bemerkte kaum noch, daß sich seine Finger um ein Nichts krampften. Als sich der Strom an einer Straßengabelung teilte, wurden die beiden Geistlichen voneinander getrennt. Sie sahen sich nie wieder, und keiner weiß, was aus ihnen geworden ist. Wahrscheinlich ist der alte Abt mit der

Bischofsmütze nicht weit vom Strand vor Erschöpfung und Aufregung gestorben. Pierre Chassai ist wohl noch lange ziellos umhergeirrt, wie eine leere, entwurzelte Seele. Auch heute noch irren in dieser traurigen, stumpfsinnigen, unfähigen, verarmten und gleichmacherischen Welt ein paar wenige verlorene Seelen wie Fremdlinge umher, Strandgut der Vergangenheit, das durch die Raster der neuen Ordnung gefallen ist. Wie in den politischen Gefängnissen nach jeder Revolution, so findet man unter ihnen eine Vielzahl von ehemals angesehenen Persönlichkeiten: Industrielle, Generäle, Präfekten und Schriftsteller. Aber auch eine kleinere Anzahl von Menschen aus dem Volk, von der Sorte, wie sie die Aristokratie und später das Bürgertum immer schon mit sich im Schlepptau gezogen und zu guter Letzt mit in den Abgrund gerissen hatte, zum Teil, weil sie ein Gefolge brauchten, zum Teil, weil es auch unter den einfachen Leuten ein paar seltene Exemplare gab, die danach dürsteten, anders zu sein. Die neue Ordnung brauchte jedoch keine politischen Gefängnisse mehr. Die Gehirne sind für hundert, für tausend Jahre gewaschen. Daher duldet die neue Staatsgewalt diese Sonderlinge, als wären sie nichts weiter als ein paar harmlose Penner. Sie sind nicht gefährlich, denn sie haben keine Überzeugungen mehr. Man hat höchstens den Eindruck, daß sie sich auf eine diffuse Art verweigern. Aber sie vermehren sich nicht und meiden jegliche Versuchung, eine Bande oder eine Gemeinschaft zu bilden. Sobald mehr als vier oder fünf von ihnen im Vorhof einer Kirche oder im Schatten einer Platane eines öffentlichen Platzes aufeinandertreffen, gehen sie im wie im stillschweigenden Einverständnis wieder wortlos auseinander. Da sie in der Regel schmutziger und heruntergekommener als die übrige Bevölkerung sind und obendrein nur aus Weißen bestehen, dienen sie als abschreckendes Gegenbeispiel zur glorreichen universalen Rassenvermischung und zur heiligen Solidarität, die sie ablehnen. An ihnen kann man sehen, wohin diese Ablehnung führt...

Ganz anders muß man das Verschwinden des harten Kerns der Anhänger des Panama Rangers in der Einwanderermasse beurteilen. Drehen wir das Rad der Ereignisse ein paar Minuten zurück. Die Menschenmenge war eben über die ersten Geländer der Villen am Strand geklettert. Dragasès rollte in seinem Lastwagen über die kurvenreiche Straße, die bergauf zum Dorf führte. Der erste Schock über die Realität der lang erträumten Ankunft war vorbei. Alle, die ihn verkraftet hatten und sich nicht beirren ließen, beschlossen, die Häuser und Gärten zu verlassen und dem Sinn ihrer Reise treu zu bleiben. Sie gingen zur Küste, wo die Armada vom Ganges lag, um die Neuankömmlinge zu empfangen und ihnen bei ihren ersten Schritten behilflich zu sein. Das ist ihre Pflicht. Das sind sie sich selbst schuldig. Das Leben ist schön und alle Menschen sind Brüder. Wir sprechen zwar nicht ihre Sprache, aber unsere Blicke und Gesten werden unmißverständlich sein. Wir werden uns die Hände reichen und uns gegenseitig umarmen und vielleicht sogar herzlich auf den Rücken klopfen ... Panama Ranger warf seine Waffen weg. Er winkte freundlich, um den Gästen zu zeigen, daß er sie willkommen hieß. In ein paar hundert Metern Entfernung hatte er einen verlassenen, voll ausgerüsteten Supermarkt entdeckt und den Weg dorthin mit Verkehrszeichen markieren lassen. Seine Kumpels warteten auf den Bürgersteigen und an den Straßenecken wie ein Empfangskomitee. Schon schwenkten sie freudig ihre Arme wie Verkehrspolizisten, die plötzlich wie irre von ihrem Beruf begeistert sind.

In den Häusern trafen Mädchen die letzten Vorbereitungen für den endlich eingetroffenen, langerwarteten Gast. Einige füllten große Kannen mit warmem Kaffee. Lydia hat weiße Laken aus den Fenstern gehängt, denn Weiß ist die Farbe des Friedens. Die Luft wurde zwar zunehmends verpestet, aber der harte Kern nahm den Gestank nicht mehr wahr. Diesmal hatten sie sich selbst übertroffen. Gitarren wurden zur Hand genommen. Viele sangen: »Ich gebe euch mein Königreich, denn die Zeit der tausend Jahre erfüllt sich, und es erfüllt sich die Zeit der tausend Jahre ...«

Sie hatte sich erfüllt, in der Tat. In der hautnah herangerückten Menschenmenge suchte Panama Ranger ein Gesicht, dem er zulächeln, einen Blick der Freundschaft, den er erwidern konnte. Aber keiner blickte zurück. Keiner lächelte. Niemand schien ihn bemerkt zu haben. Fassungslos streckte er dieser Mauer aus Fleisch seine Hand entgegen, in der Hoffnung, daß eine andere sie ergreifen und drücken werde. Nur eine kleine Geste des Dankes hätte ihm genügt, ganz egal, was danach gekommen wäre. Aber nichts dergleichen geschah. Einige Sekunden später wurde auch er von der Menschenmasse mitgerissen. Er mußte sich freikämpfen, um atmen zu können. Um ihn herum schweißtriefende, zusammengepreßte Körper, die mit den Ellbogen wild um sich schlugen, um vorwärtszukommen, um dort hinzueilen, wo Milch und Honig sprudeln, zu den fischreichen Flüssen und zu den überquellenden fruchtbaren Kornfeldern. Von allen Seiten bedrängt, sank Panama Ranger auf den Boden. Um ihn herum ein Gewimmel aus schwarzen Beinen. Aber er war nicht allein. Noch jemand kämpfte neben ihm gegen das Ertrinken. Es war eine alte indische Frau, die sich mit gelegentlichen Ellbogenstößen und Fußtritten freizumachen versuchte. Jetzt wurde Panama Ranger von wildem Zorn gepackt. Seine Fäuste flogen empor, schlugen ein Loch in der Masse der Körper über ihm, aus dem er luftschnappend auftauchte, wobei er die alte Frau mit sich riß, als ob er sie aus dem Wasser ziehen würde. Er hatte sie reflexartig gerettet und erst hinterher begriffen, daß sie seine letzte Chance war, in dieser wahnsinnigen Menge noch einen Freund zu finden. Er klammerte sich geradezu an die alte Frau in seinen Armen. Dieses magere Paket aus Haut und Knochen war alles, was ihn noch am Leben hielt, alles, was von seinen großartigen Illusionen übriggeblieben war. Endlich hatte er die Wahrheit begriffen: »Ich habe ihnen nichts gegeben«, sagte er zu sich selbst. »Ich kann ihnen gar nichts geben. Sie brauchen mich nicht. Sie nehmen sich einfach, was sie wollen.«

Die Menschenflut hatte sich indessen in mehrere Ströme aufgeteilt. Sie ergoß sich gleichzeitig in mehrere Straßen, teilte sich an jeder Kreuzung ein weiteres Mal, so daß der Druck um Panama Ranger herum endlich nachließ. Er konnte nun seine Füße wieder benutzen und halbwegs seine Schritte lenken, zwar immer der Menge nach, aber zunehmend freier. Sachte stellte er seine alte Freundin auf die Beine und sagte zu ihr: »Alles in Ordnung? Siehst du, wir haben es geschafft!« Er erntete eine Art Lächeln. Von nun an wird er die alte Frau nicht mehr verlassen. Später, wenn die Massen in die Häuser eindringen und sich um die verwüsteten Geschäfte balgen werden, wenn sie den Supermarkt plündern, ohne einen blassen Schimmer vom Wert seiner Güter zu haben, wird Panama Ranger mitten unter ihnen sein. Er wird sich einen Vorrat mit ungezählten Schätzen anlegen und abends, wenn er zufällig eine Unterkunft gefunden hat, sei es eine Scheune oder ein Salon, wird er den Sack öffnen und seiner alten Freundin die Beute des Tages präsentieren, nicht minder von den neu erworbenen Reichtümern geblendet als sie: Keksschachteln, Dosenschinken, Taschenmesser aus Nickelsilber mit sechs Klingen, Abendschuhe, Zigaretten, Schokoladetafeln, Uhren, Jagdausrüstungen, elektrische Lampen und so weiter. Die Alte tastet alles mit ihren Fingern ab oder schnüffelt daran, und wenn sie den Gebrauch einer Sache kapiert hat, lacht sie. Auch er lacht. Zusammen entdecken sie das Paradies. Einige Tage zuvor hatte er während der Besetzung der Mautstation an der Autobahn noch gesagt: »Revolution soll Spaß machen, besonders am Anfang.« Noch kann er nicht so recht begreifen, wie lang der Weg ist, den er zurückgelegt hat, und wie tief der Fall, der an seinem Ende stand. Was sind schon seine kostbaren, hübsch aufgereihten Fundstücke? Krümel des Wohlstands! Wir haben die Maschine -die schöne Maschine! - kaputt gemacht. Und jetzt? Sie wird nie wieder repariert werden. Vielleicht war er sich dessen vage bewußt. Aber wen kümmert das in diesem Augenblick? Die Alte kauert auf dem Boden, lacht aus vollem Herzen und genießt die herrliche Zeit...

Die Kumpane des Panama Rangers, die nicht minder von den Ereignissen überrollt worden waren, zerstreuten sich in alle Richtungen. Manche hatten mehr, manche weniger Glück. Nur wenige wurden in die Gemeinschaft der neuen Herren aufgenommen, obwohl sie sich bemühten, ihnen mit aller Kraft zu Diensten zu sein. Sie wurden aber schnell entmutigt. Gewiß, man ließ sich gern von ihnen beraten, besonders, nachdem wieder ein wenig Ordnung eingekehrt war. Aber sobald man sie nicht mehr brauchte, wurden sie kaltgestellt. Die Klügsten unter ihnen begriffen schnell, daß alle ihre Versuche, sich als nützlich oder gar als unentbehrlich zu erweisen, nichts als Haß auf sich zogen. Und so tauchten sie in der Masse unter, wo ihre weiße Haut nach und nach unbemerkt blieb. Das war alles, was sie erhoffen durften. Es war aus ihrer Sicht nur konsequent, daß sie sich am Ende in ihr Schicksal fügten. Heute bilden sie in dieser französischen Provinz mit überwiegend indischer Bevölkerung eine neue Kaste von Parias, die völlig assimiliert, aber gleichzeitig auch isoliert ist. Sie hat keinerlei politischen Einfluß. Aus beiden ethnischen Gruppen sind neue Führer hervorgegangen, die gern von rassischer Integration und Brüderlichkeit reden, um ihre Machtposition zu behalten. Aber niemand will etwas von den Weltverbesserern aus den alten Zeiten des Überflusses wissen. Sie stehen nur im Weg.

Lydia starb elend als Hure für Inder in Nizza, angewidert von der Welt und von sich selbst. Jedes Einwanderviertel besaß nun einen Bestand an weißen Frauen, die jeder völlig legal und um sonst gebrauchen durfte. Lydia war am Ostermontag auf ihren weißen Tüchern vergewaltigt worden und anschließend einer Gruppe kräftiger Inder in die Hände gefallen, die sie als ihr gemeinsames Eigentum betrachteten, denn sie war sehr schön und ihre Haut sehr weiß. In ihrer anfänglichen Verblendung war sie ihnen auch noch halbwegs freiwillig gefolgt. Als später wieder Ordnung eintrat und die herumstreunenden Banden sich niederließen, sperrte man sie in Nizza zusammen mit anderen Mädchen, die das gleiche Schicksal erlitten hatten, in eine Villa ein. Ein Wächter gab ihnen zu essen und öffnete jedem die Tür, der zu ihnen wollte. Auf diese Weise verloren die weißen Frauen schnell jeglichen Stolz auf ihre Hautfarbe. Auch das ist eine Erklärung ...

Clément Dio starb ebenfalls am Morgen der Landung. Er war ganz allein. Nachdem er die Rede des Präsidenten im Hotel Préjoly in Saint-Vallier gehört hatte, war er wie ein Schlafwandler in die Nacht hinausgegangen. Mechanisch hatte er einen Schritt vor den anderen gesetzt, bis er an der Küste angelangt war. Aber in keiner Sekunde konnte er das Bild seiner Frau Iris Nan-Chan vergessen, das sich brutal in seine Netzhaut eingebrannt hatte. Vergeblich hatte er sie zu wecken versucht. Sie war plötzlich in seinen Armen erschlafft – tot. Da er sich nicht weit von der Villa Dragasès entfernt auf den Strand gesetzt hatte, wurde er wie unter einem Schleier Zeuge einer Reihe von Vorgängen, die ihn tags zuvor in ekstatische Freude versetzt hätten. Er war schließlich ein Mann, der gerne das letzte Wort behielt, und vor allem hatte er eine lebenslange Mission zu erfüllen: Rache zu nehmen für den kleinen Ben Souad, genannt Clément Dio! Nun war der Tag der Abrechnung gekommen, und er fühlte nichts mehr. Sogar die Auflösung der französischen Armee, die er so leidenschaftlich gehaßt, bekämpft und bespuckt hatte, ließ ihn völlig kalt. Mit traurigen Augen beobachtete er den Rückzug der Zwölf um Oberst Dragasès und ihre Flucht im Lastwagen, ohne daran zu denken, daß dies zu einem großen Teil auch sein Werk war. Als der Ansturm der Einwanderer vom Ganges begann, fragte er sich träge, was er hier eigentlich mache und warum er überhaupt hier sei. Plötzlich sickerte eine Erinnerung durch ... Etwas Wichtiges, aber was? ... Bruchstücke eines Satzes, den er einmal ausgesprochen hatte: »Herr Minister ... Glauben Sie, daß sie noch eine Chance haben? ... Dies ist die Armada der letzten Chance!« Jetzt lächelte er. »Trotz allem, es war ein genialer Satz!« sagte er sich. »Und jetzt sind sie da! Durch die Kraft der Worte!«

Dieser Geistesblitz richtete ihn wieder auf. »Ich bin es, Dio!« schrie er. Er machte heftige Bewegungen und rief der Menge zu: »Kommt! Kommt! Laßt uns das alles hier gemeinsam auslöschen!« Da er aber von kleinem Wuchs war, braune Haut und elegant gekräuselte Haare hatte, da sein Anzug eine Spur zu bunt und seine blau geschlagenen Augen ziemlich zwielichtig aussahen, glich er eher einem Türsteher, der für einen schmierigen Nachtclub wirbt. Der Tod kam zu ihm in Gestalt eines schwarzen Riesen, der eine monströse Mißgeburt auf den Schultern trug und den eine singende Menschenmenge begleitete. Er packte Dio mit beiden Händen und hob ihn bis zu den Augen des Zwerges mit der Kapitänsmütze hoch, der jetzt seinen dritten Schrei von sich gab. Dio, alias Ben Souad, begriff, daß er eben zum Tode verurteilt worden war, und er hatte keine Zeit mehr, zu begreifen, warum. Die Finger des Kotkäfers schlossen sich um seinen Hals. Wie ein Hampelmann wurde er auf den Strand geschleudert, wo er unter die Beine der Massen geriet und bald aussah wie die Ziegenkadaver in einem afghanischen Reiterspiel. Ein blutiger Fetzen war alles, was von ihm übrig blieb.

Sehen wir uns die Gründe für dieses Todesurteil und seine Vollstreckung an: Wir haben hier zwei Männer vor uns, von denen jeder auf seine Weise ein Werkzeug des Schicksals gewesen ist. Der eine hatte den Ozean überquert, war am Ende seiner Reise auf den anderen getroffen - und hatte ihn aus einer plötzlichen Eingebung heraus spontan getötet, als hätte er ihn wiedererkannt. Und dies war der einzige vorsätzliche Mord, der auf das Konto der Masse ging. Das ergibt keinen rationalen Sinn. Tauchen wir also in die Welt der Symbole hinab. Dann ergibt sich etwa folgendes Bild: Die Szene zeigt den Willen der Dritten Welt, niemandem etwas schuldig zu sein. Sie weigert sich, die radikale Bedeutung ihres totalen Sieges dadurch abzuschwächen, daß sie ihn mit Überläufern teilt. Ihnen zu danken oder auch nur ihre Existenz anzuerkennen, hieße ja, eine weitere Art der Abhängigkeit einzugestehen. So gesehen, hat der Kotkäfer die Sache ein für allemal geklärt. So kann es gewesen sein. Oder auch nicht. Vielleicht gibt es auch eine natürlichere Erklärung, die wir indes ihrer Unkompliziertheit wegen vorziehen: Der Zwerg konnte einfach Dios Visage nicht ausstehen. Das war keine Begegnung auf Augenhöhe. Wirklich nicht!

43.

Dann brach der Sturm los. Bereits am Morgen hatte ihn ein aufziehender Wind angekündigt. Er bewegte sich durchaus im üblichen Rahmen der Wetterlaunen des Mittelmeers, zeichnete sich allerdings durch eine außerordentliche Intensität und eine extreme zeitliche und örtliche Begrenzung aus. Einem Zyklon vergleichbar, dauerte er ein knappes Stündchen und hob den Meeresspiegel nur innerhalb eines bestimmten Gebietes an. Bis an die Hüften im Wasser watend verließ der letzte Einwanderer das letzte Schiff und erreichte den Strand im selben Moment, als ein sintflutartiger Regen auf die Flotte und einen etwa eineinhalb Kilometer breiten Küstenstreifen niederging. In der Zeit seit ihrer Landung war auch die Menge nicht weiter als einen Kilometer ins Landesinnere vorgedrungen. Eine entscheidende Rolle spielte die nun folgende Wasserhose.

Bis zu diesem Zeitpunkt war die Menge lediglich blinden Impulsen gefolgt, war eine formlose Masse ohne genaues Ziel gewesen. Ihr einziger Antrieb war die Neugierde. Der Abstand zwischen ihrem eigenen Elend und dem Märchenland, das sich vor ihr auftat, mit seinen schattigen, sauberen Straßen und unbegreiflichen Villen und Wohnhäusern, war so groß, daß sie beinahe eingeschüchtert, vielleicht sogar mit einem gewissen Respekt erfüllt war. Während der langen Überfahrt hatten sich die Ausgehungerten unentwegt ein Land ausgemalt, das dem Mythos entsprach, der sie hierhergetragen hatte. Jetzt, wo ihre Träume greifbar vor ihnen lagen, konnten viele kaum daran

glauben. Vorsichtig betasteten sie die Bäume, die betonierten Gehwege, die Haustüren und Gartenmauern, als könnte alles im nächsten Moment zerrinnen wie eine Fata Morgana.

Der Regen setzte jedem Zweifel ein Ende und machte das Traumbild greifbar. Es begann ein Ansturm auf die Häuser, Kirchen, Warenhäuser und Wohnbauten, auf alles, was irgendwie Schutz bieten konnte. Es gab keine Tür, die widerstanden hätte. In all dem Chaos ließen sich bereits erste Keime einer kommenden Hierarchie ausmachen. Wer etwa auf den Gedanken kam, Eisenstangen von einer Baustelle als Brecheisen zu verwenden oder Holzplanken als Rammbock einzusetzen, avancierte schnell zum Leitwolf. Stolz standen die Helden in den aufgebrochenen Türeingängen und ließen sich von der Menge bejubeln. In weniger als einer Stunde hatte jeder Unterschlupf gefunden. Eingezwängt, aber im Trockenen. Das war ein entscheidender Akt, der noch gefehlt hatte: die direkte und gezielte Besitzergreifung. Ohne den Regen hätte sich dieser Prozeß noch ziemlich in die Länge gezogen. Als er aufhörte und der abflauende Wind die letzten schwarzen Wolken verjagte, kamen sie alle wieder aus ihren Verstecken hervor. Nun waren sie überall: an den Türen und Fenstern, auf den Baikonen, Terrassen und Kirchentreppen. Schwarze Schwärme bevölkerten die Panoramafenster der Wohnhäuser, bis hinauf zu den höchsten Stockwerken. Über Straßen und Bäume hinweg, von einer Loggia zur anderen riefen die Leute einander zu. Ein einziges fröhliches Thema beherrschte die Unterhaltungen: »Jetzt haben wir’s geschafft! Jetzt sind wir da!«

Es ist nicht unsere Aufgabe, im Detail zu beschreiben, wie sich die Menschen vom Ganges und alle anderen Völker, die ihnen kurz darauf nachfolgten, in Frankreich niedergelassen haben. Man kann den Ablauf im ersten Kapitel der gängigen Geschichtsbücher über die sogenannte »Geburt der neuen Welt« nachlesen, wo er in der Regel als Musterbeispiel für kollektive Initiative und Organisation dargestellt wird. Über die nicht unerhebliche Rolle, die das Unwetter und der Regen gespielt haben, findet man allerdings kein Wort. Eine Sache muß noch erwähnt werden. Als sich der erste Freudentaumel gelegt hatte, wurde allen schnell klar, daß der besetzte Küstenstreifen auf die Dauer nicht genügend Platz bieten würde, selbst den Elenden nicht, die ein Zusammenleben auf engem Raum gewöhnt waren. Inzwischen hatten diejenigen, die in die obersten Stockwerke der Häuser gestiegen waren, die ganze Ausdehnung der Eroberung ins Blickfeld bekommen.

So weit das Auge reichte, bot sich ein Land, das ihnen als das schönste, reichste und einladendste der Welt erschien. Die Dichte der Ansiedlungen hatte der Natur nicht geschadet, sondern sie angenehm eingehegt. Der Anblick der vielen Dächer flößte Vertrauen ein. Weiter entfernt, am Fuß bewaldeter Hügel, entdeckten die entzückten Späher riesige Felder mit Bäumen, die blühten, grünten oder mit dicken Früchten behängen waren. Das war doch etwas ganz anderes als eine Wüste! Schnell verbreiteten sie die guten Nachrichten und klangen dabei wie Muezzine oder öffentliche Ausrufer. Die Neuigkeiten eilten von Mund zu Mund. In den Straßen, Gärten und öffentlichen Plätzen bildeten sich ganze Volksversammlungen, um über den weiteren Verlauf zu beraten. Betonen wir erneut, daß sich die Erweckung der besitzergreifenden Instinkte dem Regen und dem daraus folgenden Ansturm verdankte. Die erschöpfte Menge hatte mit anderen Worten ihre Moral zurückgewonnen. Eine eiserne Moral. Eine Eroberermoral. Diese Injektion wirkte so nachhaltig, daß sich mehr als Dreiviertel der Vitalsten und Unternehmungslustigsten entschlossen, weiterzumarschieren. Später stilisierten die Historiker diese spontane Bewegung zum Epos und gaben ihr einen heroischen Titel: »Die Eroberung des Nordens.«

Da geben wir ihnen durchaus recht, wenn auch mit gewissen Einschränkungen. Denn wir dürfen den ersten Flügel des Diptychons nicht vergessen: die Flucht nach Norden, den jämmerlichen Exodus der wahren Besitzer des Landes, ihre freiwillige Selbsterniedrigung, ihren widerlichen

Verzicht. Das Anti-Epos! Wenn man das Verhalten der beiden Menschenmassen vergleichend nebeneinander stellt, wird alles weitere glasklar…

44.

Der Sturm trieb nur wenige Wogen gegen den Strand, diese waren jedoch außergewöhnlich stark. Die erste genügte im wesentlichen, um die Flotte zu zerstören. Die folgenden erledigten nur noch den Rest. Ein gewaltiger Stoß von hinten ließ die Calcutta Star am ganzen Rumpf erbeben und machte sie unvermittelt wieder flott. Die Erschütterung weckte einen von der Menge zurückgelassenen, in weiße Lumpen gehüllten Mann, der am Fuß eines Schornsteins dahin döste. Ein harmloser, in Apathie versunkener Irrer. Der Monsignore, der katholische Bischof, der ehemalige Apostolische Präfekt vom Ganges öffnete die Augen. Auf der vom Regen gepeitschten Brücke sah er Rostflecken, die er noch nie wahrgenommen hatte, waren sie doch während der ganzen Reise von einer dicht nebeneinander liegenden Menschenmenge verdeckt worden. Das Schiff klang hohl wie ein leerer Sarg. Der Orkan verfing sich in den abgebrochenen Schornsteinen und spielte auf diesen Orgelpfeifen ein infernalisches Konzert, das von einem markerschütternden Knirschen kontrapunktiert wurde. Auf dem ganzen Schiff klapperten die Türen wie wild. Die Falltüren der Luken hoben sich senkrecht und fielen krachend wieder zu, als spielte der Wind auf der Tastatur eines ungeheuren Fagotts. Die Vielfalt der Geräusche und Stöße war unendlich. Die Spieren, Seile, Leitern, Netze, mit deren Hilfe sich die Massen abgesetzt hatten, hämmerten im Takt auf die Bordwände des Schiffs, als würden sie einen frenetischen Tanz aufführen, wie ein Trupp galoppierender Reiter auf einer Metallbrücke oder Hagel auf einem Blechdach, nur hundertmal stärker. Der Bischof preßte die Hände flach auf die Schläfen, so fest, daß es schmerzte, und hielt sich die Ohren zu. Gleichzeitig rief er: »Meine Kleinen! Meine Kleinen!« Zweifellos dachte er an die Kinder, die ihm im Schatten des Schornsteins zu essen und zu trinken gebracht hatten und denen er mit einem freundlichen Tätscheln der Wange oder mit einem Kreuzzeichen seines Daumens auf ihre Stirn dankte, seinem jeweiligen Geisteszustand entsprechend. Doch das Schiff war verlassen, ebenso wie alle andern Schiffe ringsum. Der Regen klatschte auf sein erstauntes Gesicht und ohrfeigte ihn mit jeder einzelnen Böe so hart, daß es ihm den Atem nahm. Keuchend rief er: »Meine Lieben! Meine Lieben!« Diesmal dachte er an die alten Frauen, die in der Nacht zu ihm gekrochen waren und deren Hände ihm das Paradies auf Erden bereitet hatten. Nun begriff er, daß er allein war und daß man ihn vergessen hatte. Weinend wie ein Kind ließ er die Arme kraftlos niedersinken und gab seine Ohren frei. Der Lärm streckte ihn nieder wie ein doppelter Boxerhaken.

Seine Ohnmacht dauerte nur wenige Sekunden. Als er wieder zu sich kam, war er auf allen Vieren, während sich das Deck zu neigen begann. Der Schock hatte Teile seines Verstandes wiederbelebt, aber das nützte ihm nicht mehr viel. Die Calcutta Star kippte unter dem Druck des Sturmes auf die Seite. Die Stümpfe der Schornsteine brachen ab und rollten ins Wasser. Die riesige Orgel verstummte. Der Galopp der Spieren auf dem Rumpf endete schlagartig und man vernahm nur noch das Rauschen des Meeres, das in das Schiff eingedrungen war und wie ein Wasserfall die Brücke überflutete. Er hörte sich murmeln: »Wir werden beide sterben, auch wenn wir auf gegenüberliegenden Seiten stehen, Herr Konsul.« Der Konsul antwortete ihm: »Im Namen Gottes scheiße ich auf Sie!« Zumindest bildete er sich ein, diese Worte zu hören. Als die Flut die Brücke überschwemmte und alles verwüstete, was vom Deckaufbau noch vorhanden war, wurde auch

er fortgerissen. Alles, was er im feuchten Nebel noch sehen konnte, waren Schatten von Hunden, die auf dem Schatten eines Kais in Kalkutta eine Blutlache aufleckten. Während er mit der Sturzflut rang, stieß er heftig gegen eine eiserne Winde, die noch standhielt. Eine blutig rote Hand wanderte

an seinen Augen vorbei. Da begriff er, daß er sterben würde und daß das Blut, das er sah, diesmal das seinige war. Eine lateinische Inschrift war nicht zu erkennen ...

Der Bischof vom Ganges war für einen kurzen Augenblick aus seiner geistigen Umnachtung erwacht. Er sagte nur noch: »Herr, Dein Wille geschehe!« Dann schlug sein Kopf auf der Reling des Schiffes auf, während sein Körper einen Augenblick zögerte, ehe er schließlich über Bord ins Meer kippte, das sich bereits beruhigte, »Wer seid Ihr?« fragte eine gutmütige Stimme, die sich Mühe gab, streng zu klingen. »Ich bin der Bischof vom Ganges.« »Hm! Hm!« ertönte die Stimme. »Nichts, worauf man stolz sein könnte. Habt Ihr im Sterben wenigstens Eure Sünden bereut?« »Ich glaube schon.« »Nun gut. Tretet ein, lieber Freund, tretet ein! Alles ist vergeben. Dorthin! Dorthin! Pedraton und Brunnifazius werden Euch den Weg zeigen ...«

Von der Flotte blieben nur ein paar zerfetzte Wrackteile übrig, die längs des Strandes verstreut lagen. Lediglich ein kleines Torpedoboot behielt eine halbwegs wiedererkennbare Form. Das herrschende Regime läßt es jeden Ostermontag mit weißen Bannern schmücken und dem Volk zur frommen Verehrung darbieten. Die Pilger kommen in Scharen angereist und defilieren schweigend an der Reliquie vorbei. Auch hier wurde die Geschichte verfälscht, indem Vergleiche mit Cortès gezogen wurden, der nach der Landung in Mexiko befohlen hatte, seine Flotte zu verbrennen. In dieser Fassung erschien der Mythos wie ein durchdachter und von allen Beteiligten bewußt durchgeführter Plan, hinter dem - wie bei Cortès - ein klarer politischer Wille gestanden haben soll. Die bejammernswerte Masse wurde damit zu einer Armee von Eroberern umgedeutet. Die Schuljungen sabbern vor Stolz, während sie das heldenhafte Torpedoboot bewundern. Ich aber weiß, daß es anders war. Ein paar lächerliche Minuten hätten genügt, und der Sturm hätte die Flotte mit einem Schlag samt ihren schwarzen Passagieren vernichtet. Ich weiß ebenso, daß Gott uns diese Minuten der Gnade nicht geschenkt hat. Diese kleine Verzögerung hatte übrigens noch eine weitere Konsequenz. Der Sturm war schon im Abflauen, als zwei Flugzeuge auftauchten, die auf dem Flugplatz der Côte d Azur landen wollten, auf Sicht, denn ihre Piloten hatten rasch erkannt, daß das Gelände völlig verlassen war. Der Kontrollturm schwieg, der Funkverkehr war tot, die Leitsignale waren erloschen, die Parkplätze leer. Sie beharrten trotz des schlechten Wetters auf ihrem Vorhaben. Beladen mit Lebensmitteln, Medikamenten und geistlichen Stoßtrupps, die zwischen Bergen von Kisten eingeklemmt waren, zogen die beiden Flugzeuge am schwarzen Himmel tapfer ihre Anflugkurven. Das erste dieser beiden Flugzeuge war weiß. Das andere grau. Wir sind diesen Musketieren der militanten Nächstenliebe, berühmt-berüchtigt an allen Ecken und Enden der Dritten Welt, bereits während der Heldentat von Säo Tomé begegnet: Das weiße Flugzeug des Vatikans, zum Ersten! Das graue Flugzeug des Ökumenischen Weltrates der protestantischen Kirchen, zum Zweiten!

Die fliegenden Pfarrer hatten wieder einmal dem gewundenen Pfad der Gerechtigkeit nicht widerstehen können. Wie immer waren die Hilfspakete nur ein Vorwand. Was wirklich zählte, war ihre symbolische Präsenz vor Ort: als erste die Schlüssel zum Abendland zu übergeben, das sie munter zu opfern bereit waren, auf daß die neue Welt geboren werde. Aber auch ein abziehender Zyklon kann sehr gefährlich werden.

Der Sturm holte zum letzten Schlag aus. Eine dicke, schwarze Wolke, von Blitzen durchzuckt, hüllte das kleine Geschwader ein. Die Lichter der Flugzeugkabinen erloschen, während gleichzeitig alle Nadeln der Bordinstrumente auf Null abfielen. In solchen Fällen gibt man Vollgas und jagt gen Himmel. Eingehüllt in Finsternis, taten die Piloten genau dies. Aber das Auge des Zyklons wachte wie ein riesiges Loch aus Luft in Form eines Schornsteins und ließ sie nicht entkommen. Die beiden

Flugzeuge zerschellten auf der Piste hintereinander weg, wobei sie artig ihre gewohnte Rangfolge bei der Ankunft einhielten. Das weiße, zum Ersten! Das graue, zum Zweiten! Explosion! Feuersbrunst! Es gab keine Zeugen - außer dem lächelnden Herrn Calguès an seinem leistungsstarken Fernrohr - und auch keine Überlebenden. Für die paar wenigen elenden Minuten, die Gott seinem Volk abgeschlagen hatte, hat er sich am Ende trotz allem entschädigt. Einige Historiker - allerdings nur eine kleine Minderheit - haben eine seltsame Hypothese aufgestellt. Danach habe sich Benedikt XVI. persönlich in dem weißen Flugzeug befunden und sei bei der Katastrophe umgekommen. Da man in den Trümmern der Maschine nichts als ausgebrannte Knochen gefunden hat und kein Gegenstand oder Kleidungsstück die Identifizierung einer Person ermöglichte, gibt es keinen Beweis, der diese Behauptung stützt. Andererseits hatte man seit dieser Zeit nichts mehr von Benedikt XVI. gehört. Es war, als ob er sich in den labyrinthischen Dachgeschossen des Vatikans in Luft aufgelöst hätte. Schon seit seiner Botschaft am Karfreitag, die ganz im Zeichen der universellen Nächstenliebe gestanden war, hatte er kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben. Angeblich soll er sich in seine Mansardenwohnung eingeschlossen haben, um dort zu beten. Jedenfalls ist er nie wieder aufgetaucht.

Immerhin hatte der impulsive Papst schon zuvor spontane Reisen dieser Art unternommen. Um die Glaubwürdigkeit wiederzugewinnen, die unter seinem zaghaften Vorgänger verloren gegangen war, hatte er schon dreimal das Kommando über sein weißes Flugzeug übernommen, um mitten auf einem Schlachtfeld zu landen. Namentlich in Namibia hatte sein spektakuläres Erscheinen den Fall von Windhoek herbeigeführt (wo sich übrigens auch Jean Orelle mächtig hervorgetan hatte). Dort hatte er demonstrativ den belagerten weißen Minderheiten den Rücken zugekehrt, indem er sich allein ins Niemandsland vor den Außenbezirken der Stadt begeben hatte, um die riesige schwarze Menge der Belagerer zu segnen. Gerechterweise muß man erwähnen, daß seine Anwesenheit die völlige Vernichtung der Besiegten verhinderte. Als er anläßlich des Generalstreiks der Bantus das letzte Mal nach Südafrika gereist war, hätte er es beinahe wieder einmal geschafft, seine Nummer abzuziehen. Animistische Bantus und progressive burische Studenten hatten den hoch verehrten Heiligen Vater jubelnd umringt. Ein Polizist, der wahrscheinlich strohdumm war, hatte der Eskapade in letzter Sekunde ein Ende bereitet. Er hatte den Papst bei den Schultern gepackt, ihn als Schutzschild vor sich hergehalten, rücksichtslos zu seinem Auto geschleift und das Auto zum Flug platz gebracht. Den tobenden Demonstranten hatte er zugerufen: »Wenn ihr mir den Weg versperrt, lege ich ihn um!« Die ganze Welt hatte vor Empörung gezittert. Wenn jetzt derselbe Papst tatsächlich zur Armada vom Ganges geflogen und dabei in seinem Flugzeug verbrannt sein sollte, würde es mich nicht besonders wundern. Um ehrlich zu sein, finde ich den Gedanken in vielerlei Hinsicht sogar ausgesprochen er heiternd!

45.

»Wollen wir ein Lied singen?« fragte der Oberst. Er hatte seine Banditenmaske abgenommen und sog mit der Miene eines befriedigten Feinschmeckers die frische Luft ein, die durch das Wagenfenster hereinströmte. Munter polterte der Lastwagen auf der kleinen, gewundenen Straße durch die Weinberge. Nach jeder Kurve rückte das erdfarbene Dorf oben auf dem Berg ein Stück näher. »Mein Gott, wie herrlich das riecht!« fuhr er fort. »Wir sind wieder unter uns. Alles ist gut. Also, was singen wir?«

»Wir wär’s mit der Marseillaise?«, schlug der Staatssekretär grinsend vor.

Die Armee im Inneren des Fahrzeugs prustete, hustete, wieherte und gackerte, was das Zeug hielt, als wäre zwischen den Husaren und dem Marinekommando ein Wettkampf im Gange, wer am lautesten lachen konnte. Man denke nicht, daß ihr Lachen gezwungen klang. Es war auch nicht bitter oder affektiert. Nein, es kam aus vollem Herzen und tiefster Seele. Vogelfrei, wie sie nun waren, hatten sie einen Heidenspaß.

»Ich wollte nur mal eben die Volksmoral testen«, sagte der Minister zum Oberst.

Sie schauten sich beide an und begannen erneut zu lachen.

»Gut! Vergessen wir die Marseillaise«, schloß Dragasès. »Herr Hauptmann, haben Sie eine bessere Idee?«

Er schlug »Le Boudin« vor - »Die >Blutwurst<«, die Hymne der Fremdenlegion: »Saudumm wie nur irgendwas, aber ansprechend. Und alle kennen den Text.«

»Die »Blutwurst««, überlegte der Oberst, »die »Blutwurst«... Warum nicht? Wir sind jetzt die fremdeste aller Fremdenlegionen. Allem und jedem sind wir fremd geworden. Also gut, dann die »Blutwurst« ... Halt! Irgendwie paßt sie doch nicht so recht. Man muß sie sich verdient haben, und »Helden von Camerone« waren wir heute nicht gerade. Vielleicht morgen, oben im Dorf ... Ich glaube, ich habe eine bessere Idee.« Er schaute mit listigen Augen in die Runde, ob ihm auch alle zuhören würden. Dann räusperte er sich und begann wie ein Tischsänger zu singen:

»Non, rien de rien,

Non, je ne regrette rien.

Ni le bien qu’on m’a fait,

Ni le mal, tout ça m’est bien égal!

Nichts, ich bereue nichts,

Nein, ich bereue nichts.

Nicht das Gute,

Nicht das Schlechte, das ist mir alles egal...

Nichts, ich bereue nichts,

Nein, ich bereue nichts.

Tralala, Tralala,

Heute pfeife ich auf die Vergangenheit!«
»Was halten Sie davon?« fragte er am Schluß. »Nicht schlecht, was? Das war einmal ein großer Hit. Ich weiß den Text nicht mehr genau, aber ungefähr so ging er. Kennen Sie es nicht?«

»Nein«, sagte der Hauptmann. »Was ist das für ein Lied?«

»Zeralda!«, erwiderte Dragasès. »Ich kenne es aus dem Truppenlager von Zeralda, in Algerien. Das erste Fallschirmjägerregiment war dort. Es war nach dem mißlungenen Putsch im Jahr 1961. Erinnern Sie sich noch an General Challe? Wahrscheinlich nicht. Ein Mann, der erkannt hatte, daß man mit einer Daunendecke keinen Krieg führen kann. Damit meinte er die französische Armee. Die war damals schon weich, windelweich. Die alten Veteranen haben es gesungen, als sie im Lastwagen das Lager verließen, kurz nachdem das Regiment aufgelöst worden war. Das war ein schreckliches Gejohle!«

»Zwölfstimmig?«, fragte der Staatssekretär.

»Was wollen Sie wetten, daß wir mit zwölf Stimmen einen Höllenlärm machen können?«

»Oh, ich bin bereit. Sie können auf die Stimme der Regierung zählen, Herr Oberst. Sie singt wie üblich falsch, aber diesmal wenigstens aus vollem Herzen.«

Sie brüllten wie die Verdammten. Ihre Stirnadern waren dem Platzen nahe, die Hälse geschwollen und die Gesichter scharlachrot. Sie waren lauter als eine siegreiche katholische Armee, die in einer Kathedrale das Te Deum schmettert. Der Wagen schlingerte an den Kurven wie verrückt und bretterte oft ungeachtet der Straßenbiegungen geradeaus weiter, wobei seine Doppelreifen immer wieder fröhlich quietschend bis an den Rand der Abhänge rutschten. Der Husar am Steuer bewegte das Lenkrad im Takt der Melodie und gestikulierte dabei wie ein Schmierendarsteller, der sich die Lunge aus dem Leib brüllt, während er irgendein idiotisches Lied zum besten gibt. Der Hauptmann des Marinekommandos trommelte mit seinen Fäusten auf dem Armaturenbrett herum. Bei der Stelle »Nichts, ich bereue nichts« zitterte der Boden des Lastwagens unter den Stößen der Gewehrkolben. Wollte man die tieferen Gefühle dieser Schreihälse analysieren, stieße man zuerst auf ihr rauschhaftes Gemeinschaftserlebnis. Der Stamm, endlich vollzählig versammelt, feiert seine Einigkeit. So gering seine Zahl auch ist, er pfeift auf den Rest der Welt. Man würde jedoch auch eine Art unterschwelliger Angst entdecken, wie bei einem Kind, das nachts auf dem Heimweg lauthals zu plärren beginnt, um zu vergessen, daß es allein ist, oder wie der einsame Schiffbrüchige in seinem Boot, der irgend etwas -egal was - zu summen beginnt, um sich am Leben zu erhalten. So ähnlich war es teilweise auch hier. Die jungen Husaren blickten im Vorbeifahren auf die Bäume und die Felder, doch nirgends war auch nur ein einziger Vogel zu sehen. Selbst die diebischen Elstern und Raben waren geflohen. Die mit Brettern vernagelten Fensterläden der Winzerhäuser zeugten von einer großen Furcht vor kommenden Katastrophen. Es fehlten nur noch die schwarzen Kreuze, mit denen man einst die Wohnungen der Pestkranken gekennzeichnet hatte. Die Sonne glühte hart und unbarmherzig über der verlassenen Landschaft. Nicht anders muß sie auf die beiden amerikanischen Astronauten Johnson und White gewirkt haben, als diese vor ein paar Jahren auf dem Mond abgestürzt waren. Auf ihren Fersen hockend, starrten sie in das ferne, brennende Gestirn und warteten neben den Trümmern ihres zerstörten Raumschiffs auf den Tod.

»Scheiße!« sagte der Fahrer plötzlich. »Das darf doch nicht wahr sein! Ein Typ! Fast hätte ich ihn überfahren.« Sofort waren alle still. Robinson hat Spuren von Freitag entdeckt. Der Mond ist bewohnt. Sechs Räder bremsen. Kontrolliertes Schleudern, Aufheulen des Getriebes, Rückwärtsgang. Ein Typ? Sie streckten alle auf der gleichen Seite die Köpfe hinaus. Freund? Feind? Dragasès nahm seine Maschinenpistole in die Hand. Da war tatsächlich ein Kerl, der am

Straßenrand stand und bizarrerweise mit dem Daumen das Zeichen der Autostopper machte. Zweifellos genoß er die Komik der Situation, denn er grinste dabei von einem Ohr zum anderen. Er war weiß und hatte ein offenes Gesicht, war aber wie ein Vagabund gekleidet. Irgendwie kam er ihnen bekannt vor ...

»Nehmen Sie mich mit, Herr Oberst?« fragte er in einem Ton, als ob sich die Antwort von selbst verstehe.

»Und wohin soll es zu dieser frühen Morgenstunde gehen, mein wackerer Freund?« antwortete der Oberst, der sich auf das Spiel einließ.

»Nun, da ich Sie gesucht und nunmehr gefunden habe, werden meine weiteren Wünsche einfach zu erfüllen sein. Ich gehe, wohin Sie gehen. Vorausgesetzt, daß Sie Oberst Konstantin Dragasès sind, der Generalstabschef der Armee und Oberbefehlshaber der Sicherheitskräfte im Süden?«

Seine ironische Feierlichkeit, mit der er sich über die Welt lustig zu machen schien, gefiel den anderen sofort. Offenbar war ein weiterer boshafter Komplize zu ihnen gestoßen. Inzwischen hatten ihn alle wiedererkannt, trotz des Bartes, der sein Gesicht verdeckte. Ein ganzseitiges Foto in einer Zeitung vergißt man nicht so leicht, besonders, wenn es mit wüsten Beschimpfungen verziert wird.

Dragasès griff den hochtrabend-offiziösen Gestus auf: »Herr Minister, ich habe die Ehre, Ihnen Herrn Kapitän Loukas Notaras vorzustellen, seines Zeichens griechischer Staatsbürger und Kommandant des Frachtschiffs Insel Naxos. Sie erinnern sich doch?«

»Der >Schlächter mit den bluttriefenden Händen<«, ergänzte Notaras mit einem bescheidenen Lächeln. »Das Frachtschiff des Todes«. Der »Völkermord auf den Lakkadiven.««

»Aber natürlich«, sagte der Minister. »Hübsche Ehrentitelsammlung. Meinen Glückwunsch. Auch ich habe meine Klassiker gelesen: »Wir werden nie Notaras sein!« und all die anderen Schlager. Man möchte meinen, es seien seither schon hundert Jahre vergangen. Waren Sie nicht im Gefängnis?«

»Im Zentralgefängnis von Aix, Herr Minister. Aber am Samstag waren die Wächter plötzlich verschwunden. Und die Türen standen sperrangelweit offen! Also wollte ich dem

Kanonendonner entgegengehen. Als ich ankam, gab es allerdings keine Kanonen. Ich hatte es vermutet. Von oben habe ich Sie und Ihren Lastwagen gesehen. Schwein gehabt, dachte ich mir, die werden mich mitnehmen.«

»Na dann! Steigen Sie auf!« sagte der Staatssekretär belustigt. »Ich weiß zwar nicht, ob ich als Gauleiter von Südfrankreich überhaupt dazu befugt bin, aber aufgrund der besonderen Umstände sind Sie hiermit begnadigt. Wie gefällt Ihnen das, Herr Marineminister?«

»Haben Sie denn eine Marine, Herr Minister?«

Perret schaute sich suchend um, wie einer, der etwas verloren hat. »Offenbar nicht mehr. Aber das ist nicht so wichtig. Der Oberst hat auch keine Armee mehr. Oder so gut wie keine. Und ich habe kein Staatsgebiet mehr. Erst jetzt bekommen diese Dinge so richtig einen Sinn.«

»Ich glaube, ich habe verstanden«, sagte Notaras. »Erlauben Sie mir, an Ihrem Spiel teilzunehmen?«

Mit kumpelhaftem Schulterklopfen wurde er in den Stamm aufgenommen, und er mußte all die großen Hände drücken, die sich ihm entgegenstreckten. Nachdem er feierlich zum Ehrenhusar von Chamborant und gleich noch zum Marinekommandanten honoris causa ernannt worden war, stieg er zu den Zwölf auf den Lastwagen. Eine verschworene Bande, die sich gemeinsam ins Abenteuer stürzte! So unkompliziert ist das manchmal...

Am Dorfeingang stiegen sie ab. Dragasès teilte seine kleine Mannschaft in zwei Gruppen ein. Die eine blieb beim Lastwagen und erhielt den Namen »Kommandobasis«, was die Moral hob und eine ausgesprochene Heiterkeit auslöste. Die Leitung übernahm der Hauptmann. Das dazugehörige Maschinengewehr brachte man an einem kleinen Erdhügel in Stellung. Denn wie es der Zufall in einem Anfall von Unlogik so wollte, befand sich die optimale Position, um in alle Richtungen zu feuern, am Fuß eines Kalvarienbergs aus dem 16. Jahrhundert. Die andere Gruppe, »mobile Kolonne« genannt, in der sich Notaras, Jean Perret und der Oberst befanden, wurde als »Zange« in zwei Linien zu je drei Mann eingeteilt. Sie mußten in einer Schützenreihe ausschwärmen und nach Manier der Stadtguerilla das Dorf auskundschaften. Sie bewegten sich mit kleinen Sprüngen vorwärts, wie man es aus dem Kino kennt, nach der Methode: ich decke dich - du springst, du deckst mich - ich springe. So ging es voran, bis sie an einer kleinen Treppe mit fünf Stufen angelangt waren, die zu einer Terrasse hinauf führten. Gerade als sie zu der Überzeugung gelangt waren, daß sich, wie vermutet, keine Menschenseele mehr in diesem Dorf befand, ertönte über ihren Köpfen eine spöttische Stimme.

»Was soll denn das sein, ein Manöver? Sieht von hier oben sehr interessant aus, ist allerdings völlig überflüssig. Außer mir werden Sie hier niemanden mehr finden.«

Als Dragasès aufblickte, sah er einen alten Herrn mit weißen Haaren, der eine Leinen jacke und eine rotgetüpfelte Krawatte trug. Er lehnte lässig am Balkongeländer, als wäre heute ein ganz normaler Frühlingstag und als wolle er bloß ein bißchen frische Luft schöpfen.

»Wer sind Sie?« fragte der Oberst.

»Calguès, pensionierter Professor für französische Literatur.«

»Und was zum Teufel machen Sie hier?«

Der Professor machte ein ehrlich erstauntes Gesicht. Er war sogar ein wenig beleidigt, daß man ihm eine solche Frage überhaupt stellte. »Ganz einfach: ich bin hier zu Hause, Herr Oberst.«

»Ganz einfach! Ganz einfach! Sie werden mir doch nicht einreden wollen, daß Sie nicht mitbekommen hätten, was los ist.«

»Oh, ich weiß Bescheid. Ich habe alles gesehen«, sagte der alte Herr. Er deutete auf ein Fernrohr, das neben ihm auf einem Stativ stand.

»Und da können Sie so ruhig bleiben?«

»Es gefällt mir hier. Es ist schön bei mir zuhause. Warum sollte ich Weggehen? In meinem Alter mag man keine Veränderungen.«

Dies alles sagte er mit einem ironischen Unterton, ähnlich wie vorher Notaras, aber mit größerer Finesse. Der Oberst konnte es nicht fassen. Dieser alte Herr war wie eine Prise frischer Luft!

»Das ist ein sehr gutes Fernrohr«, fuhr der alte Herr fort. »Es vergrößert siebenfach. Heute morgen um sechs haben Sie im Garten Ihrer Villa eine Handbewegung gemacht: Sie haben auf mich und mein Dorf gedeutet. Ich habe sofort verstanden. Später, als Sie in Ihren Lastwagen stiegen, habe ich Sie gezählt. Zwölf.«

»Dreizehn«, verbesserte der Oberst. »Seit der letzten Kurve. Und jetzt - vierzehn«, fügte er lächelnd hinzu.

»Zwölf oder vierzehn, das spielt keine Rolle. Es ist genug für alle da. Haben Sie Hunger? Oder Durst?«

»Hunger? Durst? Meinen Sie das ernst?«

Der Alte verbeugte sich auf komödiantische Weise, als wäre er ein Edelmann, der mit ausladender Geste einen imaginären gefiederten Hut zieht. »Herr Minister, Herr Oberst: das Frühstück steht bereit.«

Auf der Treppe gab es einen mordsmäßigen Ansturm. Jungs! Die Schule ist aus! Jetzt ist Pause, und zwar für immer! An dem Türchen, das zur Terrasse führte, blieben sie mit offenen Mündern stehen. Ein »Frühstück«? Der alte Herr hatte wohl einen Hang zur Untertreibung! Auf einem großen langen Tisch, der mit einer karierten Decke geschmückt war, standen Pyramiden von exquisit zubereiteten Sandwiches, feine rote Schinkenschnittchen auf riesigen Platten, Schalen, gefüllt mit dunklen Oliven; verschiedene Teller mit Gurken, Essigzwiebeln und Tomaten, hartgekochte Eier in Scheiben, in Rosettenform aufgelegte Sardellen; feingeschnittener Ziegenkäse, Wurstsorten aller Art, Gänseleber in Terrinen aus Sandstein; massenweise entkorkte Flaschen, die überall im Raum verteilt waren; dazu ein Tablett mit Gläsern, außerdem Zigaretten, Zigarren, Streichhölzer und in einer Ecke ein alter Cognac, umgeben von bauchigen Schwenkern.

»Sind... sind Sie wirklich allein hier?« stotterte der Oberst, der als erster die Sprache wiederfand.

»Ich habe immer schon gern Buffets hergerichtet. Ich finde den Anblick so schön. Um fünf nach sechs habe ich Sie unten abfahren gesehen. Ich habe mich dann sofort an die Arbeit gemacht. Sie werden hoffentlich entschuldigen, daß noch zwei oder drei Sachen fehlen. Ich wollte noch Schlagsahne machen, aber Sie sind früher angekommen, als ich dachte. Jetzt kann ich Ihnen leider keine Süßspeise anbieten ...«

»Verdammt noch mal!« rief der Oberst plötzlich aus. »Was ist denn das?«

Er zeigte auf einen jungen Mann, der mit gespreizten Beinen und herunterhängendem Kopf zusammengesackt in einer Ecke lag. Die bis zum Boden reichende Tischdecke hatte ihn bislang ihrem Blick entzogen. Er hatte lange, schmutzige Haare, trug Jeans und abgenutzte Turnschuhe. Er

bewegte sich nicht. Ein roter Fleck um ein kleines Loch auf seiner Brust ließ keinen Zweifel an seinem Gesundheitszustand aufkommen.

»Waren Sie das?« fragte der Oberst.

Der Alte nickte. »Ja. Ich konnte sein Geschwätz nicht mehr ertragen. In jedem anständigen Krieg braucht man ein paar Tote, auch in einem verlorenen. Ich habe im Grunde nichts anderes getan als Sie dort unten. Das war sozusagen mein eigener kleiner Krieg. Ohne Illusionen, nur zu meinem Vergnügen. Das ist ja witzig!«, sagte er und betrachtete die Leiche. »Ich hatte ihn schon völlig vergessen.«

»Wann ist das passiert?«

»Gestern abend.«

»Er muß weg, bevor er anfängt, zu stinken«, sagte der Oberst trocken. »Wir werden das für Sie erledigen.« Das war die ganze Grabrede für den jungen Mann.

»Und jetzt zu Tisch!« rief der Minister aus. »Herr Calguès, ich trinke auf das Wohl des Dorfes.« Und er fügte im gestellt seriösen Tonfall hinzu: »Oder vielmehr: Herr Kulturminister! Wie gefällt Ihnen das?«

»Vergessen wir unsere >Kommandobasis< nicht«, warf der Oberst ein. Er wandte sich an einen Soldaten des Marinekommandos. »Sie! Wenn Sie schon Ihr Horn gerettet haben, dann blasen Sie das Signal zum Essen fassen. Das wird die Jungs vor Überraschung umhauen!«

Der Text, den die französischen Soldaten traditionellerweise mit dieser Melodie assoziieren, lautet übrigens: »Noch ist der Fraß keine Scheiße, wird aber bald dazu werden!« Daran anschließend könnte man beinah auf den Gedanken kommen, daß das Trompetensignal, das nun unter dem abendländischen Himmel erscholl, auch einen gewissen prophetischen Aspekt hatte.

46.

Frankreich hat nachgegeben. Was nicht wieder gut gemacht werden kann, ist eingetreten. Von nun an gibt es kein Zurück mehr. Nichts wird wieder so, wie es früher war. Allenfalls wird es hie und da ein paar lokal beschränkte Kompromisse geben, soweit es die herrschende Moral zuläßt. Der Rest der Welt, der bislang den Atem angehalten hat, wird die Folgen hinnehmen müssen und daraus seine Lehre oder seinen Profit ziehen, je nachdem, auf welcher Seite er steht. Ehrlich gesagt, habe ich keine Lust, ein vollständiges Panoramabild unseres Planeten an seinem damaligen Siedepunkt zu zeichnen. Der zeitliche Abstand ist noch nicht sehr groß, und die Fakten würden Bände füllen. Wozu eine solche Fleißarbeit? Dieser Bericht hat mich viele Tränen gekostet, trotz der Komik, die immer wieder die Tragik der Ereignisse überdeckte (das war doch alles sehr komisch, nicht wahr?). Sollte ich die Kraft finden, ihm noch ein paar Kapitel hinzuzufügen, so möchte ich sie für das kleine Dorf auf dem Berg aufsparen, denn dort ist mein Herz geblieben. Ich könnte höchstens noch in groben Zügen die Schlußfolgerungen aus einigen wesentlichen, unseren Bericht erhellenden Szenen skizzieren. (Mein Gott! Habe ich mich denn verständlich machen können? Ist meine Darstellung dem unerbittlichen Ablauf dieser Erniedrigung gerecht geworden?) Aus einigen Kapiteln sind noch ein paar lose Fäden übriggeblieben. Ich habe sie dort gewissermaßen wie Zeitbomben plaziert.

Nun, diese Bomben sind überall gleichzeitig explodiert. An den Ufern des Limpopo, in Paris, London, New York … Das aufgeklärte Frankreich ging freiwillig in die Knie. Keine Regierung wird es mehr wagen, im Alleingang einen Genozid anzuordnen. Im Central Park stieg die schwarze Flut: vierundzwanzig Stockwerke in einer Stunde. »Black is beautiful! Alle Maden sind weiß!« Es war wie in dem Gedicht dieses Poeten aus Harlem: Man hörte »nichts als das Geräusch des Speers, gestoßen ins Mark der Unterdrücker.« Im fünfundzwanzigsten Stockwerk sinnt Doktor Norman Haller über den Wandel der Zeiten nach. Nur zwei Stockwerke trennen die Vergangenheit von der Zukunft. Die Stimme des Bürgermeisters von New York am Telefon klingt beinahe erleichtert. »Ich habe Glück gehabt, Norman. Es sind drei Familien aus Harlem. Großartige Kinder. Sie haben nicht einmal vor mir ausgespuckt. Eines habe ich gerade auf den Knien. Es spielt mit meinem Revolver. Natürlich habe ich vorher das Magazin herausgenommen! Norman, was hätten wir denn sonst tun sollen...?«

In der Downing Street Nummer 10 wird verhandelt. Das Non-European Commonwealth Committee hat London in seinen Besitz genommen. In der allerhöflichsten Form, versteht sich. Es handelte sich um eine simple Frage der Statistik. Man verglich einfach die Zahlen miteinander. Shocking! Wie leichtsinnig wir doch waren! Wer hätte gedacht, daß es schon so viele sind...? Für Südafrika interessierte sich klarerweise niemand mehr. Selbst der Haß, den es normalerweise auf aller Welt hervorrief, war überflüssig geworden. Wie das Ufer unter den Wassern des übertretenden Limpopo, so verschwand Südafrika als weiße Nation von der Karte. Der einzige Trost war, daß auch seine westlichen Standesgenossen, die es so lange verachtet hatten, von derselben Flut verschlungen wurden. All die erstickenden Häfen der Dritten Welt, von Manila über Jakarta und Karatschi bis Conakry und erneut Kalkutta, machten sich Luft, indem sie weitere Armaden nach Australien, Neuseeland und Europa entließen. Die große Völkerwanderung entrollte ihren Teppich. Nicht gerade zum ersten Mal, wie uns die Vergangenheit der Menschheit zeigt. Andere, penibel erforschte Kulturen, deren Überreste man in unseren Museen studieren kann, haben das gleiche Schicksal erlitten. Aber der Mensch hört nur selten auf die Lehren der Geschichte ...

Noch eine letzte beispielhafte Anekdote, für alle, die es interessiert: der Fall des französischen Riesendampfers Normandie aus Manila, dessen Mannschaft es leid war, »den Lakaien für die privilegierten parasitären Klassen zu spielen«, um es im Jargon der gängigen gewerkschaftlichen Proklamationen zu sagen. Als Akt des Widerstandes hatten sie fünftausend philippinische Jammergestalten an Bord aufgenommen. Leider, leider kam die Euphorie der Brüderlichkeit über die Hürde der ersten Nacht nicht hinaus. Um ein karitatives Bankett erfolgreich durchzuführen, bedarf es mindestens der langjährigen Erfahrung der Heilsarmee. Eine gewisse Zurückhaltung beim Geben und eine entsprechende Disziplin der Bedürftigen beim Empfangen der Gaben müssen sich die Waage halten, wenn das Ventil der Nächstenliebe keinen Schaden nehmen soll. Es war eine Katastrophe. Nicht, daß die Vorräte an Bord nicht ausgereicht hätten, um alle satt zu machen. Das hieße, unserer wackeren, inzwischen von uns gegangenen Kreuzfahrtlinie Unrecht zu tun! Aber als die Filipinos aus den Slums von Manila auf einem Deck nach dem anderen wahre Exzesse an opulenten Buffets entdeckten, stürzten sie sich wie Verrückte auf die riesigen Tische. Und dann? Sie aßen und tranken, was sonst! Genauer gesagt, plünderten sie wie die Heuschrecken, was von vornherein ihre Absicht gewesen war. Nach den Buffets kamen die Küchen dran. Und nach den Küchen die Vorratskammern und Keller. Sogar die Gefrierräume wurden gewaltsam aufgebrochen. Das ganze Schiff wurde buchstäblich auseinandergenommen. Es sah aus, als wäre ein Tornado hinübergefegt. Die Laufstege waren übersät mit zerbrochenem Geschirr, die eleganten Kabinen in Drecklöcher verwandelt, die lackierten Wandvertäfelungen der Salons, der Stolz der Normandie,

beschädigt und verschmutzt. Hören wir uns den Kommentar des Barkellners aus der ersten Klasse an, kurz bevor er seinen Job an den Nagel hing und mit einem Messer im Rücken das Zeitliche segnete: »Gebt mir die Reichen wieder! Wenn diese kotzen müssen, rennen sie wenigstens rechtzeitig auf die Toilette!« Tja, daran hätten wir eben früher denken müssen ...

Aber kommen wir zum Ernst der Sache zurück. Merkwürdigerweise kann ich dieses Wort »Ernst« nicht niederschreiben, ohne dabei schmunzeln zu müssen, trotz all der verheerenden Dinge, die sich dahinter verbergen. »Ernst«! Um Himmels willen! Gab es denn in diesem Spektakel irgendetwas, das man wirklich ernst nehmen konnte?

Man sehe sich nur an, auf welche Weise die Welt über die französische Funkwelle von der Landung und Frankreichs passivem Verhalten erfuhr: Wir erinnern uns, daß Boris Vilsberg in der Nacht zum Ostermontag einer aufgeputschten Masse gegenüberstand, die den großen Studioraum des französischen Rundfunks bis an die Decke gefüllt hatte, so daß man kaum atmen konnte. Der letzte verständliche Satz , den er noch sagen konnte und der noch gehört wurde, war: »Mein Gott, öffnet das Fenster, sonst fallen wir um wie die Fliegen!« Dieser Satz ging über den Äther und gab den Ton der Sen dung an. Vilsberg hatte seinen Platz vor einem der Mikrophone am großen runden Tisch eingenommen. Neben ihm saß Pater Hamei. Tapfer versuchte er, der Lage Herr zu wer den und das Heft in der Hand zu behalten. Er gab der Regiekabine ein Zeichen, woraufhin die Erkennungsmelodie seiner Sendung gespielt wurde. Ein zitternder Sprecher kündigte ihn wie üblich an: »Hier ist Boris Vilsberg mit seinem Kommentar zur Lage ...!« Mehr brauchte der Unglücksrabe nicht zu sagen. Ein Riesenradau brach aus. Keiner verstand mehr den anderen. Von allen Seiten Geschrei: »Boris Vilsberg kommentiert überhaupt nichts mehr! Von nun an kommentiert nur noch das hungernde Volk!« Ein Verbalsektierer nach dem anderen versuchte, ein Mikrophon an sich zu reißen. Da es nicht mehr als zehn davon gab, und auf jedes ungefähr ein halbes Dutzend übergeschnappter, brüllender Möchtegernredner kam, kann man sich das Ergebnis wohl gut vorstellen.

Zur gleichen Zeit sitzen am anderen Ende von Paris Marcel und Josiane vor ihrem Radio. Sie sehen sich schweigend an. Beide haben verstanden. Josiane sagt: »Geh lieber gleich zu ihnen. Je früher, um so besser für uns.« Schwerfällig steht Marcel auf und betrachtet seufzend seine auf vierundzwanzig Monatsraten laufende Wohnungseinrichtung, Marke Levitan (»Möbel, die ewig halten!«). Dann öffnet er die Tür und sagt zu dem dunkelhäutigen Kind, das im Treppenflur lauert: »Führ mich zu deinem Papa.« Im fünften Stockwerk, wo in zwei Zimmern die achtköpfige Familie des Herrn Ali wohnt, darunter seine alte Mutter und fünf Kinder, bringt er es fertig, die Hand auszustrecken und so ehrlich wie nur menschenmöglich die unglaublichen Worte zu sagen: »Da bin ich, Herr Ali. Meine Frau und ich haben nachgedacht. Es ist einfach nicht fair. Sie können auf die Dauer nicht in dieser engen kleinen Wohnung bleiben. Wir sind nur zu zweit. Für uns beide würde sie vollauf genügen, und Sie und Ihre Familie hätten bei uns viel mehr Platz. Nein, Sie brauchen mir nicht zu danken. Das ist doch selbstverständlich. Wir müssen uns heutzutage alle gegenseitig unter die Arme greifen, nicht wahr? Ihre Kinder sind übrigens ganz entzückend! Und so höflich!« Zugeschlagen, verkauft! Na also, es geht doch! Ganz ohne persönlichen oder juristischen Druck. Und da gibt es immer noch Leute, die behaupten, daß der Mensch des Menschen Wolfsei...

Was aus Boris Vilsberg geworden ist, weiß niemand. Manche behaupten, er habe sich auf eine landwirtschaftliche Kommune zurückgezogen, wo er gelernt hat, zu schweigen und mit seinen Händen zu arbeiten. Vielleicht hatte sein Abtauchen ähnliche Gründe, wie jenes des Direktors von La Grenouille. Dieser zeichnete eines Tages einen Cartoon, auf dem man einen höchst verlegenen

Weißen und einen fröhlich grinsenden Schwarzen vor einem ausgebreiteten Damebrett sah. In der Sprechblase des Schwarzen stand: »Du nimmst die schwarzen und ich die weißen Damen. Klar?« Er hatte kaum den letzten Strich gemacht, als ihm die Erkenntnis dämmerte, daß man ihn für die Publikation dieser Zeichnung auf der Stelle lynchen würde. Darüber wurde er so traurig, daß sein Gesicht den herzzerreißenden Ausdruck eines sterbenden Clowns bekam. Er ging durch seine Büroräume, drückte jedem zum Abschied höflich die Hand und sagte dabei: »Macht ohne mich weiter, wenn ihr könnt, wenn ihr könnt...«

Ich sehe nun die Zusammensetzung der multirassischen Volksversammlung dieser neuen Pariser Kommune vor mir, die am Ostermontag um drei Uhr nachmittags in der Arbeiterbörse zusammenkam. Es waren nur wenige staatstragende Köpfe von weißer Hautfarbe da, aber sie genügten, um dem Ganzen eine Aura von professioneller Kompetenz zu verleihen und die Menschen guten Willens zu spielen: der Polizeipräfekt, zwei oder drei Minister und einige hohe Beamte. Es waren genau diejenigen, von denen der Präsident vierundzwanzig Stunden zuvor gesagt hatte, daß sie sich bereits »auf den Umbruch vorbereiten und nach allen Seiten ihre Fühler ausstrecken« würden, um »unter der Hand eine provisorische Regierung« zu bilden. Unter ihnen befand sich ein einziger General, ein zwielichtiger Kerl namens Le Grabe, von dem man nur wußte, daß er antikolonialistische Sympathien hegte und in früheren Zeiten, als junger Offizier im Dienst einer afrikanischen Regierung, auf Franzosen hatte schießen lassen. Nun zu den »Seiten«, nach denen diese Herren ihre Fühler ausgestreckt hatten. Ihre Vertreter waren in erklecklicher Anzahl vorhanden: Allen voran die geistig-moralischen Autoritäten, die über die Trümmer schritten wie Fakire über eine Kohlenglut. Natürlich war auch der Großmufti mit von der Partie. Das war nur recht und billig. Vertrat er nicht mehr als sechs Millionen maghrebinische und schwarzafrikanische Muslime, die bereits dauerhaft in Frankreich lebten? Er wurde später von der ersten provisorischen Regierung mit der Leitung des »Dezernats für allgemeine Gleichstellung« beauftragt, eine Art Umweltministerium, das gegen die rassistische Verschmutzung der menschlichen Natur kämpfte. Sodann der unvermeidliche Erzbischof von Paris, der in all seinem guten Willen geradezu rührend war. Er umarmte öffentlich den mit einem großen, weißen Burnus bekleideten Mufti, der wie immer undurchschaubar blieb. Er schenkte ihm dreißig Kirchen, die in Moscheen verwandelt werden sollten. Das war einer der bewegendsten Augenblicke des Tages. Ferner die Vor sitzenden verschiedener humanitärer Organisationen, mit Ausnahme des lautstärksten unter ihnen, der in die Schweiz gereist war, angeblich »um gleichgesinnte westliche Kollegen zu Rate zu ziehen«. Sogar der Großrabbiner war da, der von demselben Antirassismus übermannt wurde, der später das Schicksal Israels besiegeln sollte. Dann der Botschafter vom Ganges, begleitet von Kollegen aus Indien, Bangladesch und Pakistan. Sie wurden wie siegreiche Feldherren gefeiert. Zu ihnen gesellten sich diverse weitere Botschafter aus der Dritten Welt, die auffallend laut redeten, voller Stolz auf all die Flotten, die in diesem Moment in See stachen. Ausnahmslos jeder Mund sonderte brüderliches Gesabber ab. Die Weißen entschuldigten sich beinahe dafür, daß sie so schlechte Gastgeber waren. In der Nacht vom 4. August wurden die Rassenschranken offiziell aufgehoben. Das Lamm und der Löwe schworen, sich nie mehr zu trennen. Den Abschluß der Reihe bildete das zeitgenössische Äquivalent des Dritten Standes, der drei Viertel der Versammlung ausmachte und für den nötigen Druck der Massen sorgte.

Ich muß an dieser Stelle die Anwesenheit einer beträchtlichen Anzahl weißer Frauen hervorheben, die jedoch, wie Elise, allesamt mit Männern einer anderen Rasse verheiratet waren. Ihre Reden wurden mit Begeisterung aufgenommen, abgesehen von einigen Weißen, bei denen sich ein gewisses Unbehagen bemerkbar machte, als sie begriffen, daß diese Frauen den Tod ihrer Rasse symbolisierten. Einige Jahre zuvor hatte Ralph Ginzburg, ein bekannter amerikanischer Publizist, in

seinem Magazin Eros ein damals vieldiskutiertes Foto veröffentlicht. Auf dem weißen Bauch einer Frau, knapp unterhalb ihrer nackten Brüste, waren ruhig ineinander verschlungene Hände zu sehen, eine männliche schwarze Hand und eine weibliche weiße. Der dazugehörige Text lautete: »Schon bald wird dieses Paar als Vorreiter einer neuen, aufgeklärten Zeit ohne Vorurteile gelten, in der es nur noch eine einzige Rasse, die menschliche Rasse, geben wird.« Genau darum ging es auch in dieser Versammlung. Man hing mit beinahe religiöser Ergriffenheit an den Lippen der Rednerinnen, denn sie sprachen im Namen des Todes. Nur eine weiße Frau kann ein weißes Kind zur Welt bringen. Wenn sie sich weigert, ein solches zu bekommen, weil sie nichtweiße Partner vorzieht, dann werden die genetischen Folgen nicht lange auf sich warten lassen. (In der ersten provisorischen Regierung wurde Elise übrigens zur Ministerin für Bevölkerungspolitik ernannt.)

Es gab auch einige pittoreske Figuren, die inmitten der allgemeinen Panik und der Auflösung der Ordnungskräfte ihre eigenen kleinen Barrikaden errichtet hatten, die sie lautstark bewarben. Keine »Befreiung« ohne die überflüssige Verstärkung durch diese wendigen Exhibitionisten: etwa Leo Béon, Pater Hamei, Dom Vincent Laréole und andere. Sie standen im Mittelpunkt eines Haufens von Selbstdarstellern aller Art und aller Genres. Sie schlugen noch einigen Radau, fielen aber schon nicht mehr ins Gewicht. Denn ihnen gegenüber stand die breite Masse, die wirklich zählte: dunkle Bataillone aus der Dritten Welt von Paris. Ich muß mich etwas verspätet korrigieren: Als ich vorhin sagte, es hätte in diesem Spektakel nichts gegeben, das man wirklich ernst nehmen konnte, dann habe ich gewiß nicht an diese gedacht. Alle sind sie versammelt: der »Chef« des Rattenvolkes samt seinen weißen Beratern (vom Straßenpriester bis zum harten Verfechter des Klassenkampfes); der »einäugige Kadi« und sein Stab; all die unzähligen kräuselhaarigen, dunkelhäutigen, verachteten Gespenster; die Ameisenarbeiter des weißen Wohlstands, die Putzer, die Kellerlochbewohner, die Stinkenden, die Gekrümmten, die lungenkranken Huster, die Frauenlosen, die Austauschbaren, die Geopferten und die Unentbehrlichen. Sie reden nicht viel. Sie haben jetzt die Macht. Von nun an wissen sie es. Sie werden es nie wieder vergessen. Wenn sie nicht einverstanden sind, knurren sie einfach, und bald werden sich alle Debatten nach diesem Knurren richten. Denn wohlverstanden, wir sprechen von fünf Milliarden knurrenden Menschen, die sich auf der ganzen Erde erheben. Unterdessen schließen Marcel und Josiane, und mit ihnen siebenhundert Millionen Weiße, die Augen und verstopfen sich die Ohren …

47.

Die Landschaft um das Dorf herum war im Umkreis von zehn Kilometern völlig menschenleer. Sie war inzwischen von jedem fremden Eindringling gesäubert worden. Zehn Kilometer hin und zurück kann ein guter Marschierer mit militärischer Ausrüstung problemlos zu Fuß bewältigen. Jeden Morgen schwärmten vier Spähtrupps von je zwei Mann in alle vier Himmelsrichtungen aus, überwacht von Dragasès, Notaras und Minister Perret, die sich gegenseitig am Fernrohr ablösten. Sehr rasch kristallisierten sich natürliche Grenzen heraus, die das herrschende Chaos ein gutes Stück weit einhegten.

Im hügeligen Norden befand sich die Abtei von Fontgembar, wo das Marinekommando eine größere Einwandererkolonne vertrieben hatte. Im Süden lag ein Tal, durch das sich ein sandiger, nicht allzu tiefer Fluß zog, an dessen Ost-und Westufern zwei Winzerhöfe lagen, die von den Husaren schon am Abend der Dorfbesetzung mit Plastiksprengstoff dem Erdboden gleichgemacht worden waren. Jeder Einwanderer vom Ganges und jeder weiße Sympathisant, den man innerhalb dieses Verteidigungsgürtels entdeckte, wurde ohne Vorwarnung erschossen und die Leiche als abschreckendes Beispiel an Ort und Stelle liegengelassen. Von nun an konnte man die Grenzen des

Abendlandes mit dem bloßen Auge überblicken. Ein schwarzer Vorhang aus Raben, die über den Kadavern kreisten, zeichnete eine klare Linie.

»Da werden sie sich gleich wie zu Hause fühlen!« sagte der Oberst. Er sprach auch nie von einem »Krieg«, sondern nur von einer »Jagd«: Das Dorf jagte den schwarzen Mann, wie man Hasen innerhalb eines Wildgeheges jagt. Die Bilanz der täglichen Abschüsse wurde auf dem amtlichen Anschlagbrett am Eingang des Rathauses aufgehängt. Sie ersetzte die beiden Mitteilungen über den »Kampf gegen den Mehltau« und das »Jahresfest der Feuerwehr« (mit einem Boule-Wettkampf auf dem Hauptplatz und einem Ball in der Festhalle). Verschwunden war nun auch die Ankündigung der Eheschließung zwischen Herrn Pierre-Marie Gardaillou, seines Zeichens Winzer, und Fräulein Valentine Maindive. Gott weiß, was aus den beiden geworden ist. Ob sie jemals die Freuden des Hochzeitsmorgens erleben durften? Wenn die Frisuren ihren letzten Schliff bekommen, der Bräutigam sich den Hals mit einer perlgrauen Krawatte zuschnürt, wenn der blumengeschmückte Wagen des Schwiegervaters vorfährt und die Braut nach alter Sitte ihren Schleier unter den schon leicht beschwipsten Freundinnen und Cousinen verteilt.

Der alte Herr Calguès archivierte diese drei Aushänge sorgfältig in einer Mappe, da er seine Funktion als »Kulturminister« sehr ernst nahm. Denn was ist Kultur anderes als eine pietätvolle Bewahrung der Vergangenheit? In den ersten beiden Tagen zeigte die Jagdtafel ein beachtliches Ergebnis. Der Unteroffizier der Husaren gab sich alle Mühe, sie auf dem aktuellen Stand zu halten. Für jeden Abschuß malte er mit dem Pinsel einen kleinen, hübschen, sauberen Strich. Er biß sich dabei vor Konzentration auf die Zunge, denn er gab sich alle Mühe, keinen Klecks zu machen. Eine gute alte Tradition: Kerben auf dem Gewehrschaft, aufgemalte Bomben auf dem Seitenleitwerk der Flugzeuge oder die Silhouetten besiegter Panzer auf den siegreichen Panzern! Einwanderer vom Ganges: hundertsiebenundsiebzig Striche, Assimilierte: sechzehn Striche.

»Was meinen Sie mit »Assimilierte«, Herr Unteroffizier?«

»Alle Weißen auf Seiten der Schwarzen, Herr Oberst. Als ich im Tschad diente, habe ich erlebt, wie einige dieser Exemplare uns in den Rücken schossen. Wir nannten sie >Eingenegert«

»Wie gemein!« sagte der Oberst. »Aber was ist der Unterschied zwischen beiden?«

»Sehr einfach, Herr Oberst. Mit der Vernegerung fängt es an. Assimilation ist das fortgeschrittene Stadium. Da gibt es keinen inneren Widerspruch mehr, das ist sozusagen der Endzustand. Und da wir sie schon erschießen, sollten wir sie auch ordnungsgemäß in die richtige Rubrik eintragen. Heute neun Stück mit einem Schlag. Ganz zu schweigen von den zweiundvierzig Typen vom Ganges. Der Rest der Bande hat seine Verwundeten eingesammelt und ist dann abgehauen.«

»Die werden so schnell nicht wiederkommen«, sagte der Oberst. »Wenigstens nicht vor den Flugzeugen.«

»Flugzeuge? Was für Flugzeuge?« fragte der Minister.

»Flugzeuge mit einer blau-weiß-roten Kokarde natürlich! Es sei denn, sie nehmen sich Zeit, die Kokarde zu ändern, aber wozu? Ich habe jedenfalls keine Flugzeuge. Kein Risiko einer Verwechslung. Nun, ich wette, daß die ersten noch vor dem Ende der Woche kommen werden.«

Auf dem Platz, wo sich »die Regierung« unter den Bäumen erfrischte, saß der Oberst auf einer alten Bank. Sein Funkgerät knisterte. »In Fontgembar sind Leute aufgetaucht«, hörte man den Hauptmann des Marinekommandos sprechen. »Offenbar Assimilierte. Etwa vier oder fünf. Ich sehe sie schlecht, sie verstecken sich.«

»Gut! Auf was warten Sie noch? Heben Sie sie aus! Das kann ja nicht schwer sein, wenn sie derart Schiß haben. Zwei Mann genügen dafür.«

»Das ist es nicht, Herr Oberst. Sie geben keinen Schuß ab. Sie haben sogar ein weißes Taschentuch am Ende eines Stockes befestigt und schwenken es schon seit zehn Minuten durch das Guckloch des Tores.«

»Fordern Sie sie auf, mit erhobenen Händen herauszukommen. Aber warten Sie auf mich. Ich bin gleich da. Und Vorsicht, es könnte eine Falle sein ... Kommen Sie mit, Herr Minister?«

Doch es war keine Falle. Nach der ersten Aufforderung rief eine Stimme von der anderen Seite der Mauer: »Mit Vergnügen! Deshalb sind wir ja da!«

Sie waren zu viert. Als erster kam ein alter, aufrecht gehender Herr heraus, mit blauen Augen, kurzen weißen Haaren und einem langen Schnurrbart, der nach gallischer Art herunterhing. Unter dem Arm trug er eine antike, einläufige Entenflinte, die friedfertig entzweigegangen war. An ihrem Lauf hing ein weißes Taschentuch. Mit der freien Hand machte er eindeutig freundschaftliche Gesten. Dazu wiederholte er immer wieder: »Na endlich! Na endlich! Uns blieb leider nichts anderes übrig, als zu warten, denn es gibt nur eine Straße und ihr schießt ja auf alles, was sich bewegt...«

Er stellte sich vor: »Jules Mâchefer, Chefredakteur des unlängst eingestellten Blattes La Pensée nationale, auf der Flucht, aber in die richtige Richtung!« Diese Erklärung brachte ihm eine begeisterte Ovation ein, wenn man diesen geschwollenen Ausdruck bei einer so kleinen Menge überhaupt anwenden kann. Es waren ja nur vier Personen da: der Oberst, der Minister und der Hauptmann, sowie sein Kommando, das nur aus einem einzigen Soldaten bestand. Der Anblick der zweiten Person löste einige Verblüffung aus. Nicht nur wegen ihrer anachronistischen Erscheinung, sondern vor allem wegen der Komik ihrer Ausstaffierung. Es handelte sich ebenfalls um einen alten Herrn, etwas gebeugter als Mâchefer. Er hatte jedoch einen festen Händedruck und einen entschlossenen Blick.

»Darf ich vorstellen? Der Herzog von Uras!«, sagte der Journalist. Der Herzog sah aus, als hätte er sich planlos übergeworfen, was ihm in der Eile in die Hände gefallen war. Die Wochenendhose aus Flanell und die soliden Wanderschuhe waren noch eine einigermaßen vernünftige Wahl. Zusätzlich trug er jedoch die traditionelle Jagdkluft derer von Uras, mit weißem Ledergürtel und Silberknöpfen, auf denen die herzogliche Krone eingeprägt war. Eine Reitermütze und ein großes Jagdmesser, das an seinem Oberschenkel baumelte, vervollständigten die bizarre Mischung. Gleichsam als Kirsche auf dem Cocktail hatte er sich noch eine Gemeindeschärpe mit der Trikolore umgehängt.

Als er das Amüsement auf den Gesichtern sah, sagte er: »Als Herr Mâchefer mich in meiner Wohnung in der Rue Varenne abholte, gab er mir nur fünf Minuten Zeit, meine Sachen zu packen. Als erstes habe ich mir angezogen, was mir für eine Reise als praktisch erschien. Aber dann habe

ich mir gesagt: Wenn es schon zu Ende geht, dann wenigstens in einem Aufzug, der mir etwas bedeutet! Ich bin schließlich Schiffskapitän i. R., außerordentlicher Botschafter erster Klasse, Ritter des Malteserordens und Mitglied der päpstlichen Ehrengarde, natürlich im Untergrund seit Pius XII. Von den entsprechenden hübschen Uniformen habe ich immer viel gehalten. Aber das Jagdgewand ist etwas Besonderes, denn seine Geschichte reicht noch viel weiter in die Vergangenheit zurück. Ich habe es auch viel öfter getragen als alles andere. Ich fühle mich darin einfach am wohlsten. Und wozu bin ich hergekommen, wenn nicht zur Jagd? Was die Schärpe angeht... sagen wir, ich habe ihr gegenüber eine Verpflichtung. Ich brachte es nicht über mich, sie zurückzulassen. Ich bin schließlich der gewählte, republikanisch loyale Bürgermeister von Uras, ungefähr fünfzehn Häuser im Vaucluse, fünfzehn wahrscheinlich erloschene Häuser ...«

Er schloß für einen Augenblick die Augen, als ob er voller Bewegung vor einem Grabstein stünde. Doch die Gemütsaufwallung verflog rasch, und er fügte hinzu: »Wenn Sie sich jetzt noch über mich lustig machen wollen, bitteschön! Ein Bürgermeister ohne Gemeinde ist genauso gut wie ein Minister ohne Staat!«

»Sie täuschen sich, Herr Herzog! Wir haben schon beinahe einen ganzen Staat beisammen. Uns fehlt nur noch ein Bürgermeister. Auch das Problem ist jetzt gelöst. Wir wählen Sie zum Bürgermeister des Dorfes!«

»Und was sind meine Pflichten?«

»Es gibt keine!«, antwortete belustigt der Minister. »Aber Recht und Ordnung, verehrter Herr Herzog, Recht und Ordnung sind heilige Dinge!«

»Und wir?« fragten zwei Stimmen im Brustton der gerechten Empörung. »Bekommen wir etwa keinen Titel?«

Zwei stämmige, schwarzhaarige Kerle, Frohnaturen von etwa dreißig Jahren, in Cordkleidung und mit dreiläufigen Springfield-Gewehren bewaffnet, lachten ihnen kumpelhaft zu.

»Darf ich Ihnen Crillon und Romégas vorstellen?«, sagte der Herzog, »mein Chauffeur und mein Kammerdiener. Beide in Uras geboren. Ihre Familien sind seit zehn Generationen im Dienst derer von Uras. Ich wollte sie entlassen, als ich aufbrach, aber sie ließen mich nicht. Sie bestanden darauf, bei mir zu bleiben, und ich bin heilfroh darüber! Ohne sie hätte ich es niemals bis hierher geschafft. Es gibt nichts, was sie nicht können, von kochen bis schießen.«

»Ich habe eine Idee«, sagte der Staatssekretär. »Wir haben mehrere Minister, einen Generalstab, eine treue Armee und einen hochkompetenten Bürgermeister. Aber uns fehlt noch etwas Wesentliches. Uns fehlt das Volk!«

»Na, sowas aber auch! Daran habe ich gar nicht gedacht. Das ist unverzeihlich!«, warf der Oberst ein. »Crillon und Romégas, ihr spielt das Volk! Seid ihr einverstanden?«

Die beiden stießen sich mit dem Ellbogen in die Seiten, und Crillon antwortete: »Kein Problem, das schaffen wir. Aber haben wir auch ein Streikrecht?«

»Ihr wollt ein Streikrecht? Jetzt schon?«

»Mit Transparenten und Aufmärschen«, betonte Romégas. »Das müssen wir wissen. Sind wir das Volk oder sind wir es nicht?«

»Das Streikrecht ist ebenso unabdingbar wie Recht und Ordnung!«, sagte der Minister im pompösen Tonfall, als ob er eine Rede im Parlament halten würde. »Diese Errungenschaften sind unserer europäischen Zivilisation heilig! Ich versichere Ihnen hiermit feierlich, daß die Regierung zu Verhandlungen bereit ist, allerdings in vernünftigen Grenzen und soweit die Interessen der Nation nicht nachteilig berührt werden. Natürlich müssen Sie eine Gewerkschaft gründen, oder besser zwei rivalisierende Gewerkschaften, da Sie schließlich zu zweit sind. Sie werden zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Straßen aufmarschieren. Der Bürgermeister wird alles weitere regeln ...«

Der Satz endete in hervorplatzendem Gelächter, da der Staatssekretär nicht länger ernst bleiben konnte. Der Oberst lachte Tränen, der Herzog unterdrückte würdevoll das Glucksen und Kichern, das sich seiner Brust entringen wollte, Mâchefer und die Armee spendeten Beifall, schrien Bravo und warfen ihre Mützen in die Luft, während die beiden Kumpels die Doofen spielten und ihr Bestes taten, möglichst streberhaft dreinzugucken. Dieser Augenblick war nach all den kriminell verlogenen Schulmeistereien, die sie bislang zu hören gewohnt waren, geradezu eine Erlösung. Eine Gnade, die niemand begreifen konnte, der nicht fühlte wie sie. Man bedenke: sie waren völlig isoliert und kämpften verzweifelt auf einem verlorenen Posten. Sie wußten, daß ihre Galgenfrist beinahe abgelaufen war. Das Bewußtsein ihres nahenden Endes verlieh ihrem Humor eine schwindelerregende Dimension. Vor ihnen tat sich ein bodenlos tiefer Brunnen auf, in dem all die Wahrheiten ertranken, die frech ihre ewige Gültigkeit behauptet hatten. Mit frischem Schwung, »Je ne regretterien« singend, fuhren sie rasch in das Dorf zurück, der Oberst am Steuer. Mâchefer fiel noch ein anderer alter Schlager ein, »Tout est au duc«: »All dies gehört dem Herzog, mein Herr, nur er hat so viel Geld ...« Das kam hervorragend an, besonders als der Herzog eine Springfield anlegte, im Fahren durch die Wagentür zielte und fachmännisch drei große Teufel vom Ganges wegfegte, die am Straßenrand Reißaus nehmen wollten. Alle waren auf der Stelle tot. Glatter Herzschuß. Ein gutes Safarigewehr eben!

Am Abend gab es anläßlich der Amtsübernahme des neuen Bürgermeisters einen Ehrenumtrunk. Der alte Herr Calguès hielt eine sehr hübsche Rede. Besonders diese Stelle wollen wir festhalten: »Ich habe vorhin ein paar Geschichtsbücher aufgeschlagen, um mein Gedächtnis aufzufrischen. Denn irgendwie kamen mir Ihre Namen, meine Herrn Crillon und Romégas, bekannt vor. Wie im Fall unseres geschätzten Oberst Konstantin Dragasès handelt es sich dabei gewiß nur um einen Zufall, aber Sie werden mir zustimmen, daß er überaus bedeutsam ist. Also: In der Schlacht von Lepanto dienten zwei französische Hauptmänner unter Don Juan de Austria. Ihre Namen waren ... Crillon und Romégas! Ich füge hinzu, daß sie dabei ins Gras bissen und die Geschichte keine Nachkommen verzeichnet... «

Danach speiste man wie immer auf der großen Terrasse. Achtzehn Gedecke, einschließlich derer für die Wachen, die einander zwischen den Speisegängen ablösten.

48.

Achtzehn Gedecke. Am nächsten Tag legte Romégas zum Mittagstisch noch zwei weitere auf. Dann war der Truppennachschub endgültig versiegt. Der Westen zählte am Ende zwanzig Mann. Die

Ankunft der beiden Nachzügler lief nicht ohne Schwierigkeiten ab, vor allem nicht ohne Lärm. Im Morgengrauen wurde das Dorf durch eine furchtbare Schießerei auf der anderen Seite des Flusses, an der Grenze zum feindlichen Territorium, geweckt. Von weitem sah man nur ein paar Hungergestalten wie eine Herde aufgescheuchter Zebras über die Wiesen rennen, ohne daß die Ursache dieses Tumults erkennbar war. Unbestreitbar war, daß sich die Schüsse dem Fluß näherten, ein wenig wie eine Sappe, die sich langsam auf eine belagerte Stadt zubewegt. Jemand schien sich systematisch einen Weg quer durch die Masse der Einwanderer zum Dorf bahnen zu wollen. Nach dem Getöse, das sie verursachten, waren sie wohl zu zweit oder zu dritt. Und sie zielten hervorragend. »Verdammt gute Gewehre!« bemerkte der Herzog. »Großes Kaliber. Für Nashörner oder Elefanten.« Man konnte die Helden dieses Feuerwerks immer noch nicht erkennen, aber es wurde allmählich leichter, ihre Spur zu verfolgen. Tote und verwundete Schwarze markierten ihren ohrenbetäubenden Vormarsch, der offenbar in den Ruinen des Gutshofs im Westen steckengeblieben war. Vermutlich hatten die Einwanderer bereits angefangen, Milizen aufzustellen, denn neue Banden waren aufgetaucht und hatten den Hof eingekreist. Diesmal waren sie mit Jagdgewehren bewaffnet. Unter ihnen befanden sich »Assimilierte« und ein paar französische Gedärmen, die man an ihren Uniformen deutlich erkennen konnte. Ein diensteifriger Gendarm gehorcht stets der jeweils herrschenden Obrigkeit. Dies ist das ABC der Gendarmerie, ihr Rückgrat und oft ihre Schande. Zweifellos hatte die provisorische Regierung in Paris Befehl erteilt, den rassistischen Widerstand zu brechen ...

»Gendarmen!« sagte der Oberst. »Jetzt schon! Dann wird es nicht mehr lange dauern, bis sie uns die Flieger auf den Hals jagen...«

Über dem Gutshof waren plötzlich viele kleine Wölkchen zu sehen. Dann drang das Krachen von Explosionen bis zum Dorf.

»Handgranaten! Diese Schweine! Ich weiß nicht, wer diese Typen im Hof sind, aber wir werden sie verdammt nochmal rausholen! Herr Bürgermeister, Sie bewachen den Platz hier mit Ihren Springfields und Ihren Jungs. Herr Calguès, Sie bereiten uns Getränke vor. In zwanzig Minuten sind wir zurück.«

Es war ein denkwürdiges Unternehmen. Der erste und letzte Sieg, aber nach allen Regeln der Kunst, ein wahrer Husarenstreich. Sechshundert Meter vor dem Gutshof eröffnete der Lastwagen das Feuer, bei unverminderter Geschwindigkeit, wie ein Torpedoboot im Angriff. Das in aller Eile auf dem Dach befestigte Maschinengewehr fegte fürstlich über die Straße und das Feld hinweg und wälzte die Flut der Belagerer nieder. Wie eine rasende Mähmaschine in einem Kornfeld stieß der Wagen durch die Horde vom Ganges und die Gendarmen zum Gutshof vor. Die Rettungsaktion dauerte kaum dreißig Sekunden, nicht länger als eine Helikopterattacke. Die ganze Armee, bestehend aus acht Soldaten, einem Unteroffizier und einem Hauptmann, sprang vom Fahrzeug, feuerte aus allen Rohren, und bildete eine Art Fluchtschleuse zwischen dem Gutshof und dem Lastwagen.

»Na los, bewegt euch!« schrie der Oberst den noch immer unsichtbaren Belagerten zu. »Das ist der letzte Zug! Es gibt keinen anderen mehr! Zehn Sekunden Aufenthalt!«

Zwei Männer in schwerer Montur kamen herausgestürzt, die Brust schwer mit Patronengurten bedeckt. Jeder hatte ein Scharfschützengewehr mit einem Lauf aus blitzendem Stahl in der Hand. »Gottverdammt!« rief der Oberst und hob seine Maschinenpistole. »Sie da! Der Zweite! Wer sind

Sie? Antworten Sie, oder ich lege Sie um!« Der Mann war nach europäischer Art gekleidet, hatte aber eine schwarze Hautfarbe und die Physiognomie eines Inders. »Nicht schießen! Ich heiße Hamadura und bin ein Franzose aus Pondichéry.«

Einige Hände schnellten hervor und zogen ihn auf den losfahrenden Wagen, wo er zwischen den Beinen seines Gefährten landete, als das Fahrzeug mit Vollgas um die Kurve bog, so daß alle durcheinanderpurzelten. Fünfzig Meter weiter ließ der Oberst anhalten. Am Rand der Straße stand wie betäubt ein Gendarm und betrachtete verdutzt seine zerschmetterte Hand, aus der in dicken Tropfen das Blut floß.

»Wer ist Ihr Vorgesetzter?« blaffte ihn der Oberst an. »Machen Sie den Mund auf, oder ich töte Sie!«

Jetzt erwachte der Gendarm aus seiner Trance. Er zog eine Grimasse, als er den Kopf hob. Offenbar hatte er große Schmerzen. Es kostete ihn erhebliche Mühe, zu antworten.

»Der Befehl kommt aus Paris, Herr Oberst. Direkt vom Innenminister und Verteidigungsminister.«

»Sein Name?«

»General Le Grabe.«

»Danke!« sagte der Oberst. »Das wollte ich wissen.«

Der Gendarm machte zum Abschied eine komische kleine Verbeugung. Kein Wunder, mit einer Ladung aus der Maschinenpistole im Bauch. Dann sackte er zu Boden, wo er mit der Nase im Gras und starren Augen dahinschied, während der Lastwagen in aller Eile den Hang zum Dorf hinauf-fuhr...

Als Mâchefer auf der Terrasse sein Glas erhob, um die neuen Kameraden zu begrüßen, verschwand alles Mißtrauen. Lächelnd sprach er: »Ich weiß sehr wohl, wer Sie sind, Herr Hamadura, und warum Sie hier sind. Aber ohne Sie vor den Kopf stoßen zu wollen: Wenn man nicht wüßte, wer Sie sind, könnte Ihre Hautfarbe und Ihre Abstammung in unserer Mitte vielleicht etwas Überraschung auslösen. Zufällig habe ich Sie jedoch vor etwa zwei Wochen gehört, in dieser durchgeknallten Radiosendung, in der Vilsberg und Rosamunde Real darum wetteiferten, wer am besten im Namen des Weltgeistes Schleim absondern kann. Ich muß sagen, als ich Sie lachen hörte, mußte ich auch sehr lachen. Aber Sie und ich waren damals wohl die einzigen. Würden Sie uns nochmals Ihre Antwort zum Besten geben, wenn Sie sich noch daran erinnern?«

»Ich erinnere mich genau. Ich habe zu den beiden Witzkeksen gesagt: >Sie kennen mein Volk nicht, nicht seinen Schmutz, seinen jahrhundertealten Fatalismus, seinen idiotischen Aberglauben und seine atavistische Fortschrittsfeindlichkeit. Sie haben keine Ahnung, was Sie erwartet, wenn diese Flotte von Primitiven auf Sie zukommt. In Ihrer Heimat, die auch die meinige geworden ist, wird sich durch diese Menschen alles ändern, und mit ihnen werden Sie alles verlieren ...< Dann hat man mich abgewürgt. Aber ich war noch nicht fertig.«

»Das war nicht übel«, sagte der Oberst.

»Ich wollte noch etwas anderes hinzufügen«, fuhr Hamadura fort. »Weiß zu sein ist meiner Meinung nach keine Frage der Hautfarbe, sondern vor allem ein geistiger Zustand. Unter den >Südstaatlern< aller Zeiten und Länder hat es immer Schwarze gegeben, die es nicht als Schande empfunden haben, auf der >bösen< Seite zu kämpfen. Und wenn heute so viele Weiße schwarz geworden sind, warum sollen dann nicht einige >Schwarzhäute< weiß bleiben wollen? So wie ich. Darum bin ich hier, samt meinen vier Gewehren und Herrn Sollacaro, den ich heute morgen auf der Straße getroffen habe und der fabelhaft schießen kann. Ich danke Ihnen, daß Sie uns holen gekommen sind.«

»Herr Hamadura«, sagte Jean Perret, »ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Ich hätte noch ein Ministerium zu vergeben, das perfekt auf Sie zugeschnitten wäre. Herr Calguès hat schon das Kulturministerium, der Kommandant Notaras das Marineministerium, Herr Mâchefer das Informationsministerium und Oberst Dragasès das Verteidigungsministerium. Darf ich auch Ihnen einen Ministerposten anbieten?«

Beim Anblick der achtzehn grinsenden Gesichter vergaß der Mann aus Pondichéry wieder den Ernst seiner soeben gesprochenen Worte. Das war ganz in ihrem Sinne. Aus genau diesem Grund waren sie ins Dorf gekommen: um die Komödie zu wählen, um fröhlich und schnell zu sterben. Sie überließen es den anderen, ihre bleischwere Tragödie stumpfsinnig in die Länge zu ziehen, bis ans bittere Ende ihrer armseligen, gleichmacherischen Welt.

»Aber ja doch, Herr Minister«, antwortete er lachend.

»Herr Hamadura«, fuhr der Staatssekretär fort. »Ich ernenne Sie hiermit zum >Minister für die französischen Über-see-Départments<.«

»Wenn Sie nichts dagegen haben«, erwiderte Hamadura, »so würde ich die alte Bezeichnung vorziehen: >Kolonialminister<.« Auch er hatte verstanden.

»Und Sie, Herr Sollacaro, was dürfen wir aus Ihnen machen? Uns fehlt noch ein Geistlicher. Der Trost der Religion darf in unserer Lage nicht vernachlässigt werden. Ich sehe, Sie sind ganz in Schwarz gekleidet. Würden Sie vielleicht den Mann der Kirche spielen?«

Sollacaro war ein großer, schlanker Lebemann mit scharf geschnittenen Gesichtszügen. Seine strenge Eleganz verriet einen auserlesenen Geschmack. Er trug ein weißes Seidenhemd mit Manschetten, dazu einen samtig glänzenden Alpaka-Anzug von tadellosem Schnitt. All dies hatte freilich in den Kämpfen am Morgen nachhaltig gelitten. Die Schuhe aus Krokodilleder wären beschmutzt, die Hose zerrissen. Dennoch konnte man ihm ansehen, daß er nicht gerade knausrig war, wenn es um die Qualität seiner Kleidung ging. Ein großer Diamant am linken kleinen Finger bestätigte den extravaganten Gesamteindruck.

»So etwas wie einen Feldkaplan? Aber gerne!«, sagte er. »Ich bin Korse und Katholik und habe kein einziges Gebet vergessen. Aber Sie sollten auch wissen, daß ich bis zum vergangenen Freitag das schönste und exklusivste Freudenhaus der ganzen Küste besessen habe. Nun bin ich hier. Als Minister oder Militärkaplan, was Sie wollen ... vorausgesetzt, daß mir Herr Hamadura zwei seiner hübschen Gewehre überläßt!«

Der Unteroffizier der Husaren brachte die Bilanz auf den neuesten Stand. Auf der Jagdtafel im Gemeindehaus fügte er einige weitere Strichreihen hinzu. Der Ganges zählte nun zweihundertdreiundvierzig Striche, die »Assimilierten« sechsunddreißig. Sie standen auf dem kleinen Rathausplatz, und jeder gab seinen Kommentar zum aktuellen Punktestand ab. Das war inzwischen schon ein tägliches Ritual geworden. Wenn sich die Geschichte allerdings noch länger so hinzog, drohte sie ermüdend zu werden.

»Die Flugzeuge ...«, dachte der Oberst. »Worauf warten sie noch?«

»Wir müssen Recht und Ordnung wieder herstellen«, sagte plötzlich der Minister. »Ich lese da: zweihundertdreiundvierzig umgelegte Einwanderer vom Ganges. Hierzu hat uns kein

Gesetz ermächtigt. Im Gegenteil. Wenn die Herren Minister einverstanden sind, schlage ich daher folgenden Erlaß vor, der rückwirkende Kraft von drei Tagen bekommt und sofort öffentlich angeschlagen wird. Ich habe ihn soeben verfaßt. Hier.«

Er zog ein Papier aus der Tasche und las vor: »Angesichts des Notstands in den Départments des Südens werden bis auf weiteres die Bestimmungen des Gesetzes vom 9. Juni 1973 außer Kraft gesetzt, das folgenden Wortlaut hat: >Wer zur Diskriminierung, zum Haß oder zur Gewalt gegenüber einer Person oder einer Gruppe von Personen wegen ihrer Abstammung oder ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Volksgruppe, Nation, Rasse oder Religion aufstachelt, wird mit Freiheitsstrafe von einem Monat bis zu einem Jahr und zu einer Geldbuße von 2000 bis 300.000 Francs bestraft. Als Komplize eines Verbrechens oder Vergehens wird außerdem bestraft, wer den oder die Täter unmittelbar und mit Erfolg angestiftet hat, die besagten Handlungen zu begehen, sei es durch Reden, Zurufe oder Drohungen an öffentlichen Orten und bei öffentlichen Versammlungen, sei es durch Schriften, Drucksachen, Zeichnungen, Gravuren, Gemälde, Abzeichen, Bilder oder ähnliche Erzeugnisse in Wort, Schrift und Bild, die verkauft, verteilt, in den Handel gebracht oder der Öffentlichkeit durch Plakate, Anschläge und ähnliche Mittel zugänglich gemacht werden.< Ausgefertigt am ..., in ..., Gezeichnet:... etc. Ich gebe zu, daß diese Revision ein bißchen spät kommt«, fuhr der Minister fort. »Aber wer hätte bis dato gewagt, dieses Gesetz anzutasten? Ich habe die Akten nachgeprüft: Es wurde einstimmig verabschiedet. Ich vermute, daß meine Kollegen Abgeordneten damals einfach nicht imstande waren, seine langfristigen Folgen abzuschätzen. Und wer von ihnen Zweifel hatte, wagte es nicht, sie zu äußern. Es ist gefährlich, sich gegen eine solche Art von Einmütigkeit zu stellen.«

»Herr Minister«, warf der Oberst ein, »Haben Sie daran gedacht, daß Ihr Erlaß nicht nur uns vom Vorwurf rassistischer Verbrechen freispricht, sondern auch diejenigen, die uns ans Leder wollen? Das Gesetz vom Juni 1973 galt immerhin für alle Rassen und Hautfarben gleichermaßen.«

»Wirklich? Bis zum letzten Sonntag habe ich nichts davon bemerkt.«

Dann gingen sie speisen.

49.

Das Flugzeug kam am nächsten Morgen zur gleichen Stunde. Es war Donnerstag nach Ostern. Als es im Tiefflug am Kirchturm vorbeizog, konnte man erkennen, daß es seine Originalkokarden trug. Der Pilot sah darin allerdings keinerlei Grund, als Zeichen der Freundschaft die Flügel zu schwenken. Die Maschine flog zum Fluß und diesen entlang bis zum westlichen Gutshof, machte

dort einen großen Bogen, um Fontgembar und den Gutshof im Osten in Sichtweite zu bekommen und sauste dann erneut mit der vollen Kraft seines Düsenantriebs auf das Dorf zu. An den Grenzen richteten sich Tausende von Körpern auf, als ob der Sog des vorbeirasenden Flugzeugs sie emporziehe. Man hörte von allen Seiten Hurraschreie aus voller Kehle, die einen lärmenden Kreis der Begeisterung rings um das Gebiet zogen.

»Volle Deckung!« schrie der Oberst. Die Fensterscheiben des Rathauses flogen in Stücke, während die Steine der Fassade unter dem Kugeleinschlag abplatzten. Dröhnend zog das Flugzeug wenige Meter über den Dächern seine Spur und verschwand dann Richtung Norden.

»Das war nur ein Vorgeschmack«, sagte der Oberst. »Mehr wollte er nicht. Damit wir wissen, worauf wir uns gefaßt machen müssen, wenn die anderen kommen. Wer weiß? Das war vielleicht ein ehemaliger Kamerad ...«. Von Norden her konnte man ein entferntes dumpfes Brummen vernehmen, das von Sekunde zu Sekunde stärker wurde.

»Die Flieger von Le Grabe«, sagte der Oberst. Schon konnte man sie zählen. Sechs Wellen zu je drei Flugzeugen. »Achtzehn Flugzeuge. Man hat also achtzehn Piloten gefunden, um die Arbeit auszuführen.«

In Wirklichkeit waren es sogar drei Geschwader zu je achtzehn Flugzeugen, die in Abständen von fünf Minuten folgten. Aber sie hatten keine Zeit mehr, sie zu zählen. Das hat ihnen zweifellos im Augenblick des Todes viel Schmerz erspart.

Sie standen nun alle auf der Terrasse, aufrecht, Dragasès in der Mitte. »Es gibt zwei Möglichkeiten«, sagte er noch. »Einen Ausfall versuchen, in der Gruppe oder jeder für sich. Aber Sie sehen ja, was uns erwartet...!«

Er deutete auf das Land um das Dorf herum. Sie waren von brüllenden, heranströmenden Horden umzingelt. Die gewundene Straße, die zur Abtei Fontgembar führte, wimmelte von Tausenden von menschlichen Ameisen, endlose Kolonnen, starrend vor Fäusten, Stöcken, Sensen und Gewehren ...

»In einem Gemetzel Kopf an Kopf mit diesen Gestalten zu enden, hat keinen Sinn.«

»Und die zweite Möglichkeit?« fragte der Minister. Sie alle kannten bereits die Antwort.

»Wir bleiben hier und warten. Das wird uns kaum noch zwei Minuten kosten. Es ist immer noch sauberer, von unseren eigenen Leuten getötet zu werden. Endgültiger kann ein Ende gar nicht sein. Dann gibt es auch nichts mehr zu bereuen ...«

»Meinten Sie das, als Sie sagten, Sie wollten die Sache nach Ihrem Gusto zu Ende führen?«

»Genau das.«

»Ich wußte es«, sagte der Minister. »Jeder hier wußte es. Deshalb sind wir Ihnen gefolgt.« Er richtete sich auf und lächelte, als ob ihm eine amüsante Idee gekommen wäre. »Herr Sollacaro«, sagte er. »Da Sie ein gutes Gedächtnis haben und unser Feldkaplan sind, wäre es vielleicht an der Zeit, ein paar Gebete zu sprechen ...«

Diese letzten Worte gingen im Krachen der Bomben unter. Das Haus des alten Herrn Calguès, erbaut im Jahre 1673 für die nächsten tausend Jahre, war nur noch ein Trümmerhaufen unter anderen im Dorf. Als die Gendarmen kamen, um die Toten zu identifizieren, stießen sie inmitten der Ruinen auf einen vergitterten Aushangkasten, der merkwürdigerweise ganz geblieben war. Ganges: dreihundertzwölf Striche, Assimilierte: Sechsundsechzig Striche.

Das war die letzte Abschußtabelle vom Donnerstagmittag nach Ostern. Folgende Namen sollte man hinzufügen: Oberst Konstantin Dragasès, Chef des Generalstabs; Jean Perret, Staatssekretär; Calguès, emeritierter Professor für französische Literatur; Jules Mâchefer, Journalist; Kapitän Loukas Notaras, Kommandant des Frachters Insel Naxos-, Hamadura, Franzose aus Pondicherry; der Herzog von Uras, Komtur des Malteserordens; Sollacaro, Bordellbesitzer; das 2. Husarenregiment, genannt die Husaren von Chamborant, mit einem Unteroffizier und drei Reitern; das 1. Marinekommando mit einem Hauptmann und fünf Soldaten; Crillon und Romégas, Einwohner von Uras im Vaucluse. Insgesamt zwanzig Mann.

In memoriam - Daß man sich wenigstens an sie erinnere!

50.

Ich, für meinen Teil, erinnere mich an sie, jetzt, wo ich diesen Bericht beende. Ich habe ihn mehr für mich selbst als mit einem Publikum im Hinterkopf niedergeschrieben, und ich rechne nicht damit, daß er jemals veröffentlicht wird. Außerdem hat das neue Regime seine offizielle Darstellung der Ereignisse inzwischen gesetzlich absichern lassen. Ich kann höchstens hoffen, daß meine Enkel ihn lesen werden - ohne sich dafür zu schämen, daß das Blut seines Autors auch in ihren Adern fließt. Werden sie überhaupt noch verstehen, wovon ich spreche? Wird das Wort »Rasse« für sie noch irgendeine Bedeutung haben? Schon zu meinen Lebzeiten hat sich seine Definition erheblich verändert. Was für mich nur eine simple Feststellung war, nämlich daß die verschiedenen Rassen inkompatibel sind, wenn sie im selben Raum leben müssen, wurde vom Großteil meiner Zeitgenossen als Aufruf zum Rassenhaß und als Verbrechen gegen die Menschenwürde ausgelegt. Was soil’s, mögen sie denken, was sie wollen!

Vielleicht wundern oder entrüsten sie sich weniger, wenn ich ihnen mitteile, daß ich dieses Buch in der Schweiz geschrieben habe. Was für eine eigenartige Schonfrist haben ich und einige andere hier geschenkt bekommen! Ich meine damit natürlich nicht die Feiglinge, die zuerst lauter als alle anderen »Halali!« geschrien und sich dann als erste hinterrücks abgeseilt haben. Nein, ich spreche von denen, die sich auf den Weg in die Schweiz gemacht haben, weil sie dort das Leben weiterführen wollten, das sie liebten: nach westlicher Art und unter Menschen gleicher Rasse. Was für ein erstaunliches kleines Land! Wie lange schon hatte man die Schweizer verspottet, weil sie sich damit begnügten, zufrieden zu leben, ohne sich durch Gewissensbisse zu zerfleischen, und weil ihre Gedankenflüge kaum über das Streben nach ein wenig alltäglichem Glück hinausgingen. Schweizer sein bedeutete, einen gelben Stern zu tragen. Die Moralapostel dieser Welt hatten für sie nur eine Mischung aus Haß, Herablassung und Verachtung übrig. Mit ausgestrecktem Zeigefinger deuteten all die säuerlichen, dauerempörten Clowns auf diese Schweiz, die es wagte, derart egoistische, abnormale Werte hochzuhalten! Nach dem Ostermontag blieb nur mehr der pure Haß übrig. Denn die Schweiz hatte mobil gemacht. Wie immer, wenn ein Weltkrieg um sie herum ausbrach. Sie ernannte einen befehlshabenden General. Sie schloß die Grenzen. Und was noch schlimmer war: Sie verwies alle Farbigen aus ihrem Gebiet oder begann zumindest, ein scharfes Auge auf sie zu werfen. Man beschuldigte sie, die Wiedereinführung von Ghettos und

Konzentrationslagern zu planen. Ich kann bezeugen, daß das nicht stimmt. Richtig ist jedoch, daß eine dunkle Hautfarbe ab sofort Verdacht erweckte. (Wobei ich mich frage, ob das im Bannerträgerland der internationalen Freiheiten nicht immer schon so gewesen ist.) Natürlich verließen die Vereinten Nationen daraufhin die Schweiz, samt ihrem eitlen Gefolge der humanitären Organisationen.

Merkwürdigerweise atmeten die Menschen in Genf geradezu auf, als sie endlich abzogen. Es versteht sich von selbst, daß dieser Zustand nur von kurzer Dauer war. Einige Monate. Nicht einmal ein Jahr. Denn auch die Schweiz war im Innern morsch geworden. Auch dort hatte das Tier alles unterhöhlt, aber mit soviel Behutsamkeit, daß es länger dauerte, bis der Widerstand zusammenbrach. Die Schweiz begann zu grübeln und sich darüber selbst zu vergessen. Ihr Untergang gestaltete sich weniger dramatisch als in anderen Ländern. Der berühmte Schild der Neutralität machte immer noch einen gewissen Eindruck, und man zog Samthandschuhe an, während man zur Jagd blies. Von innen und von außen wurde der Druck zunehmend stärker und unerbittlicher. Das Münchner Abkommen wiederholte sich. Die Schweiz konnte nicht mehr ausweichen. Sie mußte nachgeben. Heute hat sie unterzeichnet.

Heute nacht um o Uhr wird sie ihre Grenzen öffnen. Sie waren schon seit Tagen kaum mehr bewacht. Und ich? Ich sage mir immer wieder diesen melancholischen Satz eines alten Prinzen Bibesco auf, langsam, um ihn tief in mich hinein sinken zu lassen: »Der Fall von Konstantinopel ist ein persönliches Unglück, das uns erst letzte Woche widerfahren ist!«

Anmerkungen

4. August: Am 4. August 1789 beschloß die Nationalversammlung die Abschaffung der feudalen Vorrechte. // Abendland: R. benutzt das Wort »occident« synonym für: Abendland, Europa, den »Westen« sowie für die weiße, (post-)christliche Welt überhaupt. H Afghanisches Reiterspiel (Buzkaschi): Nationalsport in Zentralasien, bei dem Reiter um eine tote Ziege kämpfen. // Bailli: Amt im Malteserorden. // Benedikt XVL: J.R. schrieb 2006: »Ich möchte festhalten, daß dieser fiktive Papst in keiner Weise mit Seiner Heiligkeit Papst Benedikt XVI. verwechselt werden darf, dem ich Vertrauen und Hochachtung entgegenbringe.« // Ben Souad: Anspielung auf Jean Daniel Bensa'id ("1920), Gründer des linken Nachrichtenmagazins Le Nouvel Observateur (1964). H Bir Hakeim: Schlacht in Libyen zwischen freifranzösischen und deutschen Truppen (1942). // Buzzati, Dino: Ital. Schriftsteller (1906 -1972). Die Erzählung heißt Ein Haus ist eingestürzt (1955). // Camerone: Das Gefecht von Camerone in Mexiko (1863) gilt als eine der größten Taten der französischen Fremdenlegion. // Canebière: Hauptstraße in Marseille. // La Grenouille: »Der Frosch«. // La Pensée nationale: »Der nationale Gedanke«. // La Pensée nouvelle: »Das neue Denken«. // Marquis de La Fayette: Einer der wichtigsten adeligen Akteure der Französischen sowie Amerikanischen Revolution (1757-1834)-1792 von den Jakobinern verfolgt. // Namibia: Die Ereignisse um den Besuch des Papstes in Windhoek sind fiktiv im Sinne einer »Alternatives

welthistorie«. N. erlangte 1990 die Unabhängigkeit von Südafrika. // Nürnberg: R. rechnet in der Tradition der katholischen Rechten den Nationalsozialismus zur Linken. // Pasolini, Pier Paolo: Marxistischer Dichter und Filmemacher (1922-1975). Auch er setzte gewisse utopische Hoffnungen in die Dritte Welt. // Paul VI.: Anspielung auf das Zitat: »Der Rauch des Satans ist in den Tempel Gottes eingedrungen«, das oft als Zeichen einer nachkonziliaren Reue gedeutet wird. // Péguy, Charles: Katholisch-sozialistischer Schriftsteller (1873 -1914). // Poet aus Harlem: Keorapetse Kgositsile (*1938), Mitglied der »Last Poets«. // Pondicherry: Seit 2006 offiziell »Puducherry«, bis 1954 Hauptstadt von Französisch-Indien. R. nennt Hamadura ausdrücklich einen »Franzosen aus Pondicherry«. // Rabelais, François: Frz. Schriftsteller, dessen Deftigkeit sprichwörtlich geworden ist (1483/1494-1553). // Rattenvolk: frz. raton = rassistische Bezeichnung für Araber und Maghrebiner. // Rhodia: Von 1998-2011 existierte zufälligerweise tatsächlich ein Chemiekonzern dieses Namens. // Rouget de Lisle: Komponist der Marseillaise (1760 -1836). // Sappen: Zu militärischen Zwecken genutzte Laufgräben. // Tout est au duc: Chanson von Charles Trenet (1913-2001). // Vauban: Sébastien Le Prestre de Vauban (1633-1707), Festungsbaumeister Ludwigs XIV. // »Weine nicht mehr, mein heißgeliebtes Land«: Nach dem Anti-Apartheidsroman »Cry, the Beloved Country« von Alan Paton (1948). U Weiße Väter: In der Afrikamission tätiger Orden, gegründet 1868. // »Wer zur Diskriminierung ...«: Wortlaut der »Lex Pleven« vom 1. Juli 1972. R. hat absichtlich ein falsches Datum angegeben. Die daran anknüpfende »Lex Gayssot« (1990) inkludiert die Holocaustleugnung, vergleichbar dem deutschen §130.